

# ÜBERGÄNGE



## Zirkular zur Kritik von Ökonomie & Politik

### **"Krisis" am Ende**

Von Marx zu Kurz & Klein  
Die Verwandlung einer Theorie in eine  
postmoderne Mysterienlehre

### **Abschaffung von Arbeit und Geschlecht ?**

Zum Verhältnis von Arbeit(steilung)  
und Geschlecht  
Sinnlichkeit, Geschlecht und Kapital

### **Ontologie und Geschichte**

Schwierigkeiten, Kapitalismuskritik und  
Menschenbild des Karl Marx  
zusammenzudenken

### **Thesen und noch mehr Fragen zur Arbeit**

evolutive Genese der Arbeit  
Ist Dienstleistung wertproduktiv  
Abstrakte Arbeit auch im Sozialismus?

# INHALT

3

*Ingwer Schwensen*

## **Statt eines Editoriais**

„Das, was schwer zu machen ist: ...“

9

*Eva Abendroth*

## **Widerrede**

Auch kein Editorial

11

*Daniel Dockerill*

## **Krisis am Ende**

Wie ein Versuch, die Kritik der Politischen Ökonomie zu aktualisieren, in ihrer Abspaltung verpuffte

39

*Klaus Braunwarth*

## **Sieben Anmerkungen**

zu „Krisis am Ende“

42

*Daniel Dockerill*

## **Replik**

auf Klaus Braunwarths Anmerkungen

49

*Robert Schlosser*

## **Abspaltungstheorem und Arbeit**

Von der Kritik der Arbeit „als solcher“ zur Abschaffung von Gockel und Hennen „überhaupt“

73

*Klaus Braunwarth*

## **Zur Kritik des Abspaltungstheorems**

Ein Brief zum Beitrag von Robert Schlosser

79

*Franz Lindemann*

## **Ontologie und Geschichte**

Über den Ursprung einiger Schwierigkeiten im Verständnis der Kritik der Politischen Ökonomie

91

*T&T*

## **Thesen zur Arbeit**

97

*Matthias Grewe*

## **Einwände und Fragen**

Ein Brief zu den Karlsruher „Thesen zur Arbeit“

---

**Übergänge** erscheinen unregelmäßig  
(Nr.1; Juni 1994)

V.i.S.d.P.: I. Schwensen  
Schäferstr. 11  
20357 Hamburg

Herstellung: Kopien im Selbstverlag

Einzelpreis: Kostenpreis zzgl. Porto

### **Bestellungen bei:**

Hamburger Studienbibliothek (HSB)  
Thadenstr. 118 22767 Hamburg

Berappung entweder als Vorkasse in Briefmarken oder auf unser Konto: I. Schwensen - Sonderkonto Kto Nr. 67 32 57 - 204 BLZ 200 100 20 (Postgiroamt Hamburg)

**Eigentumsvorbehalt:** Nach dem Eigentumsvorbehalt ist das Zirkular solange Eigentum des Absenders, bis es der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur-Habnahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird das Zirkular der/dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist es dem Absender unter Angabe des Grundes der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung des Herausgebers wieder.

## Statt eines Editorials

„Das, was schwer zu machen ist:

Undogmatische Theorie und phantasievolle Praxis“ hat Thomas Leithäuser Mitte der 70er Jahre eine Bilanz der damals bereits weitgehend „resozialisierten“ Emanzipationsbewegung überschrieben. Bis dahin hatte, wie seitdem noch oft, die revolutionäre Linke, dieser notwendig stets vorläufig wirkende Platzhalter der Aufhebung der gesellschaftlichen Verhältnisse, noch jeder ihrer vergangenen Gestalten zur Wiederkehr als Farce verholten, auch verhelfen müssen. Es gelang nicht, Gegenstand und Begriff, die Praxis und das Denken gesellschaftlicher Emanzipation in der revolutionären Politik miteinander adäquat zu vermitteln. Es mißlang somit deren historisch notwendige Aktualisierung. Lösungen erfuhr dieses Problem nur um den Preis einer Aufspaltung und Neutralisierung der revolutionären Politik und, ganz praktisch, einzeln, zu zweit, in Arbeitsgruppen, einer Re-Privatisierung ihrer Akteure. In diesem Prozeß ist daher vielen die revolutionäre Theorie, wie anderen die reformistische Praxis, auch subjektiv vom *asylum ignorantiae* der Platzhalterschaft zu einer Art *asylum in absentia*, in – vermeintlicher – Abwesenheit der wirklichen Bewegung eben, welche den jetzigen Zustand aufhebt, geworden. Hier aber gelten bis heute die gleichen Regeln und werden die gleichen Kämpfe weiter ausgefochten. Es gibt in der irrationalen Totalität der Verdinglichung und Konkurrenz offenbar keinen Zufluchtsort, keine Freistatt der vernünftigen Produktion.

Wenn sich die erste Ausgabe dieses Zirkulars so nur in die lange Folge sich selbst ausrufender Avantgarden einzureihen scheint, in der negativ sich absetzenden Bestimmung eigener Identität bürgerliche Form mehr als wählend, will es entgegen einer und sei es marxistisch elaborierten Exekution der schlechten Verhältnisse für einen selbst-reflexiven theoretischen Zugang werben und eine theoretische Praxis in Gang zu bringen versuchen, die sich die **Rekonstruktion der Kritik der Politischen Ökonomie** zum Bezugspunkt ihrer Mitarbeit an der Entfaltung einer revolutionären Theorie und Praxis der Gegenwart wählt. Es will somit im Bewußtsein nicht nur der eigenen Bedingtheit und Unzulänglichkeiten, sondern gerade der dringenden historischen Notwendigkeiten und praktischen Möglichkeiten dem bürgerlich exklusiven Konkurrenzgehebe kritischer Kritik ebenso wie den instrumentellen Verkürzungen politizistischer Theoriebildung die Arbeit des Begriffs in ihrer materialistischen Dialektik von Kritik und

Selbstkritik, Praxis und Interpretation, Logik und Geschichte entgegensetzen. Dies bildet allemal das gemeinsame Ausgangsmotiv, zu der mit dieser Ausgabe erst angemeldeten Anstrengung zusammenzukommen. Seine Wirklichkeit wird sukzessive erweisen müssen, daß der dem Zirkular verbundene und sich zukünftig verbindende Diskussionszusammenhang in diese Schuhe hineinzuwachsen vermag. Seine bisherige Diskussionspraxis nährt da Zuversicht genauso wie Zweifel angesichts der noch längst nicht aufgehobenen „alten“ Probleme zu deren Bestimmung und Klärung die „Übergänge“ vermittelt Inhalt und Form ihrer eigenen Arbeit beitragen wollen.

### II.

Schon Anfang der 80er Jahre waren ja in der BRD-Linken sowohl die tiefe Krise der bisherigen marxistischen Theoriebildung und Politik allen Beteiligten recht evident geworden als auch die ersten Versuche einer theoretischen Reorientierung in Reaktion auf diese Krise in Gang gekommen. In der Hauptsache ist es der Initiative Sozialistisches Forum in Freiburg und der Initiative Marxistische Kritik aus Nürnberg, der heutigen Krisis, zu verdanken, wenn auch in unterschiedlicher Orientierung und Qualität, hier, außerhalb der Akademie wie in vermittelter Distanz zu den Neuen Sozialen Bewegungen, entscheidende Impulse gegeben und theoretisch Türen geöffnet zu haben. Ihre Arbeiten haben ein kritisches Licht auf die bisherige marxistische Theoriebildung geworfen und haben zum Beispiel vermittelt ihrer Kritik des Arbeiterbewegungsmarxismus und des Wertfetischismus oder des linken Antisemitismus und des instrumentellen Charakters der diversen damals vorherrschenden Richtungen revolutionärer Theorie Standards gesetzt, denen sich die „Übergänge“ mit dem Versuch einer Rekonstruktion der Kritik der Politischen Ökonomie unter anderem zu stellen haben.

Die Notwendigkeit einer solchen Rekonstruktion in Form einer bis in die Oberflächenformen der bürgerlichen Gesellschaft zu konkretisierenden Kapitalkritik und so in Form einer Fortführung und weiteren Entfaltung der in Marx' unvollendetem Hauptwerk angelegten analytischen und revolutionären Potentiale für eine Praxis der Befreiung und des Widerstands ergibt sich m.E. allerdings auch aus der Entwicklung, die gerade diese Ansätze genommen

haben. Spätestens z.B. zu dem Zeitpunkt, wo die Krisis konkret wird (lies auch: wo die „Krisis“ „Konkret“ wird), erweisen sich die schon seit Jahren rumorenden Kritiken wie etwa an der Verengung der Kapitalkritik auf Wertkritik, an der einfachen Eskamotierung des Arbeitsbegriffs oder an der Aufhebung historischer Dialektik in eine schlechtabstrakte Kategorienlogik als erste Benennungen der entscheidenden Fehlerquellen dieses Ansatzes, die mittlerweile in seinen unvermittelten Übertragungen abstrakter Kategorien in realempirische Wesenheiten und dem kleinbürgerlichen Gestus, längst und allemal besser diskutierte Argumente als eigene Erfindung auszugeben, kenntlich werden. Zugleich manifestiert sich in beiden Ansätzen bisweilen eine typische Kritikfigur, die den Gegenstand ihrer Kritik im Zuge seiner Behandlung schlicht erledigt, sodaß schließlich nicht mehr kritisiert wird, wie Kommunistinnen und Kommunisten z.B. Emanzipation verstehen und für sie eintreten, sondern daß sie es tun. Ebenso verhält es sich bei beiden mit weiteren nur ungenügend gelösten Problemen: dem Verhältnis von Allgemeinem und Besonderem, der Klassentheorie, dem gesellschaftlichen Naturverhältnis, Fragen der Subjektconstitution, der Bestimmung von Form und Inhalt der gesellschaftlichen Praxis und so der gegenwärtigen historischen Bedeutung und widersprüchlichen praktischen Umsetzungsmöglichkeiten kommunistischer Emanzipation als der Produktion der Verkehrsform selber.

Entlang dieser Problemstellungen hat man es nicht nur bei ihnen mit systematischen Fehlern zu tun, deren Ursachen in der einseitigen, undialektischen Anwendung, methodologischer erkenntnistheoretischen Verkennung oder allzu leichtfüßigen Reinterpretation zentraler Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie zu suchen sind. Diese ist dagegen in Richtung einer kritischen Theorie des bürgerlichen Individuums fortzuführen und, das ist für die allseits beschworene Fortführung zentral, praktisch zu entfalten und nicht mittels einiger theoretischer Winkelzüge faktisch zu erledigen. Denn damit begibt sich revolutionäre Theoriebildung ihrer notwendigen dialektisch-materialistischen Grundlagen und wird restlos zum schillernden Diskurs unter bürgerlichen Diskursen.

### III.

Über diese Punkte waren sich die TeilnehmerInnen der ersten regulären Treffen dieses sich noch gründenden Zirkulars einig, wenn auch in Form einer Einigkeit auf schmaler Grundlage. Es wurden sich, wie es für die Gewinnung einer eigenen Identität immer förderlich ist, zwar auf erste Kritikpunkte an den sich tummelnden

Platzhirschen verständigt, die guten Absichten gegenseitig kundgetan und wechselseitigen Diskussionsfähigkeiten ausgetestet. Aber erst mit dieser ersten Ausgabe und den darauf folgenden Reaktionen und Treffen wird die Möglichkeit bestehen, in erweiterter Vernetzung zu präziser bezogenen inhaltlichen Diskussionen zusammenzukommen. Dort wird sich dann so oder so erweisen, welche weitere Entwicklung oder auch was für ein rasches Ende diesem Vernetzungsversuch für eine revolutionäre Theoriebildung der Gegenwart beschieden sein wird.

Meines Erachtens, der ich dieses erste Statt-Editorial aus einer Stellung als Teilnehmer wie als interessierter Beobachter von Seiten der Hamburger Studienbibliothek heraus schreibe, wird der Erfolg dieses Zirkulars wesentlich von seinen Fähigkeiten zur *selbst-reflexiven* Implementation seines Rekonstruktionsversuchs abhängen. Welchen Inhalt hat denn die Rede von „Rekonstruktion“ über die oben getroffenen Bestimmungen hinaus? Was sollte ihre Ausgangspunkte bilden? Wohin soll mit welchem Gepäck vermittle Rekonstruktion und vor allem wie „übergegangen“ werden? Die revolutionäre Linke, ihre Praxis und ihre Theoriebildungsprozesse, wie eingangs geschehen, wesentlich als Platzhalter zu bezeichnen, bezeichnen zu müssen, würde ja erst dann obsolet, wenn es gelänge, sich in eine vermittelte Übereinstimmung mit der „wirklichen Bewegung“ zum Kommunismus zu bringen, einen tätigen Teil also dieser Bewegung zu bilden. In diesem Sinne bedeutet Rekonstruktion, die dialektische Bewegung einer produktiv-reproduzierenden Praxis der Antizipation und Kritik in der Geschichte, wie sie von Marx im Gesamtzusammenhang seines Werkes als Motor und Möglichkeit der tätigen Selbstaufhebung des Kapitalismus analytisch hervorgerufen wird, bis in unsere Gegenwart fortzuführen und hier praktisch, entlang der Produktivkraftentwicklung der Individuen auf Weltmarktniveau, dieser Schranke des Kapitals in sich selbst, zu verankern. Sie beinhaltet somit wesentlich in Form einer tätigen Entfaltung der produktiven Vermögen der Individuen:

- eine in der Arbeit des Begriffs sich entfaltende gesamtgesellschaftliche und historisch-genetische Perspektivnahme
- eine darin vorzunehmende materialistische Selbstverortung und -kritik, die z.B. die abstrakte Allgemeinheit ihrer theoretischen und praktischen Bezugnahme zu überwinden und überzugehen vermag zu einer kritischen Anerkennung der historischen Dialektik von Allgemeinem und Besonderem und deren soziokulturell fundierter wie codierter Vervielfachung in der Spezifik des Leidens und der Not wie des Be-

dürfnisreichtums und der Glücksansprüche der Individuen/seiner selbst in ihrer derzeitigen kapitalistischen Schädigkeit als prozessierende Widersprüche, als Bedingungen somit der kapitalistischen Krise

– ein demgemäßes Ausbuchstabieren der Krise, um in ihrer konkreten Aneignung nach vorn gehende Optionen in der barbarischen Selbstaufhebung des Kapitals zu erkämpfen / zu gewinnen und voranzutreiben

– bewußte Vergesellschaftungspraxis also in dieser Selbstaufhebung und gegen die barbarischen Formen, nicht gegen die Selbstaufhebung des Kapitals.

Die in der Totalität des durch das Kapital gesetzten gesellschaftlichen Verhältnisses allseits gegebene Identität von Identität und Nichtidentität zum Zwecke ihrer Aufhebung quasi wie eine Welle auszureiten, erweist sich dafür als eine unhintergehbare historische Notwendigkeit. Denn diese gleiche widersprüchliche Konstitution kapitalistischer Totalität wie der bürgerlichen Individuen in ihr, die in dem totalen System der Ware in ihrem Doppelcharakter, das in der kapitalistischen Mehrwertproduktion dann zum Prozeß kommt, wurzelt, ist für eine marxistische Gesellschaftstheorie der zentrale Angelpunkt. Sie transportiert im Zuge der historischen Vergesellschaftung des Kapitalverhältnisses die dialektisch zu vermittelnde doppelte Bestimmung des *einen* gesellschaftlichen Subjekts: einerseits „kritisch als ‚automatisches Subjekt‘ (Marx) unter dem Aspekt ihrer [d. bürgerl. Gesellschaft] Aufhebbarkeit“<sup>1</sup>, andererseits als die historischen tätigen Subjekte, wie sie hier als vergesellschaftete und sich vergesellschaftende bestimmt werden. Entlang dieses doppelten Begriffs von ‚Subjekt‘ im Kapitalismus, der – das Kapital wirklich als gesellschaftliches Verhältnis denkend – allein in der produktiv tätigen Weltaneignung der Individuen, ihrer Subjektivität und Praxis objektiv als gesellschaftlicher, so menschlicher realisiert wird, ist die folgende Bestimmung von Dialektik<sup>2</sup> zu lesen, weil sie in kondensierter Form die Frage nach der Bedeutung der historischen Angemessenheit von Gegenstand und Begriff, vom Vollzug selbstreflexiver Theorie und Praxis einer Rekonstruktion der KpÖk als kritischer Theorie des bürgerlichen Individuums und ihre Antwort enthält: „Die Marxsche Dialektik als an die Kategorie der Ware gebundene Form ist deshalb nicht nur Ausdruck der kapitalistischen Verhältnisse, sondern im Gegensatz zur Hegelschen Denkweise drückt sie diese Verhältnisse selbstbe-

wußt aus, in Kenntnis der Zusammenhänge, deren Teil sie ist: als Reflexion der gesellschaftlichen Totalität vom Standpunkt des zu sich kommenden Subjekts; auf einer Stufe, auf der die Welt durch und für das Subjekt bewußt wird.“

Inwiefern eine solche revolutionäre Dialektik selbstbewußter Subjektivität als Möglichkeit überhaupt Wirklichkeit besitzt, erweist sich daher in der Praxis der theoretischen Arbeit zentral am Grad von deren Selbst-Reflexivität. Selbstreflexiv eben in dem doppelten Sinne einmal der kritischen Reflexion auf sich selbst als Bestandteil – epochemachender Produzent und Reproduzent – des Reflektierten wie zum anderen auf die historische Reflexivität der auf sich selbst zurückschlagenden kapitalistischen Entwicklung selber.

Auch in der theoretischen Arbeit gilt somit die Dialektik von Theorie und Praxis. Wer sich nicht mit hineinnimmt, hineinvermittelt, konkret, in die allgemeinen Bestimmungen, vermag dieses Spannungsverhältnis des prozessierenden Widerspruchs (nicht nur der Ambivalenz, wie die neomodernere Gesellschaftstheorie dieses Verhältnis sogleich neutralisiert) in der Identität von Identität und Nichtidentität nicht zu übernehmen oder zu begreifen, geschweige denn revolutionär zu wenden. Er oder sie werden zwangsläufig antigesellschaftliche Bürger rein auf der Bürgerseite bleiben, egal als wie total vergesellschaftet sie sich deklamieren oder wie oft sie das Kompendium der KpÖk umgewälzt, feinziseliert und rerekonstruiert haben. Die Betonung des selbst-reflexiven Moments heißt also, sich in seiner Bedingtheit ebenso wie mit seinen produktiven Vermögen auch in der theoretischen Arbeit und Diskussion in eine vermittelte Präsenz zu bringen und mit emanzipatorischen Lösungsversuchen für die gesellschaftlichen Probleme, für die eingestanden werden kann und wird. Selbstreflexiv heißt somit auch, die Kritik kostet einen selber was und tobt sich nicht billig an eigens dafür zugerichteten Schießbudenfiguren aus. Sonst geht es nur um bürgerliche Hegemonie, um Vorteile in der Reproduktion und wechselseitigen Durchsetzung kapitalistischer Klassenkonkurrenz aneinander im fröhlichschaurigen Miteinander; diesmal, wiedermal unter der Fahne einer Rekonstruktion der KpÖk.

#### IV.

Materialistische Kritik also „has to live up to its own premises“, hat ihre Vorgaben immer wieder zu erlassen und zur Praxis zu treiben. Sie muß Rekonstruktion darstellen im Sinne konkreter Aneignung – als Modus der Reflexivität auf der individuellen Seite des gegenständ-

<sup>1</sup> Reinicke / Postone: Dialektik des Proletariats, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung 4, 1974; S. 266

<sup>2</sup> ebd.; S. 267

lichen Produktionsprozesses – ihrer kapitalistischen Geschichte und Gesellschaftlichkeit. Das beinhaltet, den historischen Vergesellschaftungsschub, in dem die bisherigen Inhalte und Formen linker Identität als obsoleto schließlich weggebrochen sind, für sich selber und in Inhalt und Form der theoretischen Praxis bewußt zu vollziehen. Dieser tätige Nachvollzug ist ohne die kritischen Kategorien der Marxschen Theorie als ein adäquat reflektierter und emanzipatorisch anzueignender nicht zu haben. Denn ebensowenig wie die kommunistische Revolution nicht ohne die entwickelten und ihre Entwicklung in eigene Regie zu nehmen versuchenden Individuen zu denken ist, kann sie auch nicht von den Individuen her gedacht werden. Es sind entlang der Marxschen Theorie die Individuen vielmehr, wie bereits am Subjektbegriff kurz ausgeführt, als durch geformte Gesellschaftlichkeit bestimmte Handlungssubjekte zu denken, die bisher noch in der Art und Weise ihres objektiven Hinausgetriebenseins über die Grenzen des Kapitalverhältnisses dieses Verhältnis auf erweiterter Stufenleiter reproduzieren. Das Kapital und also die historische Praxis der modernen Individuen als gesellschaftliches Verhältnis zu denken, muß auch diesen Widerspruch aufnehmen und aushalten können: die modernen Handlungssubjekte/sich in seiner Praxis als immanente Schranke der kapitalistischen Produktion wie zugleich als „Mittel, die ihr diese Schranken [im Zuge ihrer Überwindung] aufs neue und auf gewaltigerem Maßstab entgegenstellen“<sup>3</sup>, zu begreifen. So ist der Klassenkampf tatsächlich Motor der sich in hausgemachten Krisen vollziehenden kapitalistischen Geschichte als Ringen des Proletariats um seine Selbstaufhebung (wofür wir bekanntlich alle mit ins Glück reißen müssen).

Die kapitalistische Krise und die sie einleitenden wie begleitenden Vergesellschaftungsschübe stellen auf Seiten der Individuen und so wiederum für das gesellschaftliche Verhältnis Kapital wesentlich eine Krise der Reproduktion kapitalistischer Vergesellschaftungsformen dar. Einerseits sind die Menschen dem kapitalistischen Produktions- und Verwertungsprozeß natürlich vollkommen egal, er ist ohne Bewußtsein oder Moral. Andererseits werden den Einzelnen entlang der Intensivierung der Produktions- und Verwertungsprozesse in Arbeit und Alltag immer mehr Verfügbarkeit, allseitige Flexibilität und Produktivität aberverlangt. Damit intensivieren sich die Anforderungen an die Entwicklung und Entfaltung der produktiven und selbst-reflexiven Persönlichkeit, ihrer sinnlichen Vermögen, ihrer sozialen und kulturellen

Fähigkeiten und zugleich an die Vermittlungsleistungen, die jede und jeder zu erbringen hat, will er oder sie nicht aus dem im Kapitalismus untrennbar miteinander gekoppelten Arbeits- und Verwertungszusammenhang herausfallen, der eben längst auch privat und subjektiv den einzigen Formzusammenhang der Individuen bildet. Jede und jeder wird also bei Strafe des eigenen Untergangs zum einen als gesellschaftliches Individuum je einzeln zum allseits bestimmenden, sinnlich produktiven, sich selbst und seine Umwelt reflektierenden und seine sozialen und kulturellen Fähigkeiten und Bedürfnisse ent- und fortentwickelnden, allein verantwortlichen und insofern auch freien Sachwalter, aber eben auch produktiven Selbstverwerter des eigenen Lebens, seiner oder ihrer eigenen Biographie. Sie werden zugleich in der realen Subsumtion zum ohnmächtigen Anhängsel eines auch historisch total werdenden Produktionsverhältnisses, in dem sie sich radikal anzupassen und ihr Überleben zu sichern haben und die persönliche Geschichte und Besonderheit ihrer Gesellschaftlichkeit, die dem Ganzen egal ist, irgendwie unterzubringen und als in dem gesellschaftlichen Verhältnis Kapital produktivierbares Vermögen verwertbar gestalten und erhalten müssen.

Diesen Widerspruch, somit im Zuge der Produktivkraftentwicklung im umfassenden Sinn in Potenz über das Kapital hinaus und zugleich natürlich nicht hinaus zu sein, diese Gleichzeitigkeit von Armut und Reichtum der modernen Individuen mit allen Verästelungen, unterschiedlichsten Gesichtern, schöpferischen und zerstörerischen Wirkungen und zunehmend historisch neuen Implikationen leben wir alle. Insofern schafft der Kapitalismus selber die entwickelten Menschen, die das Potential haben, mehr nicht, ihn auch aufheben und sich selbst bewußt vergesellschaften und ihr Zusammenleben selbstbestimmt gemeinsam gestalten zu können. Diesen Prozeß tätiger Emanzipation in Richtung auf die Produktion der Verkehrsform selber, den die Vergesellschaftungsschübe der „modernisierten Moderne“ in der Produktivkraftentwicklung der Individuen als Möglichkeit wie als widersprüchliche Praxis aus sich heraussetzen, gilt es also zu „rekonstruieren“, wenn von Rekonstruktion nicht nur die Rede sein soll.

Der Perspektiven- und Funktionswechsel, den Selbstreflexivität in der revolutionären Theorie und Praxis erfordert, gilt somit genauso für die Arbeit einer Rekonstruktion der KpÖk selber. Als könnten sie es nicht besser wissen, scheitern die Rekonstruktionsversuche „in Form einer bis in die Oberflächenformen der bürgerlichen Gesellschaft zu konkretisierenden Kapitalkritik“ immer wieder an der einfachen Übertra-

<sup>3</sup> MEW 25, S. 260

gung abstraktester Kategorien in die Analyse alltäglicher Lebensvollzüge. Wenn es drauf ankommt, vergessen sie offenbar, was Marx selber z.B. in der Einleitung zu den „Grundrissen“ zu seinem Abstraktionsverfahren und dann praktisch im Gang der Darstellung im „Kapital“ selber und im Gesamtzusammenhang seines Werkes als Aufhebung der Philosophie in Gesellschaftstheorie ausführt. Ausgangspunkt der KpÖk, zu der werkbiographisch im engeren Sinne mindestens die „Grundrisse“ hinzuzählen sind, bildet erkenntnistheoretisch wie politisch-intentional die unbegriffene Mannigfaltigkeit kapitalistischer Wirklichkeit (apropos werkbiographisch: Marx weicht selber in ihrer Gewinnung von seinen späteren Vorgaben ab, aber der alte Mann ist ja nur ein Beispiel, keine Ikone). Ihren „Endpunkt“ hat sie in Form von deren Konkretion „als einer reichen Totalität von vielen Bestimmungen und Beziehungen“<sup>4</sup>, einer Totalität somit, die das Ganze nicht ist, sondern enthält und revolutionär gewendet enthält in Form ihrer sinnlich-tätigen Aufhebung im doppelten Sinne. Und hier, im Verständnis der Darstellung und dieses „Endpunktes“ liegt das Problem. Wird diese – Hegel überwindende hegelsche – theoretische Figur nicht selber dialektisch-materialistisch als Moment der gesellschaftlichen Praxis, des gesellschaftlichen Seins begriffen und so die obige Bestimmung von Dialektik auf ein einfaches Wissen wie auf ein Ding oder einen Besitzgegenstand (auf kulturelles Kapital würde Pierre Bourdieu sagen) verkürzt, wird das Phänomen der Verdinglichung in der theoretischen Praxis immer wieder nur systematisch verdoppelt.

Verdinglichung reflektiert ja die Tatsache, daß sich im Kapitalismus die erfahrbare und erfahrene Wirklichkeit über abstrakte Verhältnisse herstellt. Diese gehen die Individuen vermittelt ihrer interaktiven Praxis – vergesellschaftetes wie vergesellschaftendes Handeln – in Produktion, Zirkulation und Reproduktion zwar selber ein, sie nehmen aber, obwohl Beziehungen zwischen Personen, unter der Warenform „den Charakter einer Dinghaftigkeit und auf diese Weise eine ‚gespenstige Gegenständlichkeit‘ [an], die in ihrer strengen, scheinbar völlig geschlossenen und rationalen Eigengesetzlichkeit jede Spur ihres Grundwesens, der Beziehung zwischen Menschen verdeckt“<sup>5</sup> Diese Verhältnisse können in der kritischen Arbeit des Begriffs Konkretion als Gedankenkonkretum erlangen, darauf zielen die Rekonstruktionsversuche normalerweise ab. Eine praktische Synthesis von Einsicht und Handeln

ist in ihnen solange unmöglich, als die Verhältnisse nicht selber zur Wirklichkeit des Gedankens drängen. Die theoretische Kritik dieses Umstands ändert somit per sé nichts daran, daß sich der gesellschaftliche Zusammenhang hinter dem Rücken der Individuen vermittelt ihrer eigenen Praxis als ein verdinglichter, oder was im Kapitalismus das Gleiche ist, als ein abstrakter Formzusammenhang – eben der Ware als Universalkategorie des gesellschaftlichen Seins und ihrer Form als universeller Form der historisch praktischen Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse im Kapitalismus – darstellt.

Nun kommen die Abstraktionen in der KpÖk zwar, wie auch anders?, als formale Abstraktionen daher (tatsächlich bedient Marx sich dabei mindestens zweierlei Abstraktionsverfahren, das ist hier aber egal), sie stellen jedoch einen rekonstruktiven, analytisch-kritischen Nachvollzug der Realabstraktionen in der gesellschaftlichen Praxis der Individuen dar, die das eben nicht wissen, aber tun. Zugleich faßt Marx diese Praxis in den Feuerbachthesen selber als eine revolutionäre: „Das Zusammenfallen des Ändern[s] der Umstände und der menschlichen Tätigkeit oder Selbstveränderung kann nur als *revolutionäre* Praxis gefaßt und rationell verstanden werden.“<sup>6</sup> Die theoretischen Arbeiten und Diskussionen sind Bestandteil dieser Praxis und sind somit selber und in Gestalt der Marx'schen Theorie ein mächtiger *Teil der Wirklichkeit, die zum Gedanken drängt*. Sie sind im günstigen Fall die revolutionäre Seite z.B. der Entwicklung der Produktivkraft Wissenschaft, deren blockierte Aneignung meist einseitig als Verwissenschaftlichung des Alltags im Sinne von Komplizierung beklagt wird.

Stellt die theoretische Arbeit einen Teil der Wirklichkeit, die zum Gedanken drängt dar, muß sie als solche auf sich reflektieren und sich entsprechend organisieren. Sie versteht Rekonstruktion der KpÖk bis in die Oberflächenformen als Frage nach der wirklichen Bewegung und versteht diese Frage als die nach der selbst-reflexiven Entwicklung und Aneignung der eigenen Produktivkräfte als einem gesellschaftlichen Prozeß, der sich derzeit noch wesentlich unter der Form des Kapitals vollzieht. Also stellt Rekonstruktion die Frage nach den gesellschaftlichen Vermögen der Individuen dar und danach wie diese Vermögen beschaffen sind und angeeignet werden können. Und zwar angeeignet in einer Art und Weise, die sie aus der Ägide kapitalistisch geformter Gesellschaftlichkeit heraustreten und Inhalte und Formen kommunistischer Gesellschaftlichkeit, wie sie auf dem Boden des Kapitalismus erwächst,

<sup>4</sup> Marx: Grundrisse; S. 21

<sup>5</sup> G. Lukács: Geschichte und Klassenbewußtsein; S. 170 f.

<sup>6</sup> MEW 3; S. 6

antizipieren läßt. In der als schöpferisch zu begreifenden Aneignungsfunktion antizipierender (Alltags-)Praxis, in Produktion und Reproduktion bewußter Vergesellschaftung also als sinnlich tätiger Freisetzung der Individuen, die sich immer in Kämpfen vollzieht, entstehen die frei sich assoziierenden Fähigkeiten und Bedürfnisse, entstehen historisch-praktisch die Subjekte, die einander zu sich selber kommen lassen.

Rekonstruktion bis in die Oberflächenformen hinein bedeutet den qualitativen Wechsel von der Philosophie zur Gesellschaftstheorie, der in der Konkretion der unvollendeten KpÖk an ihrem Ausgangspunkt bereits theoretisch antizipiert wird – Marx denkt den Kapitalismus immer von seiner revolutionären Aufhebung her –, ebenfalls zu vollziehen, indem man die rekonstruktive Fortsetzung des Marxschen Projekts Gesellschaftstheorie praktisch, in Reflexion auf sich selbst, quasi als eine nicht-fiktionale Konstruktion und Fortentwicklung eines Instruments der *Befähigung der Individuen/seiner selbst* betreibt. Das führt weit aus dem Muff der, notwendig scheiternden, mehr oder weniger ableitenden Kategorienreiterei heraus, nicht aber aus Inhalt und Form der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie.

Mit diesem Selbstverständnis, seine eigene Historizität und Gesellschaftlichkeit und sich selbst darin als Momente und, vermittelt einer Praxis von Antizipation und Kritik, als Akteure zu sich kommender Wirklichkeit gedacht, wie ich es hier in einigen Thesen umrissen habe, vermöchten wir m. E. in der Anstrengung revolutionärer Theoriebildung sozusagen zu uns zu kommen und in der kommunistischen Bewegung überzugehen vom Platzhalter zum selbstbewußten Akteur der Aufhebung unserer kapitalistischen Identitätsform wie der sie hervorbringenden gesellschaftlichen Verhältnisse: dem, was schwer zu machen ist.

## V.

Die nachfolgenden Beiträge bieten erste Einträge für einen solchen Diskussionsprozeß; auch insofern als sie mancher der hochgeschraubten Zielvorgaben dieses Editorials sicherlich nicht gerecht werden oder auch bewußt ermangeln. Dieser Umstand bildet m. E. einen **wesentlichen** Bestandteil des Konzeptes der „Übergänge“: sein Wollen notwendig prozessual zu verstehen, Antizipation und Kritik als Spannungsbogen wirklich aufzumachen, nicht die Einsicht in die eigene Unzulänglichkeit sich als Beschneidung der Wünsche oder als ein, quasi vorprogrammiertes, Versagen gegenüber einer aus den Verhältnissen herausfabrizierten

falschen Eindeutigkeit und einem abstrakten Leistungsmaß nochmal reinzuwürgen. Es würde sonst, wie gesagt, in der falsch verstandenen theoretischen Praxis lediglich der „Typus des verdinglichten Bewußtseins“, wie Adorno ihn nennt, reproduziert werden. „Erst haben die Menschen, die so geartet sind, sich selbst gewissermaßen den Dingen gleichgemacht. Dann machen sie, wenn es ihnen möglich ist, die anderen den Dingen gleich.“<sup>7</sup> Gegen eine solche Praxis werben die „Übergänge“ für ihr Konzept eben einer inhaltlich bestimmten möglichst anspruchsvollen selbst-reflexiven Diskussion. Und davon soll man irgendwann nicht mehr nur groß reden, sondern damit muß man irgendwann mal anfangen.

Für die „Übergänge“ in gedruckter Form machen den Anfang Artikel, die, wie schon einigen der Titel zu entnehmen ist, vornehmlich um die kritische Auseinandersetzung mit und so auch Absetzung von der Nürnberger Krisis-Gruppe kreisen. Die Texte sprechen für sich und müssen hier nicht noch erst vorgestellt werden, zumal es ja in dieser Startnummer mit ihrer Diskussion gleich losgeht. Nur soviel: Der Aufsatz „Krisis am Ende“ von *Daniel Dockerill* ist die überarbeitete Fassung eines Textes, den die Teilnehmer der letzten Jahresversammlung des Krisis-Trägerkreises bereits in den Händen halten. Er wird ergänzt durch Daniels „Replik“ auf die ebenfalls hier zu findenden „Sieben Anmerkungen“ *Klaus Braunwarths* zu seinem Text. Auch der zweite längere Aufsatz dieses Heftes, „Abspaltungstheorem und Arbeit“ von *Robert Schlosser*, hat eine Vorgeschichte. Er hat schon eine längere Zeit in der Schublade gelegen, wie sich auch der Datierung des Briefes entnehmen läßt, in dem wiederum *Klaus Braunwarth*, bezugnehmend auf Roberts Text, Kritisches anmerkt zum Zusammenhang von Geschlechterbeziehungen und kapitalistischer Vergesellschaftung. Eine sehr kurze Kurzfassung von Roberts Polemik wider den vorletzten Geniestreich aus Nürnberg war bereits in der SPEZIAL (Nr. 89) zu lesen. „Ontologie und Geschichte“ von *Franz Lindemann*, sowie die „Thesen zur Arbeit“ von *T&T* wurden ursprünglich verfaßt als Diskussionsbeiträge für ein einwöchiges Treffen zum Thema Arbeit, Wert und Wertform, das anfang des Jahres stattgefunden hat. Ein brieflicher Kommentar von *Matthias Grewe* zu diesen Thesen beschließt dann den Kanon dieses ersten Testballons. ◊

<sup>7</sup> Erziehung nach Auschwitz. GS 10, 2; 684

„Das Einfache,  
das schwer zu machen ist“  
(Bertolt Brecht)

## Widerrede

### Auch kein Editorial

Also, Freunde, abgesehen davon, daß ich es für ausgesprochen contraproduktiv halte, ein Zirkular, d.h. ein Diskussionsorgan ausgerechnet mit einem Monolog zu eröffnen, muß hier schleunigst klargestellt werden, daß nichts von dem was in diesem Text, der „*statt eines Editorials*“ hier vorangestellt ist, als gemeinsames Anliegen der Herausgeber dargestellt wird, tatsächlich bei uns Konsens ist.

Die Initiatoren und Autoren dieses Zirkulars sind alles andere als durch ein gemeinsames Selbstverständnis geeint. Vielmehr sind selbst ihre Vorstellungen, Wünsche und Ansprüche bezüglich ihres gemeinsamen Produktes, eben dieses Zirkulars, mindestens so unterschiedlich wie die darin vorgelegten Texte. Das reicht von der unverwüstlichen Hoffnung, mit dem Zirkular noch einmal die Keimform eines kollektiven Organisators kommunistischer Theorie und Praxis zu schaffen über den Anspruch auf Ausarbeitung einer sich auf der Höhe der Zeit bewegendem Kritik des Kapitalismus bis zu dem bescheidenen Bedürfnis, eine Diskussion, die andernorts abgewürgt wurde, mit diesem Zirkular wieder aufzunehmen und weiterzutreiben.

Ebenso wenig kann ich Übereinstimmung zwischen uns erkennen, wenn Ingwer unter römisch II von den „*Standards*“ schwärmt, die ISF und Krisis (vormals IMK) gesetzt hätten. Ob die „*Kritik des Arbeiterbewegungsmarxismus und Wertfetischismus*“ der Krisis Maßstäbe zu setzen vermag, steht ja nun gerade bei uns mehr als in Frage, wie die folgenden Artikel zeigen. Und ausdrücklich distanzieren mich vom angeblichen Standard, den die ISF zum linken Antisemitismus gesetzt haben soll, einschließlich ihres Rückgriffs auf Kants Besuchsrecht aus dem Jahre 1795, das sie den Israelis in Palästina einräumt (Kritik & Krise Nr. 4/5, 1991).

Ob mit dem Start dieser Nr. 1 ein kontinuierlicher Diskussionszusammenhang entsteht und was sich daraus entwickelt, liegt schon nicht mehr allein in der Hand der Initiatoren, sondern wird auch von der Bereitschaft der Leserinnen und Leser abhängen, sich auf eine verbindliche Diskussion an Hand der jeweils vorgelegten Texte einzulassen. Da mag sich dann auch u.a. der Leser oder gar eine Leserin finden, die bereit ist, mit Ingwer „*die in der Totalität des durch das Kapital gesetzten gesellschaftlichen Ver-*

*hältnisses allseits gegebene Identität von Identität und Nichtidentität zum Zwecke ihrer Aufhebung quasi wie eine Welle auszubreiten*“ (S. 5). Ich jedenfalls – ich bin das große I im Kreis der „*Teilnehmerinnen der ersten regulären Treffen dieses sich noch gründenden Zirkulars*“ (S. 4), mit dem sich Ingwer in seinen Punkten römisch eins und zwei fälschlicherweise einig wähnt – verspüre dazu keine Neigung. Mir steht der Sinn auch weder nach *Rekonstruktion der Kritik der politischen Ökonomie*“, weil ich diese gar nicht als Konstruktion zu denken vermag, noch danach, „*die Arbeit des Begriffs in ihrer materialistischen Dialektik von Kritik und Selbstkritik, Praxis und Interpretation Logik und Geschichte*“ wem auch immer entgegensetzen, weil sich dabei nun überhaupt nichts Bestimmtes denken läßt.

Um Letzteres genauer zu sagen: Ich bin nicht (mehr) bereit, mich auf derartiges Wortgeklingel, aus dem ich hier ja sehr maßvoll zitiere, einzulassen. Es ist eine Sache, über materialistische Dialektik zu reden und eine andere, sie am jeweils konkreten Gegenstand zu handhaben. So ist denn auch für mich aus Ingwers Ausführungen zu der von ihm gewünschten selbstreflexiven Diskussion der Satz „... *davon soll man irgendwann nicht mehr nur groß reden, sondern damit muß man irgendwann mal anfangen*“, das Gescheiteste, was ihm eingefallen ist. „Na endlich!“ möchte ich ihm zurufen, nachdem ich mich durch sein langes, langes Selbstgespräch bis zu diesem Satz durchgegrübelt habe, „nicht schnacken – tun!“, aber sein „... *irgendwann ... irgendwann ...*“ läßt mich befürchten, daß er das Tun noch lange vor sich herschieben wird. Das hat was Autistisches, wie übrigens auch „*die Arbeit des Begriffs*“, die den Begriff personifiziert, während die kommunizierenden Menschen, die, die etwas Bestimmtes begrifflich fassen und die, denen es mitgeteilt wird, damit sie es möglichst auch begreifen, weggedacht sind.

Auch wenn dieser in der theoretisierenden Restlinken offensichtlich verbreitete Autismus durchaus auch geradezu krankhafte Züge aufweist, ich halte ihn für gewollt. Er konserviert die Figur des Theoretikers, während sich in der Wirklichkeit die besondere, vom alltäglichen Leben abgehobene Rolle des reinen Denkers, wie er im Philosophen verkörpert war und nur noch in geisteswissenschaftlichen Fakultäten

künstlich beatmet wird, längst überlebt hat. Für die Berufsdenker, die im akademischen Betrieb ihr Brot verdienen, ist diese Rolle lebenswichtig, und sie haben eine bewundernswürdige Bravour im Jonglieren mit dem gängigen Vokabular entwickelt und eine brillante Fähigkeit, jene abgehobene, letztlich nichts bewegende „Arbeit des Begriffs“ vorzuzaubern. Seit es sich bei ihnen herumgesprochen hat, daß es in Natur und Gesellschaft dialektisch zugeht, theoretisieren sie über dialektisches Denken als Methode, reden und schreiben in allerlei Variationen Theorien über eine Theorie. Daß sie als gute Zauberer ihr Geschäft recht aufwendig und undurchschaubar betreiben, ist einzusehen. Schließlich haben sie einen Job zu verlieren. Sie haben also auch gegen das materialistische Verständnis der Dialektik, wie es von den Nicht-Akademikern Marx und Engels herausgearbeitet wurde, ihre Existenz zu verteidigen und begnügen sich daher lieber mit Hegelei, die ja auch so schön dunkel ist. Aber was haben diesbezüglich vom Wissenschaftsbetrieb unabhängige Menschen für einen Grund bei der Nachahmung professoraler Vorbilder stehenzubleiben und weiter den ewigen Theoretiker herauszuhängen?

Abgesehen von der Eitelkeit, wegen der einer es sich beispielsweise gefallen läßt, von der FR als Philosoph titulierte zu werden, also als einer, der theoretisch tot ist und weiß es bloß nicht, ist es offensichtlich einfach bequem, nach bewährter Methode und mit bewährtem Vokabular drauflos zu schreiben. Wie die Theoretiker der von Ingwer so genannten revolutionären Linken (wo laufen sie denn?) beweisen, lassen sich in dieser bewährten Manier schneller, als wir alle denken können, Berge von bedrucktem Papier produzieren.

Ich wünsche mir dagegen von den Diskutanten dieses Zirkulars jene mühsamere aber um so gewissenhaftere *theoretische Praxis* (Ingwer), die sich auf jeweils bestimmte Gedankengänge jeweils bestimmter Menschen ernsthaft einläßt, dem vorgetragenen Gedanken aufmerksam folgt und durch wörtlich zu nehmenden Gedankenaustausch sich befähigt, Gedanken zu bewegen, d.h. in der Tat zu verändern, so daß unter uns der ein oder andere neue Gedanke buchstäblich hervorgebracht wird.

Apropos „in der Tat“: Da fällt mir noch die Meinungsverschiedenheit zwischen uns um den Titel dieses Zirkulars ein. „Übergänge“ oder „Tat-Sachen“ ist hier zur Zeit die Frage. Da sich einerseits Ingwer in seinem Text redlich bemüht, den Begriff der *theoretischen Praxis* mit Inhalt zu füllen, wie ich dies andererseits im vorhergehenden Absatz versucht habe, läßt sich bei aller Gegensätzlichkeit zwischen uns immerhin etwas Gemeinsames erkennen, nämlich die gute Absicht, der Praxis in diesem Zirkular den entscheidenden Platz zuzuweisen. So gesehen liegt der Titel „Tat-Sachen“ nahe. „Übergänge“ sind bei dialektischer Sichtweise zwar nie verkehrt, von wegen „alles bewegt sich, nichts bleibt wie es ist“, aber Übergänge von irgendwoher nach irgendwohin scheint mir denn doch allzu beliebig. Weil unser Projekt noch in jeder Weise offen ist, dürfte wohl auch über den Titel weitergestritten werden.

Jedenfalls ist Streit in meinen Augen das Beste, was uns passieren kann und ich bin bereit dafür jede Beleidigung wegzustecken, wenn es nur kontrovers, also lebendig in diesem Zirkular zugeht. <>

Daniel Dockerill

## Krisis am Ende

### Wie ein Versuch, die Kritik der Politischen Ökonomie zu aktualisieren, in ihrer Abspaltung verpuffte

**O**b das Menschengeschlecht – und sei es auch vollkommen ahnungslos – darauf warte, daß unser Fähnlein der sieben Aufrechten (es dürfen sich mehr als sieben gemeint fühlen) ihm mit einer geläuterten Fassung seiner Botschaft vom Kommunismus auf die Sprünge helfe, halte ich für mehr als fraglich. Unsere große Ratlosigkeit, obwohl sie zusammentrifft mit einer allorts und in vielerlei Gestalt um sich greifenden, ist auf absehbare Zeit kein Menschheitsproblem. Und gerade mit dieser Tatsache werden wir offenbar besonders schlecht fertig. Wir haben uns angewöhnt, all unser Nachdenken über gesellschaftlichen Wandel in die religiöse Dimension zu treiben; unterhalb der Idee, des Programms, des Appells zur Erlösung der Gattung (über das „Drunter“ und „Drüber“ müßte man sich freilich noch unterhalten) haben wir es schon lange nicht mehr gemacht. Der Kommunismus, der einst das Panier einer Arbeiterbewegung gewesen war, die daranging, der Gesellschaft ihren Stempel aufzuprägen, spielt heute, wo nicht die Rolle des schwarzen Mannes und bösen Menschheitsverderbers, dessen man sich bedient, um unartige Bürger in Schach zu halten, die der Heilsvision einer Handvoll von Sekten unter unzähligen anderen. Die Menschheitsliebe war seinerzeit nur eine gelegentlich nachgestellte Floskel, die das eigentliche Ziel der revolutionären Arbeiter – die klassenlose Gesellschaft – eher vernebelte, weshalb einer ihrer klarsichtigsten Strategen sich dereinst dagegen aussprach, sie überhaupt ins Programm aufzunehmen.<sup>1</sup> Heute, wo die Lohnabhängigkeit sich längst verallgemeinert hat, die arbeitende zur *gesellschaftlichen* Existenzweise geworden ist, die Idee der klassenlosen Gesellschaft also, wo nicht verwirklicht, so jedenfalls keinerlei Begeisterung mehr zu entfachen vermag, ist die Menschheitsliebe *alles*. Keine kommunistische Gesinnung, die nicht zuvorderst sich damit rechtfertigte, ihr Anliegen sei die einzig mögliche Rettung der Menschheit vor der „Barbarei“<sup>2</sup>. Was es mit Dieser des Näheren auf sich hat, bleibt wohlweislich im Dunkeln. Der

hat, bleibt wohlweislich im Dunkeln. Der moderne Mensch macht sich keine bestimmte Vorstellung mehr vom Jüngsten Tag. Täte er es, so bliebe ihm vermutlich nur festzustellen, daß sein Kopf sich keine Scheußlichkeit auszudenken imstande ist, die die Gegenwart nicht bereits ausgebrütet hätte, und die Menschheit dennoch täglich weiter wurstelt.

Wie gesagt, unser Problem, d.h. das Problem der postmarxistischen Marx-Adepten, ist zwar ein zeittypisches aber darum noch lange nicht umstandslos verallgemeinerbares: neu zu begreifen, was um uns, mit uns und an uns vor sich geht. Zwar hat der sang- und klanglose Untergang des östlichen Kommunismus seinen westlichen Widerpart, statt ihn in den Genuß eines totalen Triumphes zu versetzen, in eine tiefe Krise gestürzt und damit die Konjunktur für Endzeitprophetien und Errettungsbotschaften ungeheuer angeblasen. Jedoch zieht vermehrte Nachfrage bekanntlich unweigerlich vermehrtes Angebot nach sich. Die Konkurrenz schläft nicht. Daß ausgerechnet dasjenige Evangelium den Rahm abschöpfen könnte, das den Vordenkern des gerade abgetretenen Kommunismus neue (oder neu verpackte) Einsichten abzugewinnen versucht, wird wohl auch der verstockteste Optimist in unseren Reihen nicht erwarten. Es ist bei ein wenig wachem Verstand auch gar nicht zu wünschen. Was den östlichen Kommunismus zuletzt so gespenstisch und seinen Abgang daher wie das Verscheuchen eines bösen Alptraums aussehen ließ, das war ja gerade darin begründet, daß er seine geschichtliche Wirksamkeit überlebt hatte und bloß noch von deren ideologischer Menschheitsbeglückungsstaffage und den dafür unverzichtbaren polizeilich-pädagogischen Instrumenten notdürftig zusammengehalten worden war.

---

zeugnis der fundamentalen Wertkritik bereichert er das Gerücht um eine Variante. In dem Aufsatz „Die Demokratie frißt ihre Kinder“ unterschiebt er Marx eine „Prognose eines möglichen ‚gemeinsamen Untergangs in der Barbarei‘“ (in: Rosmaries Babies – Die Demokratie und ihre Rechtsradikalen, Bad Honnef 1993, S. 87), womit er sich vermutlich auf eine Stelle im Kommunistischen Manifest bezieht, die *konstatiert*, daß alle bisherige Geschichte „jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.“ (in: Marx / Engels Werke (MEW) Bd. 4, Berlin 1990, S. 462) Prognose oder Tatsache post festum – welchen Unterschied macht das für Leute, denen die „vergangenen zweitausend Jahre“ zur Geschichte der „Wertvergesellschaftung“ (Editorial; in: KRISIS 12, 1992, S. 17) zusammenschurren, der gegenüber die Gegenwart als das Highnoon des Menschheitsschicksals erscheinen muß.

<sup>1</sup> Lenin nämlich, im Verlaufe der Debatte über das Programm der russischen Sozialdemokratie von 1903. Vgl. Werke Bd. 6, Berlin 1975, S. 40 f.

<sup>2</sup> Zu allem Überfluß wird dann meist noch das Gerücht weiterverbreitet, diese Rechnung sei bereits von Marx aufgemacht worden. So auch Robert Kurz z.B. in „Die Krise des Tauschwertes“ (in: MARXISTISCHE KRITIK (MK) 1, März 1986, S. 46). In einem jüngeren Er-

In der allgemeinen Auflösung gesellschaftlicher Heimatn wird unvermeidlich auch die Linke heimatlos. Die Wahrnehmung dieses Vorgangs erfährt in ihren „Diskursen“ indes eine eigenartige Verzerrung. Leicht wird allenthalben zugegeben, daß man „am Ende“ sei, um dann aber in aller Regel sogleich die Frage in den Mittelpunkt der Überlegungen zu rücken, wie es denn weitergehen könne mit der Linken. Daß es sich vielleicht wirklich um ein Ende handeln könnte, die Frage also eher lauten müßte, wie diese Linke (als Pol eines Widerstreits gesellschaftlicher Lager) möglichst anständig unter die Erde zu bringen sei, ein solcher Gedanke blitzt zwar gelegentlich hier und da auf, scheint aber wenig Chancen zu haben, sich durchzusetzen unter all den Anstrengungen, die darauf gerichtet sind, beliebige Teile der sterblichen Überreste linker politischer Identität einzubalsamieren und als Reliquien eifersüchtiger Verehrung zu retten. Dabei vollbrächten wir beileibe keine Kleinigkeit, gelänge uns ein ordentliches Begräbnis. Es hieße nicht weniger, als dem naturwüchsigen Verwesungsprozeß, dem die ihrer Grundlage beraubten Gestalten speziell linker Theorie und Praxis *notwendig* ausgesetzt sind, eine *Form* zu geben, die die Erinnerung an ihre einstige Geschichtsmächtigkeit bewahrt und es somit erleichtert, ihren Nachlaß aufzubereiten für die *gesellschaftliche* Reflexion eines mit naturgesetzlicher Gewalt sich vollziehenden Umbruchs.

Allerdings wäre es nicht damit getan, die Linke für tot zu erklären und zum Alltagsgeschäft überzugehen. So naheliegend es für manche scheint, im schrumpfenden Getto linksradikaler Weltsicht sich zu verrammeln, so gerne möchten andere einfach nicht mehr dazugehören. Es wäre aber nicht nur eine Sache der politischen Selbstreinigung, wenn wir uns daranmachen, ein wenig genauer auszuleuchten, von was wir da eigentlich Abschied nehmen. Mehr noch sollte uns die auf der Hand liegende Vermutung dazu verlocken, daß die besondere Geschichte der Austrocknung des linken Lagers einen darüber hinausgehenden Wandel anzeigt und weit tiefgreifendere Umwälzungen ankündigt. Wir werden zwar einerseits Niedergang und Ende der Linken nicht völlig verstehen, ohne, freigemacht von allerhand Schablonen linker Denktraditionen, die dieses Ende bereits manifestieren, neu an ihre Geschichte heranzugehen. Andererseits aber lassen sich jene Denkgewohnheiten nicht ablegen wie ein altes Kleidungsstück, müssen selber im Durchgang durch die Geschichte kritisch aufgearbeitet werden. Es kommt weniger darauf an, Theorie und Programmatik der sich vom Stammvater Marx herleitenden Linken kritisch zu konfrontieren mit der wirklichen Geschichte des Kapitalismus,

wie sie sich uns Heutigen darbietet. Wichtiger aber auch schwieriger wird es sein, die Variationen, welche Theorie und Programm selber im Laufe der Geschichte erfuhren, sorgfältig nachzuzeichnen und zu erklären. So manches linke Dogma dürfte dabei sich herausstellen als dem Endstadium der Geschichte des Marxismus angehörige Verfallsform linken Nachdenkens und Urteilens.

Gerade hinsichtlich dieses verheerenden intellektuellen Verfalls (zum Ausdruck kommend nicht zuletzt in einer anscheinend unaufhaltsamen Zerrüttung der Sprache)<sup>3</sup> ist die Linke längst nicht mehr Außenseiter. Der moderne Wissenschaftsbetrieb, der schon eine ganze Weile nicht schlecht davon lebt, daß ihm dann und wann abgeschlafte Geister aus dem Lager der revoluzernden Volksfreunde zutreiben, setzt auch in der Restlinken die Maßstäbe, und die fordern den geistigen Kriechgang. Den spezialisierten Idiotismus offizieller Wissenschaft kopierend, gefällt man sich in der Rolle von Spezialisten für die Kritik „der Gesellschaft“. Statt mit der Kritik der das Feld beherrschenden bornierten Vorstellungen davon ist man damit beschäftigt, Gründe zu formulieren, warum es vielleicht doch noch angesagt sein könnte, „diese“ Gesellschaft zu verwerfen und eine „andere“ zu wollen. Eine solche Lage, in der die nach Umsturz trachtende Gesinnung im Medium der amtlichen Wissenschaft sich zu *legitimieren* sucht, drängt eigentlich den Schluß auf, daß die Aussichten für eine „andere“ Gesellschaft glücklicherweise endgültig hoffnungslos geworden sind. Wenn das Geflecht sozialer Beziehungen so subtil geworden ist, daß sein Anderssein sich in rein theoretische Erwägungen verkrümmeln muß, läge es nahe, die *gegebene* Gesellschaft auf ihr „Anderes“ hin abzuklopfen, das unter der vielleicht nur noch sehr dünnen Schale ihrer überkommenen Gestalt bereits zu stattlicher Reife ausgebrütet sein muß. Heutige Sozialwissenschaft jedoch, gründlich unfähig, namentlich bei Beschäftigung mit Gegenwartsfragen, ihrem Gegenstand selbst jeweils die Kriterien für Erkenntnisfortschritt abzugewinnen, ist gewohnt, ihn statt dessen regelmäßig mit einem beliebigen, vor Inhaltsleere scheppernden Begriffsapparat und unter dem bis zum Stumpfsinn eintönigen Gesichtspunkt praktischer Nutzenanwendung platt zu hauen, und die theoretischen Anstrengungen der

<sup>3</sup> Bei der Gelegenheit sei ein Hinweis auf einen Essay gestattet, der endlich einmal Marx („befreit von der Last, geschichtsmächtig werden zu müssen“) feiert als „– Sprachkünstler“, „die Schönheit und Eleganz seiner Schriften“ bewundert, sein Werk vorstellt als „große Prosa, Wissenschaftspoese“, wie sie im 19. Jahrhundert zwar nicht selten, aber in dieser Qualität nahezu konkurrenzlos ist.“ (Konrad Paul Liesmann, Karl Marx \*1818 †1989 – Man stirbt nur zweimal; Wien 1992)

letzten Mohikaner des Marxismus haben sich so vollkommen daran angepaßt, daß ihnen nur die Schnapsidee geblieben ist, sie seien dazu prädestiniert, Pläne einer besseren Welt auszuarbeiten und die Trommel dafür zu rühren, nur weil sie besonders stur daran festgehalten haben, daß sie nicht in Ordnung sei so, wie sie sich zeige.

Ihr theoretisches Erbe stutzen sie dazu herunter auf einen Leitfaden für Sozialkritik. Daß sich „die Gesellschaft“ in Gegensätzen umtreibt, die nach ihrer Lösung schreien, weiß heute jedes Kind, niemand muß darauf noch eigens aufmerksam gemacht werden. Der Marxsche Sozialismus ist gerade darin über den von ihm vorgefundenen, sogenannten utopischen, sich auf solche Gesellschaftskritik beschränkenden hinausgegangen, daß er sich für das *Bewegungsgesetz* dieser Antagonismen interessierte und ihren historisch vorübergehenden Charakter entdeckte und beschrieb, und diese Leistung war nur möglich, indem er die gesamte Wissenschaft seiner Zeit, die bis heute ihre Gegenstände (die Formen des bürgerlichen Verkehrs zumal) als absolute, schlicht „bestehende“ abzuhandeln pflegt, respektloser Kritik unterzog und sich in gelassener Distanz zu ihr einen selbständigen Gang der Untersuchung und ein unabhängiges Urteil sicherte. Die Unabhängigkeit ging soweit, daß Marx sich leisten konnte, den Anhängern des Sozialismus zu empfehlen, ihre Pläne auf eine zu Ende geführte Entwicklung des Kapitalismus zu bauen; von der gängigen Gesellschaftskritik unserer Tage, ob linker oder sonstiger Provenienz, ist solch eine Idee himmelweit entfernt. Genauer: Sie ist ihr – namentlich der linksgewandeten – schon im Ansatz direkt entgegengesetzt.

In den eigenen Erzeugnissen mit Anspruch auf theoretischen Rang reproduziert die Linke überwiegend das leere Kategoriengeklapper akademischer Wissenschaft selbst dort, wo sie nicht dazugehört, verbirgt ihre Rat- und Ideenlosigkeit vor sich selber hinter in wissenschaftlicher Literatur üblich gewordenem Sprachsalat und veranstaltet sogenannte Diskurse, in denen man sich in der Art gewöhnlicher professoraler Schaumschläger rein imaginäre Gedanken (zu deren wirklicher Formulierung die Kraft nicht mehr langt) gegenseitig kritisch weiterreicht. Die Abgrenzung vom Geschäft etablierter Ideologieproduktion wird verlegt ins Attribut, das man der eigenen speziell linken Variante von Gesellschaftskritik höchstselbst umzuhängen beliebt und für das üblicherweise das Wörtchen „radikal“ – in ordentlichem Deutsch „wurzeltief“ geheißen – herhalten muß, welches schon Ende des vorigen Jahrhunderts ein berühmter sozialdemokratischer Hochschullehrer für seine

Geniestreiche reklamierte.<sup>4</sup> Gemeint ist damit immer die Besonderheit der eigenen *Gesinnung* und ein daran geknüpftes Versprechen: das „Bestehende“, von dem man kaum mehr als eine böse Ahnung hat, mit Stumpf und Stil auszumergen, ein Versprechen, das dann immer wieder zwanghaft die Diskussion der Frage nach sich zieht, was man denn wohl Neues in die glücklich gerodete Landschaft zu bauen hätte.

Diese Linke, die zur Bestimmung ihrer politisch-publizistischen Identität nichts hat als ein abgegriffenes Etikett auf einem mit altruistischen Phrasen verbrämten Nihilismus, befindet sich zweifellos bereits unwiderruflich in Agonie, ist kaum mehr als eine ausgedörrte, papierne Hülle, der keinerlei geistige oder moralische Anstrengung noch einmal neues Leben einzuhauchen vermag. Als solche zur bloßen Kuriosität herabgesunken, könnte sie sich zum Gegenstand einer Fallstudie eignen, die die Zersetzung veralteter politischer Formen untersucht. Eine derartige, rein *objektive* Betrachtungsweise dürfte jedoch momentan kaum lange durchzuhalten sein, denn es fehlt ihr gewissermaßen ein *Standpunkt*, ein gesellschaftlicher Ort, den man aufsuchen könnte, um von dort mit der nötigen Ruhe seinen Blick aufs Objekt zu richten. Nicht allein, daß wir als Linke in unserem Denken und Fühlen jenen kuriosen Überresten angehören, die folglich fortwährend für uns dahin tendieren, aus der Form des Objekts in die des Subjekts überzugehen, sich aus dem Gegenstand unseres Urteils in dessen Beweggrund zu verwandeln. Ein viel größeres Problem ergibt sich aus dem *Zusammenhang*, in den die Linke so unlösbar eingebunden war, wie es also auch ihr Exitus sein muß: Das marktwirtschaftlich-demokratische Lager hat – namentlich in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, in der es erst seine eigene moderne Gestalt erhalten und zum dominierenden westlichen Gegenpol sich formiert hat – aus der Gegnerschaft zum Sozialismus nicht weniger seinen Stolz und sein Selbstvertrauen gesogen als umgekehrt. Wie gründlich beides auch dort dahin ist, wie haltlos der Verlust des Widerparts die vermeintlichen Champions gemacht hat, läßt sich hierzulande unter anderem ablesen an der albernen Beschwörungsformel, die in schöner Regelmäßigkeit „vierzig Jahre sozialistische Mißwirtschaft“ für verantwortlich erklärt für das gegenwärtige ökonomische und moralische Desaster im Osten;<sup>5</sup> die

<sup>4</sup> Vgl. Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft; in: MEW Bd 20, Berlin 1978, S. 27.

<sup>5</sup> Eine besonders alberne Variante dieser an Altersschwachsinn gemahnenden Geschichtsvergessenheit gab ein ARD-Korrespondent zum Besten in seinem Bericht aus Moskau während der jüngsten Revolte der nationalistisch-kommunistischen Opposition: Man dürfe nicht vergessen, belehrte er das Publikum, daß siebzig Jahre Sozial-

verzweifelte Wut auf den geliebten Feind, der sich einfach davongestohlen hat, ist schwer zu überhören. Den *realen* Kommunismus kann das Gespenst, das er jetzt wieder geworden ist, nicht ersetzen, und so beginnt der obsiegende Gegner selbst zunehmend geisterhafte Züge zu zeigen. Die Linke kann nicht untergehen, ohne das entgegengesetzte Lager und mit ihm alle Formen sozialer und politischer Artikulation, die in der Konstellation dieses Gegensatzes entstanden sind, in heillose Schwierigkeiten hineinzureißen und schließlich aufzulösen. Welche neuen Konfrontationen sich daraus eventuell entwickeln, ist noch völlig offen.

Versuche aus der Linken, sich selbst als solche grundsätzlich („in solidarischer, konstruktiver Absicht“) zu kritisieren, beginnen gewöhnlich mit einem kürzeren oder längeren Katalog von „Fragen“ und „Themen“, für deren „Vernachlässigung“ oder „Nichtbeachtung“ man heute die Quittung bekäme, und dem verkündeten Vorsatz, nun endlich mit solcher Pflichtvergessenheit aufzuräumen. Die anspruchsvollere Sorte solcher Kritik fügt noch einige Hinweise auf historische Veränderungen hinzu, die man verschlafen habe, und glaubt, damit dann auch das Problem einer Erklärung für die Entstehung der festgestellten „Defizite“ erledigt zu haben. Da es naheliegenderweise sich immer um Themen handelt, die von anderer Seite bereits mit hinlänglicher Publizität beakzentiert werden, findet diese dann meist reichlichen Eingang in die eigenen positiven Bemühungen, selbstverständlich immer mit dem erwähnten Etikett „radikaler Gesellschaftskritik“ versehen. In ihrer praktischen Ausführung laufen diese Versuche daher sämtlich darauf hinaus, hinsichtlich der Substanz der Überlegungen sich an den mainstream der Sozialkritik zu adaptieren, bei Wahrung einer ins Verschrobene tendierenden Sonderlocke hinsichtlich ihrer Verpackung.

Einen Versuch, über solche Projekte hinauszukommen, denen die hilflose Quacksalberei in der Regel aus allen Knopflöchern schaut, stellt das Unternehmen der KRISIS<sup>6</sup> dar. Deren Autoren versuchen, den Untergang der Linken zu begreifen als unvermeidlichen Begleitumstand eines sich vollziehenden Epochenbruchs, der zugleich die Verwirklichung ihres ursprünglich proklamierten, aber mit ihrer geschichtlichen Rolle kollidierenden Anliegens, die Aufhebung der Warenproduktion, erstmals unmittelbar auf die Tagesordnung setze. Wie man auch anson-

sten über diesen Ansatz urteilen mag – die Einsicht, daß das Siechtum der Linken nicht einfach ein dauernder Anlaß sein kann, entweder nur immer trotziger weiterzumachen oder sich auf die andere Seite zu schlagen, sondern *historisch erklärt* werden muß, bleibt bahnbrechend. Und es bleibt eine richtige, d.h. notwendige Intention, den Niedergang der marxistischen Linken in ihre bewußt zu vollziehende *Aufhebung* zu transformieren, in deren Ergebnis zugleich deren bürgerliches Pendant aufgehoben ist.

Kein Projekt, das ernsthaft beabsichtigt, produktive Schlüsse aus der linken Misere zu ziehen, kommt vorbei an der Kritik dieses Ansatzes. Deren Notwendigkeit wird nicht dadurch hinfällig, daß seine Initiatoren gegenwärtig zu sehr mit der Ausschlichtung ihres unverhofften publizistischen Erfolgs beschäftigt sind, um sich einer substantielleren Debatte stellen zu können; ein Erfolg, der nicht so sehr beruht auf einer kritischen Beschäftigung mit dem sachlichen Gehalt der sich so nennenden „fundamentalen Wertkritik“ als vielmehr darauf, daß die von ihr gelieferten Schlagworte geeignet erscheinen, dem an sich selbst irre gewordenen linken Lebensgefühl eine neue Orientierung zu bieten. Ausdrücke wie „Arbeiterbewegungsmarxismus“, „Wertvergesellschaftung“, „Aufhebung der Arbeit“, „produktiver Müßiggang“ u.ä. finden allenthalben Eingang in die literarischen Erzeugnisse linker Autoren, namentlich dort, wo sie das Dilemma eigener Theorie und Praxis zum Thema haben, und unabhängig vom Wohlwollen, das sie dem Projekt der KRISIS entgegenbringen. Die Kritik der Linken, mit der die KRISIS angetreten war, macht Anstalten, sich als extravagante Variante dieser abgehalfterten politischen Spezies einzurichten.<sup>7</sup>

Eine Plattform *positiver* Kritik, einer Kritik nicht allein der Linken, sondern der Verfassung aller geistigen Reflexion gesellschaftlicher Entwicklungen der Gegenwart, eine *Position* also, muß erst noch erarbeitet, erstritten werden. Sie benötigt unter anderem auch die Geduld, das Neue wachsen, das Alte sterben zu lassen, ohne für jede Veränderung der Landschaft sogleich Handlungsmaximen, gar politische Programme

lismus eine Supermacht (!) in einen beispiellosen Ruin geführt hätten.

<sup>6</sup> KRISIS – Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft (vormals: MARXISTISCHE KRITIK); erschienen seit 1986 in bisher dreizehn Ausgaben.

<sup>7</sup> Sinnfälligen Ausdruck fand das auf dem KONKRET-Kongreß im Juni vergangenen Jahres in Hamburg, wo Robert Kurz sich auch durch die gegen ihn gerichteten kritischen Nadelstiche seines Vorreferenten Georg Fülberth nicht davon abbringen ließ, das Podium lediglich dazu zu nutzen, eine rein positive Lehre vom notwendigen Untergang des warenproduzierenden Weltsystems zu dozieren, die um ein wenig Beachtung im pluralen Spektrum linker Zukunftsspekulationen wirbt. So fiel, wohl mehr zufällig und unerwartet, der Part an Christoph Türcke, das dumpf-lethargische Auditorium aufzumischen. In Türckes Vortrag zum Rassismusbegriff der Linken schien etwas auf von jener provokanten, das linke Denkvermögen aus seinen Träumen reißen den Art, die der fundamentalen Wertkritik mittlerweile offenbar restlos abhanden gekommen ist.

zu fordern. Sie kann sich nur aus dem dialektischen Kunststück ergeben, das Neue im Alten, das Künftige im Vergangenen, das sich Festigende in der Auflösung zu entdecken und zugleich umgekehrt sich im Neuen ans Alte, im Künftigen ans Vergangene, im sich Festigenden ans sich Auflösende zu halten – mit einem Wort: den Übergang zu meistern; den Übergang wohlgemerkt nicht vom einen der vertrauten politischen Lager zum anderen, sondern von einer Konstellation der Konfrontation dieser Lager zu einer neuen, aus ihrer Auflösung hervorgehenden, deren eigene innere und äußere Gestalt eben erst in zarten Ansätzen sich herausbildet. Wir haben uns also an unsere Identität als marxistische Linke, an unsere politische Herkunft, an unsere theoretisch-wissenschaftliche Tradition zu halten, uns von neuem darauf zu besinnen und sie kritischer Revision zu unterziehen – nicht, um sie (in welcher überarbeiteten Form auch immer) wiederzubeleben, sondern im Gegenteil, um sie als Ganzes der Geschichte anzuvertrauen, uns aber eben dadurch ihren „Reichtum zu bewahren“<sup>8</sup>.

**D**ie KRISIS hat das kaum schätzbare Verdienst, den trostreichen Gedanken, daß das Kapital seine Vergänglichkeit an sich selber besitze, aus der Versenkung des Marxschen Werkes zurück ans Licht öffentlicher Erörterung geholt zu haben. Ob und wie dieser Gedanke heute – modifiziert durch anderthalb Jahrhunderte kapitalistische Geschichte, seit er zum ersten Mal ausgesprochen wurde – neu zu formulieren und in allen seinen Implikationen zu entwickeln sei, das macht den Kern aller Diskussion um die Aktualisierung der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie aus. Vor allem jene Implikationen erweisen sich allerdings schon in ihren Andeutungen für die hergebrachten, namentlich in der Linken gründlich eingeschliffenen Denkmuster als so sperrig, daß auch die KRISIS sehr bald die Finger davon gelassen hat, sie nach Einzelheiten abzuklopfen. Die Vergänglichkeit ist abstrakt geblieben. Die Auflösung des gesellschaftlichen Verhältnisses, worin die universelle menschliche Tätigkeit herausgebildet wird als äußerster Gegensatz ihrer gegenständlichen zu ihren subjektiven Voraussetzungen, d.h. die Auflösung dieses Gegensatzes, der Prozeß der Aneignung der universellen Produktivkräfte durch die Individuen, erscheint weiterhin (oder besser: erst recht) als eine einfache Grenzlinie, die Diesseits und Jenseits, Immanenz und Transzendenz voneinander scheidet.

<sup>8</sup> Vgl. Robert Havemann, Naturwissenschaftliche Aspekte philosophischer Probleme (Vorwort); in: ders., Dialektik ohne Dogma; Berlin 1990, S. 63.

Dieses Schauspiel der stolzen Verkündigung einer Idee und des gleichzeitigen Verrats an ihr läßt sich besonders gut studieren in den Polemiken der KRISIS gegen diejenige Schule, der sie eingeständenermaßen das Meiste ihrer Einsichten verdankt: der Kritischen Theorie.

Im Editorial zur ersten Nummer der MARXISTISCHEN KRITIK, gewissermaßen der Geburtsurkunde der fundamentalen Wertkritik, heißt es am Schluß:

„Eine derart begrifflich abgerüstete und entwaffnete Linke, die ihre wissenschaftliche Fundierung in radikaler Kritik von Ware und Geld preisgegeben hat, muß angesichts ihres eklatanten Versagens vor den Erscheinungen der neuen kapitalistischen Krise winselnd nach UTOPIEN verlangen, deren Erbärmlichkeit umso greller hervortritt, je mehr sie sich als ebenso reaktionäre wie illusionistische Entgesellschaftungs-Träumereien entpuppen. ...

Wenn wir gegen diesen Strom schwimmen wollen, so nicht aus jener trotzigigen Resignation heraus, wie sie die Frankfurter Schule beseelte und wie sie heute bei einigen ihrer späten Nachkommen wieder auftaucht als zornige Polemik gegen die friedensschwängere und grün-nationale Linke: ein Zorn aber, dessen Festhalten an der Marxschen Theorie gleichzeitig ein Abgesang auf die historische Möglichkeit ihrer Verwirklichung ist und sich nur noch darstellt als angeekeltes Abwenden von der scheinbar unabwendbaren Barbarei, zu deren Heraufdämmern die Linke nichts als die Begleitmusik ihrer eigenen haltlosen Zersetzung liefert.

Unser Standpunkt in der Kritik der Linken ist ein gerade entgegengesetzter. Die Verwirklichung der Marx'schen Theorie ist keine versunkene Möglichkeit, sondern wird im Gegenteil erst heute praktisch wahr in der massiv erscheinenden Krise des Geldes, wie sie der kapitalistische Vergesellschaftungsprozeß auf der heutigen Stufe von Verwissenschaftlichung und Produktivkraft der gesellschaftlichen Arbeit hervortreibt. Die Wirklichkeit drängt heute in Wahrheit stärker zum Gedanken der authentischen Marx'schen Theorie als jemals vorher in der Geschichte.“<sup>9</sup>

Hier ist alles bereits versammelt, was bis heute den Reiz und das Ärgernis der fundamentalen Wertkritik ausmacht. Man stellt sich frech der gesamten Linken entgegen, die exponierte linke Kritik daran eingeschlossen. Besonders schön und treffend gezeißelt: das winselnde Verlangen „nach UTOPIEN“. Doch *womit* stellt man sich entgegen? – mit der „Verwirklichung der Marxschen Theorie“. Der „trotzigigen Resignation“ der Kritischen Theorie wird ein eigener ganz spezieller Trotz entgegengesetzt. Die Frage, welchen Vorteil eine *Theorie*, noch dazu die von Karl Marx begründete, von ihrer „Verwirklichung“ wohl hätte, stellt man nicht. Ein-

<sup>9</sup> MK 1, März 1986, S. 4 f.

hundertundfünfzig Jahre wirkliche Geschichte, an der Wahrheit und Unwahrheit der Theorie sich erweisen konnten – bloß das etwas verwirrende Vorspiel zu ihrer Fleischwerdung? Marx womöglich der eigentliche, der *wirkliche* Utopist?

So nebenbei ist hier auch bereits angedeutet, wie man sich die Marxsche Theorie zu stützen gedenkt, damit sie die geeignete Plattform abgebe, um die eigene, ganz neue Utopie in den Himmel zu schießen: Die „Kritik von Ware und Geld“ wird „radikal“ statt Bedingung der Kritik des Kapitals, und nicht dessen Krise, sondern eine solche „des Geldes“ erscheint als Essenz der Theorie.

Die nähere Darbietung der „Verwirklichung der Marxschen Theorie“ ergibt schließlich eher eine etwas eigenwillige Variante jener „trotzigen Resignation“ als deren produktive Überwindung. In Robert Kurz' Aufsatz „Die Krise des Tauscherts“, in welchem der Autor zu zeigen versucht, wie der Kapitalismus dabei ist, seine eigene Wertgrundlage restlos zu untergraben, beeilt er sich sogleich zu dementieren, daß damit die Entwicklung etwa von selbst in eine Umwälzung hineinsteuere:<sup>10</sup>

„Daß der INHALT des Werts verschwindet, heißt natürlich noch lange nicht, daß die daraus hervorgehenden VERKEHRSFORMEN sich ebenfalls in Wohlgefallen auflösen. Denn daran hängen unauflöslich die Ausbeuterinteressen. Das Kapital, das die ‚miserable Grundlage‘ (Marx) des Reichtums als Ausbeutung lebendiger Arbeit als Wesenskern hat und diese Grundlage gleichzeitig durch seine eigene Bewegung auflöst, wird und muß mit aller Gewalt versuchen, den ‚Wert als Wert zu erhalten‘, d.h. die leer werdende, ihres gesellschaftlichen Inhalts beraubte Form als allgemeine Verkehrsform weiterlaufen zu lassen. Dies muß katastrophale gesellschaftliche Kollisionen zur Folge haben.“<sup>11</sup>

Von jener Barbarei, der die „späten Nachkommen“ der Kritischen Theorie „angeekelt“ den Rücken kehren, unterscheidet sich dieses

Szenario im Grunde nur darin, daß uns hier das schaurige Ende im wesentlichen noch ins Haus steht.

„So regrediert der historische Beruf des Kapitals am Ende auf die bloße Selbsterhaltung als *reelles Gemeinwesen*“<sup>12</sup>

schrieb einer der Profiliertesten jener Nachkommen, Wolfgang Pohrt, schon zehn Jahre vor der Erfindung der fundamentalen Wertkritik und diagnostizierte ein „endloses Ende vom Kapitalverhältnis“<sup>13</sup>. Daß in seiner Analyse die leere Form des Werts eben keine mehr ist, dieser also „unter Preisgabe seiner selbst“<sup>14</sup> sich verewigt, macht – unter anderem – deren größere Schlüssigkeit aus. Die Revolution, auf die damals auch Pohrt noch setzte, gewinnt eine Triebfeder, wie er dankenswert nüchtern klarstellte, nur noch aus einer aller Geschichte vorausgesetzten menschlichen Vernunft und ist jedenfalls keine Entwicklungsmöglichkeit mehr der umzuwäzenden Verhältnisse selbst. Daß Pohrt nur den Weg einer Revolution für diese Vernunft sah, muß indes wohl als der noch in der konventionellen Form des intellektuellen Unwillens vortragene Befund ihrer Aussichtslosigkeit gewertet werden, als die unmittelbare Vorstufe freimütiger Resignation also.

Mit der „trotzigen Resignation“ glaubt die KRISIS nichts mehr zu tun zu haben. Sie präsentiert sich vielmehr als die endlich geglückte Fleischwerdung jenes Hirngespinnstes, gegen das sich Theoretiker wie Praktiker der Linken jedweder Couleur schon immer verwahrt haben: Man bekennt sich stolz zur „Zusammenbruchstheorie“ und nimmt für sich in Anspruch, sie, anknüpfend an Überlegungen von Marx, erstmals auf eine solide oder – wie es im KRISIS-Deutsch so unschön heißt – nicht mehr „wertimmanente“ Grundlage gestellt zu haben. Aber bereits in jenem allerersten Dokument der fundamentalen Wertkritik, aus dem ich zuletzt zitierte, erklärte ihr Erfinder, er wolle „damit keineswegs grundsätzlich die Rolle des Subjekts schmälern“, und landete schließlich bei der folgenden erstaunlichen Weisheit:

„Ein Zusammenbruch ist eben nichts anderes als ein Zusammenbruch; welche realen Verhältnisse sich daraus entwickeln, hängt immer und weiterhin vom tatsächlichen Handeln der Menschen und ihrem Willen ab. Aber dieser Wille konnte und kann nicht über die objektiven Verhältnisse hinaus, die er in ihrer Ob-

<sup>10</sup> Dieses „von selbst“ bedeutete wohl gemerkt *nicht*, daß da eine Entwicklung bewußtlos, gewissermaßen von kopflosen Menschen vollzogen würde. Es hieße nur, daß sie der *Zutat* einer speziellen Maxime dafür, was sie werden *soll*, jenes berichtigten „subjektiven Faktors“ also, nicht bedarf, um zu werden, was sie am Ende sein wird. Ihre theoretische Reflexion wäre damit natürlich nicht hinfällig, diese begleitet sie ganz unvermeidlich und ist Gegenstand mehr oder weniger leidenschaftlicher Erörterungen. Sie ist Bestandteil, Aspekt, Moment der Entwicklung und wird sich nicht erledigt haben vor deren Abschluß.

<sup>11</sup> In: MK I, S. 32 f. Weil es recht bezeichnend ist für die Denkweise des Robert Kurz, sei vermerkt, wie er in seiner Wiedergabe die Marxsche Überlegung verändert hat: Bei Marx hat das Kapital die „miserable Grundlage“ nicht „als Wesenskern“, sondern der „Diebstahl fremder Arbeitszeit ... erscheint (! - D.) miserable Grundlage gegen (! - D.) diese neuentwickelte, durch die große Industrie selbst geschaffene.“ (Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie; in: MEW Bd. 42; Berlin 1983, S. 601)

<sup>12</sup> Wolfgang Pohrt, Theorie des Gebrauchswerts; Frankfurt a.M. 1976, S. 191.

<sup>13</sup> ebenda S. 206.

<sup>14</sup> ebenda S. 197.

ektivität begriffen haben muß, um BEWUSST wirksam werden zu können.“<sup>15</sup>

Das merkwürdige Auseinanderfallen von „Zusammenbruch“, „realen Verhältnissen“ und dem „tatsächlichen Handeln der Menschen“, läßt nichts Gutes hoffen für den „Willen“, der nachträglich der Angelegenheit so etwas wie einen Zusammenhang verpassen soll. Dieser Zusammenbruch, restlos gereinigt von allem, was ihm den Charakter eines *gesellschaftlichen* Vorgangs verleihe, behält nicht viel übrig, was als Stoff einer näheren, gar „theoretischen“, Betrachtung dienen könnte. Eine *Theorie* vom Zusammenbruch des Kapitalismus hätte selbstverständlich schon zu ihrem Ausgangspunkt so ziemlich das genaue Gegenteil von dem zu wählen, was hier angedeutet wird. Das „tatsächliche Handeln der Menschen“ – wovon deren „Wille“ wiederum selber ein Moment darstellt – wäre von vornherein als wesentliches *Moment* des Zusammenbruchs der realen Verhältnisse, d.h. aber ihrer realen *Verwandlung*, zu untersuchen. Vorerst bleibt uns daher nur die etwas ernüchternde Vermutung, daß die „Zusammenbruchstheorie“ der KRISIS sich ganz und gar in den vertrauten Gleisen bewegt, mit dem feinen Unterschied vielleicht, daß an die Stelle des revolutionären Klassensubjekts, ein luftiger menschlicher „Wille“ getreten ist. Eine neue Theorie des Zusammenbruchs der warenproduzierenden Gesellschaftsformation, die endlich deren bornierten Horizont durchstoßen habe, bleibt bis auf weiteres „chimärisch“<sup>16</sup>. Von ihrer Ausformulierung sind wir weiter entfernt denn je.

Dem armen „Subjekt“ aber, dessen „Rolle“ zu retten die edle Absicht der Kurzschen Argumentation war, wird mit seiner Verdünnung zur allerallgemeinsten Abstraktion der übliche Bärenienst geleistet, wie ja überhaupt das Gewese um den sogenannten „subjektiven Faktor“ keineswegs der Sorge entspringt, die Menschen könnten schlichtweg Herz und Verstand verlieren. Von wirklichen, mit Leib und Seele tätigen Menschen ist, wie gesagt, gar nicht die Rede. Vielmehr wird in einer reichlich schrägen Weise betrauert, daß das *besondere* und *in seiner Besonderheit* wirklich *revolutionäre* Subjekt, dessen bloßen *Daseins* die Denker und Strategen der Revolution sich nicht erst theoretisch vergewissern mußten, im Begriff ist, seinen letzten Atemzug zu tun. Es gibt deshalb nichts zu staunen, wenn Robert Kurz heute eben jenes kürzlich noch gehätschelte „Subjekt überhaupt“ einer von ihm projektierten sogenannten „Aufhebungsbewegung“ zum Fraß vorwerfen

will.<sup>17</sup> Das ist freilich eine ziemlich schmale Kost, bei der die Bewegung mit Sicherheit vom Fleisch fallen wird, sofern sie jemals welches ansetzen sollte.

Jedenfalls ist hinreichend klargestellt: Jene die „scheinbar unabwendbare Barbarei“ der Kritischen Theorie abwendende Revolution ergibt sich aus nichts anderem als der Drohung eben derselben Barbarei. Wenn

die kapitalistische „Ordnung an ihren eigenen, bis zu Ende getriebenen Widersprüchen in sich selbst zusammen(stürzt‘), ohne eine neue Gesellschaftsformation gleichzeitig hervorzubringen“<sup>18</sup>,

woher soll die neue Ordnung dann genommen werden? Vor allem: Wäre dann nicht *jede* Ordnung, ganz gleich welcher Art, eine Rettung? Worin unterscheidet sich dieser „gerade entgegengesetzte Standpunkt“ vom kritisierten Abstoßungspunkt? Offenbar zunächst in einer der Neuigkeit, die er für seinen Autor bedeutet, geschuldeten Blauäugigkeit hinsichtlich der Vernunft und Einsichtsfähigkeit der ins Chaos versinkenden Menschheit, darüber hinaus aber auch darin, daß hier jenes Chaos noch ganz abstrakt und namenlos auftritt, wogegen die Kritische Theorie es bereits näher in Augenschein genommen und versucht hat, eine Sprache zu finden, um es zu beschreiben. Wie also hat sich der „Standpunkt“ abgestoßen von der Kritischen Theorie? Kaum anders als mit Hilfe einer kräftigen Portion Ignoranz ihr gegenüber.

Selbstverständlich erschöpft sich nicht in diesen Feststellungen die Charakterisierung der KRISIS bzw. ihrer fundamentalen Wertkritik. Besagte Ignoranz hatte natürlich auch ihre Berechtigung, insofern sie helfen konnte, sich einen neuen Zugang zu und Umgang mit der Marxschen Theorie zu erschließen, ohne sich in der Kenntnismahme des alten, ausgelatschten Pfades aufzureiben. Die Bekanntschaft mit seinem resignativen Ende war zunächst gewiß hinreichender Grund zu versuchen, einen neuen zu bahnen. Zudem stammen die von mir zitierten Passagen alle aus der ersten Ausgabe der MARXISTISCHEN KRITIK, vom Beginn einer Entwicklung also, die manche seiner Formulierungen selbst der Kritik auslieferte. Namentlich von den „Ausbeuterinteressen des Kapitals“ will man nichts mehr wissen. Solche Ausdrucksweise ist heute als „soziologistisch“ verpönt. Ob freilich etwas damit gewonnen ist, wenn nun der

<sup>15</sup> R. Kurz, Krise des Tauschwertes; a.a.O., S. 46.

<sup>16</sup> Vgl. Editorial; in: KRISIS 12, S. 10.

<sup>17</sup> Vgl Robert Kurz, Subjektlose Herrschaft; in: KRISIS 13, 1993, S. 93. Da Kurz für seine „Aufhebungsbewegung“ selbstverständlich auch besondere sogenannte „Träger“ (ebenda) benötigt, hat er allerdings am Ende das besondere Subjekt unter anderer Vokabel wieder am Hals.

<sup>18</sup> R. Kurz, Krise des Tauschwertes; a.a.O. S. 47.

Angriff der „Antiklasse“<sup>19</sup> gegen die „Apparate“ geführt wird, „die mit Sicherheit den Wert als Wert erhalten wollen“<sup>20</sup>, ist noch nicht bewiesen.

Mittlerweile jedenfalls ist auch die KRISIS gealtert und an ein gewisses Ende gelangt. Spätestens seit der Zeitenwende des Jahres 1989 trat man theoretisch auf der Stelle. Hatte man bis dahin mit erfrischender, wenn auch fahrlässiger Unbekümmertheit sich in eine grobe Demontage des ehrwürdigen Marxismus gestürzt, so war nun ein Stadium erreicht, in dem nicht mehr viel in alter Weise zu tun übrig war und es nur weitergehen konnte, wenn man sich zum einen endlich den Details zuwandte und zum anderen das eigene bisherige Werk einem kritischen Überdenken preisgab. Große Lust hierzu wollte indes nicht aufkommen. Bereits Anfang 1989 hatte man die Hoffnung („klammheimliche Panik“) ausgesprochen, daß ein schon länger prognostizierter „monetärer crash“ einem allerhand Arbeit alsbald abnehmen könnte.<sup>21</sup> Im Herbst hatte dann der „prozessierende Widerspruch“ endlich die Freundlichkeit einem entgegenzukommen,<sup>22</sup> freilich in etwas anderer Gestalt als erwartet. In der Folge erhob sich eine bis dahin ungekannte publizistische Betriebsamkeit, die darauf aus war, den „neuen Ansatz“ unters – vornehmlich linksradikale – Volk zu bringen, und hatte – zunächst noch zur größten eigenen Überraschung – beträchtlichen Erfolg. Man war in eine Marktlücke gestoßen und genoß es, sie auszuschlachten. Das theoretische Gewissen – ohnehin noch kaum ausgeprägt – geriet dabei sogleich unter die Räder. Weit unangenehmer war aber wohl die wachsende Langeweile, die das dauernde Wiederkäuen der wenigen erbeuteten, auf die abstraktesten Essentials der Marxschen Warenformanalyse zurückgehenden, Erkenntnisse hervorbrachte. Es mußte ein neuer Tabubruch her, und der konnte nach Lage der Dinge nur darin bestehen, die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie vollends zu kippen.

Den thematischen Anlaß bot die schon länger ins Haus stehende Bearbeitung der „Geschlechterfrage“. Die Einzelheiten der Ausführung und deren z.T. recht bizarre Formen sind eher zufällig und sollen hier nicht näher dargestellt werden. Auch täuscht der Name, der der Sache verpaßt wurde, – es ist vom sogenannten „Abspaltungstheorem“ die Rede – gewaltig: Einen

irgendwie theoretischen, in sich konsistenten Gehalt sucht man in der dargebotenen Argumentation vergeblich. Vielmehr setzt sich der Eindruck fest, als wenn alle früheren Berufungen auf die von Marx (in der Nachfolge Hegels) vorgeführte, dem untersuchten Gegenstand selbst zu entnehmende Stringenz des theoretischen Begriffs, purer Schall und Rauch gewesen waren. Wenn dann Robert Kurz zu allem Überfluß auch noch wiederholt behauptet, Marx ließe den „Gebrauchswert“ aus der politischen Ökonomie“ herausfallen,<sup>23</sup> scheint ihn nur noch die bescheidene Sorge zu treiben, unter keinen Umständen eine der letzten Gelegenheiten auf ein warmes Plätzchen in der langen Reihe inkompetenter Marxkritik zu versäumen. Gewürdigt werden soll hier lediglich der Sachverhalt selbst, daß nämlich die fundamentale Wertkritik mit dem „Abspaltungstheorem“ jenen kritischen Kern der Marxschen Theorie zum Alteisen legte, von dessen Wiederbelebung sie einst sich und ihrem kleinen Publikum eine neue, aktuelle Revolutionstheorie versprach: Die Marxsche Warenformanalyse, mitsamt dem sie und den Gang der ganzen weiteren Darlegung in den drei Bänden des „Kapital“ bestimmenden Gegensatz von Wert und Gebrauchswert.<sup>24</sup>

<sup>23</sup> Robert Kurz, Geschlechtsfetischismus; in: KRISIS Nr. 12, S. 143 ff.

<sup>24</sup> Das Copyright des „Abspaltungstheorems“ gehört Roswitha Scholz, einer der Redaktion nahestehenden bzw. inzwischen wohl in sie kooptierten Nürnberger Feministin. Ihr Aufsatz „Der Wert ist der Mann“ (in derselben Ausgabe der KRISIS veröffentlicht) wird in R. Kurz' Beitrag durch „wesentlich ‚politökonomische‘ Implikationen“ (Editorial, a.a.O. S. 15) ergänzt, wobei er wiederum u. a. einiger halbverdauter Argumente sich bedient, die er einem Aufsatz von Cornelia Hafner (Gebrauchswertfetischismus; in: Diethard Behrens (Hg.), Gesellschaft und Erkenntnis, Freiburg 1993) entlehnt hat. Roswitha Scholz beschwert sich mittlerweile darüber, daß ihre Autorenschaft hinsichtlich des Theorems in dessen Kritik (Robert Schlosser, Nürnberger Allerlei; in: Spezial 89, S. 19 ff) nicht gewürdigt werde (vgl. dies., Man(n) bleibt Mann; in: Spezial 93, S. 35 ff) – völlig zu Unrecht. Wie sie selbst in ihrem Aufsatz erklärt hatte, sei der von ihr bemühte „Mechanismus der Abspaltung“ in der feministischen Literatur „seit langem ... thematisiert“. Ihre originelle Leistung bestehe darin, diesen zu beziehen „auf die negative Konstitution der Wertgesellschaft im Sinne einer Kritik von Arbeit und Wert“, auf die fundamentale Wertkritik also. Die verblasen kryptische – der Manier sozialwissenschaftlicher Diskurse abgegekuckte – Ausdrucksweise signalisiert, daß auf ihrem eigenen Mist allein der „Bezug“ gewachsen ist, welcher an und für sich keinerlei Substanz besitzt. An der fundamentalen Wertkritik trifft sie jedenfalls keinerlei Schuld, sie hat sie nur – wie in besagten Diskursen allgemein üblich – in der bereits positivierten, leblosen Form auf gelesen, die alle wirklichen, weiteres Nachdenken herausfordernden Gedanken erfolgreich abgeschlossen hat. Aus dem Pech, daß ihr „Ansatz“ der Redaktion just zupaß kam, einen Schlußstrich zu ziehen unter die eigenen Übungen in der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie, läßt sich kein Anspruch ableiten, zur Verantwortung gezogen zu werden. Wenn es der Ehrgeiz der Autorin gewesen war, mit dem Aufsatz zum Gegenstand einer besonderen Debatte zu werden, hätte sie besser den Wert einen guten Mann sein gelassen und sich beschränkt auf eine kritische Darlegung jenes feministischen „Abspaltungsmechanismus“ – „historisch-systematisch“ meinetwegen. Der von ihr anvisierte „feministische Kampf beider Geschlechter gegen die ... Abspaltung“ (Der Wert ist ...; a.a.O. S. 49) und andere Verballhornungen feministischer Gedankengänge hätten

<sup>19</sup> Vgl. Robert Kurz / Ernst Lohoff, Der Klassenkampffetisch; in: MK 7, August 1989, bes. S. 26 ff.

<sup>20</sup> Robert Kurz, Der Kollaps der Modernisierung; Frankfurt a.M. 1991, S. 261.

<sup>21</sup> Vgl. Editorial, in: MK 6, 1989, S. 3.

<sup>22</sup> Vgl. Editorial, in: KRISIS 12, S. 8.

Ein derartiges Ende (von seinen Protagonisten selbstverständlich als Aufbruch zu neuen Ufern gefeiert) scheint auf den ersten Blick überraschend und verlangt nach einer Erklärung, die mehr leistet, als das Moment der Überraschung in der eigenen Entwicklung bloß zu bejubeln.<sup>25</sup> Wenn seit Erscheinen der ersten Ausgabe der MARXISTISCHEN KRITIK jeder neue theoretische Geistesblitz die Voraussetzungen des vorherigen demontiert, dann ist irgendwann eine Untersuchung des Fundaments des ganzen Unternehmens fällig. Die Gründe für das schließliche Zerbröseln einer „Fundamentalkritik der Warenproduktion und der Lohnarbeit“<sup>26</sup> in postmodern aufgemotzte Krümel kulturpessimistischer Waren- und Geldkritik müssen darin wiederzufinden sein. Wer an dem Projekt Anteil nahm (und möglicherweise noch nimmt), weil er sich anderes davon versprochen hat als dies etwas trostlose Ergebnis, kommt schon der theoretischen Hygiene wegen nicht umhin, nach den Gründen zu forschen.

**E**ine Fundgrube an Hinweisen auf solche Gründe hat man wiederum dort, wo die KRISIS versucht hat, eine eigene Revolutionstheorie in der Kritik der wichtigsten Quelle ihrer Inspiration zu umreißen. Der Aufsatz von Ernst Lohoff, „Das Ende des Proletariats als Anfang der Revolution“<sup>27</sup>, hat auch deshalb besonderes Interesse, weil er sich gelegentlich – nur vorsichtig und zögerlich zwar – näher heranwagt an jene Scheidelinie von Diesseits und Jenseits, über die sein Mentor nur zu sagen weiß, sie sei „nichts anderes als“ – was sie scheine: „ein Zusammenbruch“ halt. Gegen Adepten der Kritischen Theorie wie Stefan Breuer und Wolfgang Pohrt gerichtet, legt Lohoff Wert darauf, die Krise der bürgerlichen Gesellschaft bedeute

„nicht einfach die blinde Negation der bestehenden Ordnung und damit auswegloses Chaos, sie steht selber für das angestaute Emanzipationspotential! Sie enthält, negativ verpuppt und ins Katastrophische verkehrt, die wesentlichen Bestimmungen einer kommunistischen Gesellschaft.“<sup>28</sup>

Und zwar nicht bloß (oder vielleicht sogar: nicht so sehr) als objektive stofflich-technische

Basis, sondern (vor allem) als subjektive Potenz der Individuen<sup>29</sup>. Es gibt sogar Stellen in dem Aufsatz, die als direkte Kritik am wertkritischen Fundamentalismus gelesen werden müßten, wenn man nicht besser wüßte, wie sie *gemeint* sind. Zum Beispiel:

„Die Dynamik und Rasanz der realen historischen Entwicklung verkommt zu einem ebenso grausamen wie tautologisch-sinnlosen Prozeß, der die Herrschaft des Kapitals bis zum Ende der Zeiten nur mehr beständig auf erweiterter Stufenleiter reproduziert.“<sup>30</sup>

An der Argumentation etwa eines Wolfgang Pohrt, die mit dieser Bemerkung getroffen werden soll, ist sie glatt vorbei geschrieben. Diese besteht ja gerade darauf, daß das Kapitalverhältnis sich nicht endlos fortreproduziert, es vielmehr schließlich zur Entscheidung der berüchtigten Alternative Rosa Luxemburgs, „Sozialismus oder Barbarei“, kommen mußte und gekommen ist. Es unterstreicht die Aufgesetztheit der Posen grenzenloser Überlegenheit, in denen die Abrechnung mit der Kritischen Theorie nicht nur hier vorgetragen wird, daß Lohoff, der seinen Gegenstand offensichtlich nur vom Hörensagen kennt und das für ausreichend hält, nicht einmal zu ahnen scheint, wie genau seine Charakteristik das eigene Dogma einer absurd-tautologischen Kapitalverwertung<sup>31</sup> beschreibt.

Was in solcher etwas peinlichen Exhibition des Unvermögens geendet ist, die großen Versprechungen der fundamentalen Wertkritik zu halten, begann mit einer nicht weniger peinlichen Lobhudelei für Stefan Breuers Buch „Die Krise der Revolutionstheorie“, das – erschienen 1977, ein Jahr nach Pohrts „Theorie des Gebrauchswert“ – Marxens Theorie von der objektiv revolutionären Rolle des Proletariats zu erledigen versucht als seiner Kapitalkritik widersprechende bloße Revolutionshoffnung.<sup>32</sup> Breuers Argumentation paßt Lohoff so wunderbar ins Konzept, weil sie ein anderes Dogma der fundamentalen Wertkritik zu bestätigen scheint: das vom „doppelten Marx“ nämlich, auch als das vom „Klassenkampf fetisch“ auftretend. Um so größere Schwierigkeiten hat er damit, das eigene Vorurteil als weiterführenden, neuen Gesichtspunkt davon abzuheben.

ihr dann vielleicht wenigstens den einen oder anderen Riffel von kompetenter Seite eingebracht.

<sup>25</sup> Die KRISIS-Redaktion im Editorial der Nummer 12 (ihre eigene Denkmalpflege vorsorglich in Angriff nehmend): „Die ... ‚fundamentale Wertkritik‘ war geboren, die werte Elternschaft lernte aber erst nach der Geburt, was für ein Gör sie da in die Welt gesetzt hatte.“ (a.a.O. S. 5)

<sup>26</sup> Editorial; in: MK 1, S. 3 f.

<sup>27</sup> In: KRISIS 10, Januar 1991.

<sup>28</sup> ebenda S. 103.

<sup>29</sup> Vgl. ebenda S. 116.

<sup>30</sup> ebenda S. 109 f.

<sup>31</sup> Im selben Heft von Robert Kurz richtungsweisend formuliert in: Die verlorene Ehre der Arbeit; und seither von sämtlichen KRISIS-Redakteuren regelmäßig nachgebettet. Vgl. dazu meine Kritik: Kurzschlüssige Tautologie der Arbeit; in: KRISIS-RUNDBRIEF Nr. 1; Dez. 1991.

<sup>32</sup> Hinsichtlich des Inhalts des breuerschen Textes bin ich, da er mir nicht zur Verfügung steht, auf seine Referierung durch E. Lohoff verwiesen.

Gegen die Marxsche Theorie wendet Breuer (bzw. Lohoff) vor allem ein, sie verkenne – die aus der Kapitalkritik gewonnenen Erkenntnisse mißachtend – den rein immanenten Charakter des Arbeiterinteresses, ja sie konstruiere gewaltsam eine „Wesenheit der Arbeit“, die „in ihrem Kernbestand von der Herrschaft des Kapitals nicht affiziert“<sup>33</sup> werde. Wo Marx derlei Unsinn verbrochen hätte, wird leider nicht verraten. Es tut hier im Grunde auch nichts zur Sache, denn so völlig ernst, wie es dem ersten Anschein nach sich gibt, kann das Argument – was den fundamentalistischen Wertkritiker angeht jedenfalls – nicht gemeint sein. Lohoff nämlich hält Breuer und all den anderen spätgeborenen Pessimisten der Kritischen Theorie eine „Alternativversion“ Marxscher Revolutionstheorie entgegen, die ausdrücklich die „eigene immanente Logik“ des Kapitals für dessen Umwälzung bemüht.<sup>34</sup> Nichts anderes tat bekanntlich Marx bereits im Kommunistischen Manifest, wenn er das Proletariat als „eigenstes Produkt“ der kapitalistischen Verhältnisse bezeichnete. Warum er es nötig gehabt haben soll, eine nicht-immanente „Wesenheit“ zu konstruieren bleibt unerfindlich. Wenngleich also jenes Argument uns keinen Ansatz für eine Kritik Marxscher Revolutionstheorie liefert, so verdient es dennoch insofern nähere Betrachtung, als es hilft, den spezifischen Gehalt der fundamentalen Wertkritik ein wenig zu erschließen. Den Abschnitt „Der janusköpfige Marx“ beginnend, schreibt Lohoff:

„Die Argumentation von Stefan Breuer trifft den traditionellen arbeitsontologisch orientierten Marxismus ins Herz. Die Hoffnung auf die revolutionäre Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft durch eine dem Kapital entgegengesetzte proletarische Wesenheit bricht sich tatsächlich an der alles durchdringenden Kraft der Wertform. Hinter der vom Arbeiterbewegungsmarxismus verherrlichten alle Werte schaffenden Arbeit, verbirgt sich nichts weiter als die Logik des Kapitals unter anderem Gesichtspunkt. Der Gegensatz von Kapital und Arbeit bewegt sich innerhalb des gleichen wertförmigen Zusammenhangs, und so affirmiert der Konkurrenzkampf beider Standpunkte nur das Grundverhältnis. Der arbeitsontologische Standpunkt ist ex definitione nicht dazu in der Lage, die bürgerliche Wirklichkeit zu transzendieren.“<sup>35</sup>

Wie man sieht, muß, was der KRISIS Gegenstand ihrer Kritik werden soll, zuvor schon gründlich flach geklopft sein, auf daß sie sich ein wenig darüber erhebe (es fällt ihr auch dann noch schwer genug). Daß der Gegensatz von Kapital und Arbeit „innerhalb“ eines sogenann-

ten „wertförmigen Zusammenhangs“ sich beuge, diese Ausdrucksweise verbindet Lohoffs Kritik mit der Auffassung, von der sie sich abstoßen will. Während Letztere möglicherweise sich zutraut, den Zusammenhang von innen aufzubrechen, was ja (unter Revolutionären zumal) nicht von vornherein auszuschließen ist (und allerdings etwas ganz anderes als ihn zu „transzendieren“), winkt Lohoff ab, beeindruckt von einer einigermaßen geheimnisvollen „alles durchdringenden Kraft“. Wenn ein paar Seiten später er dieselbe, hier von jener „Kraft“ gebannte, „Logik des Kapitals“ für seinen eigenen revolutionstheoretischen Zauber heranzieht, vertraut er vermutlich darauf, daß seine die paar nicht gerade aufregenden Gedanken in – oft verunglückten – Metaphern ertränkende Schreibe den Leser längst zu sehr ermattet hat, als daß er sich noch dieses Banns erinnern könnte.

Von solch offensichtlicher, mehr literarischer Puscherei abgesehen ist jedoch zu beachten, wie hier die Marxsche Kapitalkritik, deren Quintessenz man zu referieren behauptet, interpretiert wird. Die merkwürdige Formulierung: „Der Gegensatz von Kapital und Arbeit bewegt sich innerhalb des gleichen wertförmigen Zusammenhangs“ verdankt sich nicht einfach der üblichen sprachlichen Stümperei. Es zeigt sich, daß sie völlig ernst gemeint ist. Lohoff glaubt wirklich an ein „Grundverhältnis“, welches man „Wertform“ nennen könne, das von darin konkurrierenden „Standpunkten“, „Kapital“ und „Arbeit“ heißend, „nur affirmiert“ werde. Oder sagen wir: Er muß es glauben, auch wenn er es eigentlich besser wüßte. In der Marxschen Entwicklung der Kapitalkritik just nämlich an dieser Stelle: beim Übergang von den Bestimmungen der Ware und des Geldes zu denen des Kapitals steigt die Nürnberger „Wertkritik“ aus – aus sozusagen „fundamentalen“ Gründen. Geradezu klassisch und wie ein Glaubensgebot formuliert wurde dieser Ausstieg vom Meister der neuen Lehre, Robert Kurz, anläßlich einer ersten deswegen aufgeflamnten Kontroverse im Jahre 1989:

„Sobald ich auch nur klammheimlich anfangen, eine Differenz zu setzen zwischen ‚Wert überhaupt‘ und ‚Kapital‘, flutscht der bürgerliche Dualismus durch die Hintertür herein.“<sup>36</sup>

Mustergültig kommt hier der Glaube des gewöhnlichen spät- und postmarxistischen Denkens an seine Abstraktionen zum Ausdruck, mit denen es immer schon seine Pflicht getan, die Hauptsache in den Händen zu haben meint, wogegen der Aufstieg zum Konkreten – mit dem für Marx die Schwierigkeiten und die wissenschaftliche Arbeit erst beginnen – unter

<sup>33</sup> E. Lohoff, Das Ende ..., a.a.O., S. 76 f.

<sup>34</sup> ebenda S. 79.

<sup>35</sup> ebenda S. 77 f. (Das Komma vor „verbirgt“ steht im Original.)

<sup>36</sup> IMK RUNDBRIEF 26; Dez. 1989, S. 17.

dem so beliebten und bezeichnenden Namen „Konkretisieren“ als notfalls läßliche Kür betrachtet wird. Da aber die Unterscheidung („Differenz“) der konkreteren Kategorien von den abstrakteren keine willkürliche ist, sondern im Gang ihrer Untersuchung sich aus ihnen selbst ergibt, tappt gerade derjenige todsicher in den „bürgerlichen Dualismus“, der sich weigert, die Differenz zur Kenntnis und näher in Augenschein zu nehmen. So kommt es nicht von ungefähr, wenn das Bild, das Kurz anschließend von jenem Dualismus zeichnet, dem es zu wehren gelte, auf verblüffende Weise den Plattheiten gleicht, die sein Jünger in der oben zitierten Passage als Weisheiten der fundamentalen Wertkritik zum Besten gibt. Robert Kurz erläutert:

„Dann ist ‚Wert‘ das eine und das Verhältnis von ‚Arbeitern‘ und ‚Kapitalisten‘ das andere, und eine Auffassung ist nicht fern, daß der Streit zwischen diesen ‚Klassen‘ eben um den ‚Wert‘ gehe, wer darüber ‚herrscht‘, statt umgekehrt den ‚Wert‘ als den *Begriff* dieses Verhältnisses zu erkennen, die ‚Klassen‘ somit nicht als selbständige und für sich seiende soziale Wesenheiten, sondern beide gleichermaßen als soziale Ausdrucksformen, als Erscheinungen des *Fetischismus*, von dem sie konstituiert sind. Dem letzteren Verständnis zufolge kann dann als *Kritik* dieses Verhältnisses kein ‚Standpunkt der Arbeiterklasse‘ mehr eingenommen werden, sondern eben nur der Standpunkt der ‚fundamentalen Wertkritik‘.“<sup>37</sup>

Mit dem Wert als dem von Kurz angebotenen „Begriff“, der das „umgekehrte“, also nicht-dualistische „Verständnis“ von der Sache liefern soll, hat dann der unglückliche Lohoff Ernst gemacht und sich prompt im Dualismus verheddert. Dabei hätte es vielleicht genügt, einmal darüber nachzudenken, warum Marx sein Hauptwerk (in welchem die Kritik dem Verständnis der Sache nicht als „Standpunkt“ erst noch an die Seite treten muß, sondern bereits als wesentliches Moment der Sache selbst und somit ihrer Untersuchung in ihm enthalten ist) nicht „Der Wert“ sondern „Das Kapital“ genannt hat. Es ist halt noch nichts damit gewonnen, in der Art der Schlaumeier den von Marx *entwickelten* Gedanken in seiner abstraktesten Form – Lohnarbeit und Kapital als das gesellschaftliche Dasein des Werts – bloß auszubeuten, um fortan bei allen Stichworten, die dieses Dasein so bietet, immer sogleich mit dem kritischen Finger auf jenen Grund aller gegenwärtigen Übel zu weisen, der gleichsam übrig bleibe, nachdem man alle „bloßen Erscheinungsformen“ von ihnen abgezogen habe. Es passiert dann – wie bei Lohoff – daß wiederum „‚Wert‘ das eine“ ist, nämlich „das Grundverhältnis“,

und der Gegensatz von Kapital und Arbeit „das andere“, welches darin „sich bewegt“ wie der Fisch im Wasser, und es rettet die Sache nicht, daß Lohoff Letzteres unter Ersteres subsumiert. Kapital und Arbeit bleiben dem Wert – wie der Fisch dem Wasser – äußerlich, gleichgültig, zufällig. Der Wert bleibt einfacher Wert, es ficht ihn nicht an, ob jener Gegensatz zu ihm hinzutritt oder nicht.<sup>38</sup> Kapital und Arbeit, auf der anderen Seite, bleiben gleichfalls – just das, als was sie uns *unmittelbar* entgegentreten: *Interessenstandpunkte*, die im *Medium* des Werts miteinander konkurrieren. Daß der Standpunkt des *Interesses* ein letztlich von der Wertform konstituierter ist, sagt noch nichts darüber aus, *wie* er konstituiert ist und erst recht nicht, warum und in welcher Weise der Wert gerade *diesen bestimmten* Interessengegensatz ausbildet.

Es rächt sich hier einmal mehr, daß die fundamentale Wertkritik, wenn sie sich anschickt, am marxistischen Lehrgebäude zu kratzen, fast immer zurückgreift ausgerechnet auf dessen allerverplattete Version (als wär’s die ihr einzig geläufige). Daß der Streit zwischen den Klassen der bürgerlichen Gesellschaft „um den ‚Wert‘ gehe, wer darüber herrscht“, behaupteten wohl nicht einmal die armseligsten Karikaturen des Marxismus, sondern eher seine staatstragenden Widersacher in der Arbeiterbewegung, die auf der Grundlage solcher Anschauungen den sozialpartnerschaftlichen Kompromiß suchten. Tatsächlich läuft die fundamentalistische Auffassung der KRISIS, wie wir sie bisher sowohl bei Lohoff als auch bei Kurz kennengelernt haben und im weiteren noch näher kennenlernen werden, auf eine ganz ähnliche Auffassung hinaus. Man möchte beweisen, daß die Sozialpartnerschaft, die sich ja zweifellos durchgesetzt hat, die dem Kapitalismus wesentlich innewohnende Form des Gegensatzes von Lohnarbeit und Kapital darstelle, daß also das, was ist, notwendig so habe kommen müssen. Indem jedoch die Beweisführung vornehmlich sich abarbeitet an denjenigen ideologischen Figuren, die diesem Resultat des Klassenkampfes die höhere Weihe spenden, kann sie über den Zustand, den sie ja immerhin kritisieren soll, kaum tiefgründiger urteilen, als daß er notwendig von übel sei, weil der Wert in ihm haust.

<sup>37</sup> ebenda.

<sup>38</sup> Als eine der fundamentalen Wertkritik sicher sehr unangenehme logische Konsequenz folgt aus dieser, ihrer eigenen Betrachtungsweise, daß dann der Wert fortwirken könnte, nachdem die Konkurrenz von Lohnarbeit und Kapital beseitigt ist, wie es denn auch das Plädoyer für eine „sozialistische Marktwirtschaft“ für unumgänglich erachtet. Der *Kritik* des Werts bleibt in dieser Lage nichts anderes übrig, als *transzendent* zu werden, d.h. im Namen einer erdachten Menschlichkeit, jenseits der wirklichen Menschen hausend, die von „der alles durchdringenden Kraft der Wertform“ beherrscht werden, seine Abschaffung zu verlangen.

Über solche am Gegenstand äußerlich abgleitende Kritik ist nur hinauszukommen, wenn die Wertform als die ökonomische Zellform des Kapitalismus in ihrer *Fortentwicklung* zum Kapital studiert wird, der Wert folglich nicht so phantasielos eingeleitet als der „eigentliche“, „übergeordnete“ Gesichtspunkt des Kapitals behandelt wird. Wie ich nicht den menschlichen, oder einen anderen lebendigen Organismus auf seine einfachste Zelle zurückführen kann derart, daß ich damit sein Wesen, gar seinen Zusammenhang als einen „zellförmigen“ erfaßt hätte, so dürftig und arm an Gehalt ist die Bestimmung der kapitalistischen Gesellschaft als „wertförmigen Zusammenhang“. Das Kapital ist nicht *ein* Dasein des Werts, es ist sein *einziges* Dasein als ein wirkliches, epochales Produktionsverhältnis, denn nur als komplexer Organismus der gesellschaftlichen Reproduktion, dessen übergeordneten Gesichtspunkt der Austausch zwischen Kapital und Lohnarbeit und der damit gesetzte Antagonismus ausmacht, wird die Wertform ökonomische Zellform der Gesellschaft und ist damit auch in ihm *aufgehoben*. Für das Begreifen des wirklichen gesellschaftlichen Zusammenhangs kommt daher alles darauf an, *die Differenz zu vermitteln* zwischen der einfachen Zelle, der Wertform, wenn man so will: dem „Grundverhältnis“ – das jedoch für sich genommen sozusagen nicht „lebensfähig“ ist, noch keinen Zusammenhang stiftet – auf dem einen Ende und dem lebendigen Ganzen des Organismus, der durch das Kapitalverhältnis sein bestimmtes Gesicht erhält, auf dem anderen. Der erste entscheidende Schritt dieser Vermittlung aber im Gang der Marxschen Darstellung besteht in seiner Untersuchung der Verwandlung von Geld in Kapital.<sup>39</sup>

<sup>39</sup> Der Grundgedanke dieser an die Adresse der KRISIS gerichteten Kritik ist alles andere als neu. Er wurde bereits in der erwähnten Kontroverse vor vier Jahren von Klaus Braunwarth mit – aus der Rückschau betrachtet – fast schon erstaunlicher Präzision ausgesprochen, wie sich in seinem Brief nachlesen läßt, auf den Robert Kurz mit seiner oben vorgestellten Formulierung einer sozusagen „fundamental-wertkritischen“ Dogmatik reagierte (s. im selben IMK-RUNDBRIEF 26). Indes war das Klima damals in höchstem Maße ungünstig für eine auch nur einigermaßen sachliche Erörterung der kritischen Einwände. Die Nürnberger Wertkritik befand sich noch in „historisch aufsteigender Linie“ (wenn's erlaubt ist eine Kurzsche Formel hierfür ein wenig zu mißbrauchen). Wir verspürten (der Autor dieser Zeilen schließt sich hier mit ein) sogar einen beträchtlichen Aufwind für den Absatz unserer Idee einer ganz neuartigen Wiedergeburt des Kommunismus unter den tief im Schlamm steckenden Linken. Die Kritik, so stichhaltig sie im einen oder anderen Detail sein mochte, erweckte den Eindruck, solches bloß als Vorwand zu nehmen, um den anstehenden Ausbruch sowohl aus den engen Studierzirkeln wie aus dem ideologischen Getto des Marxismus zu hintertreiben. Es kam freilich hinzu, daß der Kritiker selbst – sicher auch unter der nachhaltigen Wirkung des „Klimas“ – es vorzog, seine Einwände künftighin im stillen Kämmerlein zu schärfen, ohne sie einer in der Tat reichlich ignoranten Debatte auszusetzen. Wenn die KRISIS inzwischen – zumindest was die theoretischen Denkmalstürze angeht – ihren Zenit überschritten und das Gewöhnliche der geistigen Früchte, die ihre Bemühung zeitigt,

Erst der Übergang vom Geld zum Kapital, vor dem die fundamentale Wertkritik pflichtgemäß anhält, macht aus dem Wert als einer den Gebrauchswerten im gesellschaftlichen Verkehr nur flüchtig anhaftenden Bestimmung und seiner – wo in seiner Fortentwicklung zum Geld vorübergehend den gesellschaftlichen Verkehr beherrschend – das Gemeinwesen bloß zerstörenden Wirkung, einen wirklichen Zusammenhang, ein gesellschaftliches Verhältnis, das einer ganzen menschlichen Entwicklungsepoche sich aufprägen kann.<sup>40</sup> Bei diesem Übergang kommt aber etwas ins Spiel, das der postmarxistische Fundamentalismus aus Nürnberg partout nicht zur Kenntnis nehmen will: Das Proletariat als *konstituierendes* Element des zum Kapital fortentwickelten Geldes. Während die Prediger der Wertkritik gebetsmühlenartig wiederholen, daß Marx im „Kapital“ die Klassen erst am Ende des dritten Bandes als abgeleitete Kategorien darstelle<sup>41</sup>, haben sie eine Kleinigkeit übersehen, die Marx in jenem zweiten Abschnitt des ersten Bandes, das „Die Verwandlung von Geld in Kapital“ abhandelt, nur andeutet. Eine Kleinigkeit, auf die Marx aber im Laufe der weiteren Untersuchung immer wieder einmal zurückkommt, und der er unter der Überschrift „Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation“ sogar ein besonderes Kapitel gewidmet hat. Diese Kleinigkeit besagt kurz, daß das Geld zu seiner Verwandlung in Kapital auf dem Markt die Ware Arbeitskraft *vorfinden*, es mithin auf eine Klasse von Menschen treffen muß, die willens und fähig sind, ihre Arbeitskraft im

kennlich zu werden begonnen hat, so scheint dies leider nicht einherzugehen mit einem Anwachsen der Bereitschaft, die im stürmischen Vormarsch liegende Fragestellungen endlich einzusammeln und einer gründlicheren Bearbeitung zuzuführen. Vielmehr scheint die Neigung vorzuherrschen, das wendezeitliche Sammelsurium der (post-)marxistischen Kramläden um ein paar Abseitigkeiten zu bereichern – selbstverständlich immer in der Annahme, daß der neu zu eröffnende eigene Laden endlich das Sortiment führen werde, das wirklich alle brauchen. Ich bin jedoch noch nicht so weit, mich dahineinzufinden, daß das mal wieder alles gewesen sein soll – nach dem Motto: Das Projekt ist gescheitert, es lebe die Projektemacherei! Bei aller Dünnbrettbohrerei der KRISIS sehe ich keinen anderen Ansatz, der *begründete* Aussicht auf Besseres verspricht. Und so bleibt, schätze ich, nur der Versuch, vielleicht doch *einmal* ein Projekt wirklich *zu Ende* zu bringen oder auch nur – einen Gedanken zu Ende zu denken.

<sup>40</sup> Daß ihr stupides Herumreiten auf den Bestimmungen von Ware und Geld allein diesem gesellschaftlichen Zusammenhang nicht gerecht wird, hat mittlerweile auch die KRISIS spitz gekriegt, namentlich der etatmäßige Stichwortlieferant des Unternehmens, Robert Kurz. Kritik des „abstrakten Universalismus“ heißt das neue Zauberwort, das die Magersucht der wertkritischen Theorieproduktion bannen soll. Nachdem man den „kunstvollen und fein gegliederten Gedankenbau“ (Rosdolski) der Marxschen Theorie weg gesprengt hat, wundert man sich nun über die Platitude des Fundaments, das man zurückbehalten hat, und mokiert sich darüber, daß eine „männliche, abstrakt-universalistische Philosophie“, der auch Marx erlegen sei, nicht in der Lage sei „das Sinnliche“ zu fassen (vgl. etwa Robert Kurz, Geschlechtsfetischismus, a.a.O. S. 145 f.).

<sup>41</sup> Vgl. R.Kurz/E.Lohoff, a.a.O. S. 10.

Austausch gegen dieses Geld zu vermieten. Das Dasein dieser Klasse ist für das Kapital als Produktionsverhältnis, um dessen Darstellung es Marx ging, *vorausgesetzt* (was nicht hindert, daß es diese Voraussetzung auf seiner eigenen Grundlage, bzw. aus sich selbst heraus *reproduziert*), und die Entstehung dieser Voraussetzung gehört der Vorgeschichte des Kapitals an, weshalb Marx meist nur auf sie verweist – abgesehen vom erwähnten Kapitel über die ursprüngliche Akkumulation.<sup>42</sup> Indem die Nürnberger Fundis diese Voraussetzung in „letztlich eine sekundäre, abgeleitete Kategorie“<sup>43</sup> verwandelten und dies für das letzte Wort hielten, hatten sie schon das meiste getan, das Kapital zu mystifizieren, das Produktionsverhältnis einer geschichtlichen Epoche in ein teils gutes, teils böses, in jedem Fall irgendwie absurdes Prinzip zu vernebeln.

**D**ie Gründe, warum die KRISIS-Redaktion sich zu solcher Verballhornung Marx-scher Theorie verstiegen hat, sind sicherlich selbst nicht rein theoretischer Natur in dem Sinne, daß etwa die Jungs nicht verstehen könnten oder wollten, worin nach Marx die Verwandlung von Geld in Kapital bestehe, wenngleich das Nichtverstehen der Marxschen Theorie gewiß keine geringe Rolle spielt. Dies Nichtverstehen aber rührt nicht einfach her von einer besonderen Kompliziertheit der Theorie selber oder einer entsprechenden besonderen Begriffsstutzigkeit der Redakteure, sondern vor allem daher, daß seit ihrer Formulierung andert-halb Jahrhunderte ins Land gegangen sind und die darin abgelaufene Geschichte samt ihren heutigen vorläufigen Resultaten sich nicht so ohne weiteres in den theoretischen Rahmen fügen will. Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß der Arbeiterklasse, wofern als solche besondere Klasse überhaupt noch bestimmbar, die revolutionäre Puste längst ausgegangen ist, und gleichwohl, wie erfolgreich die Arbeiterbewegung ansonsten auch gewesen sein mag, das Kapitalverhältnis nicht gerade beseitigt ist, vielmehr eigentlich jetzt erst seine absolutistische und allseitig ruinöse Macht vollends zu entfalten scheint. Diese zunächst einmal empirisch zu konstatierende Tatsache macht das eigentliche, als solches kaum ausgesprochene, sondern eher den für sich selbst sprechenden Hintergrund abgebende Argument aus, das Lohoffs Behauptung vom gründlichen Irrtum der marxistischen Revolutionstheorie so unwi-

derleglich erscheinen läßt. Und nur vor diesem Hintergrund erhält die theoretisch an sich elend dürftige Begründung mit Hilfe einer sogenannten „Logik des Kapitals“ einen Schein von Glaubwürdigkeit. Die Tatsache aber bleibt eine Tatsache, und insofern hat die KRISIS vollkommen recht, wenn sie die Arbeiterbewegung als historischen „Schrittmacher“ des Kapitalismus beurteilt, der dessen „Zusichkommen“ auf die Sprünge geholfen hat<sup>44</sup>.

Die Frage ist freilich, worin dieses Zusichkommen denn eigentlich besteht. Nach Auffassung der KRISIS vor allem darin, daß „die Arbeiterklasse sich als gleichberechtigte Interessengruppe etabliert hat.“<sup>45</sup> Eine „Interessengruppe“ bilde sie als Gruppe von Besitzern einer bestimmten *Ware*, ihrer Arbeitskraft, wie Lohoff schreibt:

„Sie metamorphosierte vom unterständischen ‚Vierten Stand‘ zu einer spezifischen Kategorie freier und gleicher Warenbesitzer.“<sup>46</sup>

Worin diese Metamorphose genauer bestand, das hat Peter Klein in seiner Aufsatzserie über „Moderne Demokratie und Arbeiterbewegung“ einmal versucht darzulegen:

„Die Befreiung des Privateigentums zur reinen Form, seine Entfesselung zum reinen Formalismus, das ist der wesentliche Punkt, der vor hundert Jahren in seiner heute erlangten Mächtigkeit und Allgegenwart offensichtlich nicht vorauszusehen war. Zwar ist dieser Formalismus begrifflich bereits angelegt und antizipiert in dem Marxschen Ausdruck von der ‚Ware Arbeitskraft‘, der ja nichts anderes besagt, als daß der Lohnarbeiter sich zu sich selbst als Privateigentümer verhält, daß er von persönlicher Hörigkeit und persönlichem Gehorsam entbunden, ausgestattet ist mit allen formellen, juristischen ‚Eigenschaften‘, die ihn zum Tausch- und Vertragspartner tauglich machen. Aber damit dieser Zustand Wirklichkeit werden konnte, mußten erst noch einige gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen hergestellt werden, mit denen zugleich auch der moderne Rechtsstaat entstand. Diese Rahmenbedingungen heißen in der juristischen Sprachregelung ‚soziale Freiheitsrechte‘ oder ‚soziale Grundrechte‘ (K. D. Bracher) und beinhalten insbesondere die sogenannte Koalitionsfreiheit, das Recht der Arbeiter, zur Wahrung ihrer ARBEITERinteressen, sich in Verbänden, Gewerkschaften zusammenzuschließen, und die gesetzliche Anerkennung der ‚Tarifautonomie‘ dieser Gewerkschaften.“<sup>47</sup>

<sup>44</sup> Vgl etwa R.Kurz, Die verlorene Ehre der Arbeit; a.a.O. S. 23 oder R.Kurz/E.Lohoff, a.a.O. S. 24 f.

<sup>45</sup> R.Kurz/E.Lohoff, a.a.O. S. 34.

<sup>46</sup> E.Lohoff, Das Ende ...; a.a.O., S. 82.

<sup>47</sup> Aus Teil 1: Kapitalismus und Demokratie; in: MK 3, Juni 1987, S. 23. Die „Tarifautonomie“ ist natürlich nicht eine solche „der Gewerkschaften“, wie Peter Klein etwas merkwürdig formuliert, son-

<sup>42</sup> Zum Verhältnis von „logischer“ und „historischer“ Darstellung bei Marx lese man seine Bemerkungen im Abschnitt über die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals in den „Grundrissen“ (a.a.O., besonders S. 372 f).

<sup>43</sup> R.Kurz/E.Lohoff, a.a.O. S. 10.

Mit dem Aufsatz Peter Kleins aus der Frühzeit der fundamentalen Wertkritik, dem dieses Zitat entstammt, wurde jene Figur des Lohnarbeiters als „freier und gleicher Warenbesitzer“ allererst installiert, die seither – siehe u.a. Ernst Lohoffs hier begutachtete alternative Revolutionstheorie – zum unveräußerlichen KRISIS-Inventar avancierte, ungeachtet aller seinerzeit angedeuteten hochnotpeinlichen Gesten der Distanzierung von einem sogenannten „zirkulationsbornierten“ Zungenschlag in der Argumentation ihres Entdeckers.<sup>48</sup> Dieser Aufsatz hebt sich (wie auch einige spätere desselben Autors) schon in der sprachlichen Form über weite Strecken von den sonstigen Erzeugnissen der „Redaktion“ angenehm ab, besitzt aber überdies den Vorteil, in seinen Darlegungen um eine gewisse innere Folgerichtigkeit sich zu bemühen und die Argumente nicht gar so willkürlich zusammenzutragen und zu verrühren, sondern vielmehr aus einander zu entwickeln. Nicht zuletzt aus diesem Grund traten hier vermutlich die Schwächen der fundamentalen Wertkritik schon sehr früh relativ deutlich zutage. Sie in diesen Arbeiten ausführlicher und in den Einzelheiten herauszuarbeiten, wäre eine gesonderte, aber vielleicht die lohnendste Aufgabe im Rahmen der Kritik der fundamentalen Wertkritik. Im Moment jedoch muß uns die zitierte Passage genügen, ein wenig Licht ins Dunkel der lohoffschen „Metamorphose“ zu bringen.

---

dern die Autonomie der Tarifpartner (wozu noch die sogenannten „Arbeitgeberverbände“ gehören) beim Aushandeln von Verträgen.

<sup>48</sup> Robert Kurz z.B. setzte sich in dem oben schon zitierten Beitrag im IMK-RUNDBRIEF (s. Fn. 36, 37) ab vom „Begriff der ‚Tauschabstraktion‘ bei Peter Klein“ (womit offenbar vage darauf angespielt ist, daß Letzterer seine Bestimmungen des modernen Privateigentums unmittelbar und ausschließlich aus dem einfachen Tauschakt ableitet und entwickelt) und stellt ihm den „der ‚abstrakten Arbeit‘“ entgegen, „von der aus sich erst die Einheit von ‚Produktion‘ und ‚Zirkulation‘ aufrollen läßt.“ Kleins „kritische Auflösung des Demokratie- und Politikbegriffs“ bleibe von ihrer unzulänglichen Grundlage „unberührt“. Schließlich gilt es „Tatsachen und reale Veränderungen“ endlich zu berücksichtigen, „die“ – hier wird wohl ein echtes Motiv sichtbar: – „spätestens seit der Kritischen Theorie auch den akademischen Diskurs bestimmen.“ Da darf man doch nicht beiseite stehen! Wackere Streiter wider den Positivismus sind das, die den Kurzschluß von einfachem Warentausch mit der „Tatsache“ der „sozialen Grundrechte“ für Kritik halten. (s. a.a.O., S. 17 f) Wenn Kurz glaubte die Probleme der fundamentalen Wertkritik zu erledigen, indem er einen „Zentralbegriff“ („Tauschabstraktion“) durch einen anderen („abstrakte Arbeit“) auswechselte, zeigte er nur allzu deutlich, wie wenig er schon damals bereit war, seine Kritiker überhaupt zu verstehen. Jeder, der ohne fundamentalistisches Brett vorm Kopf den Brief von Klaus Braunwarth (vgl. Fn. 39) liest, auf den Kurz mit seiner Apologie sich bezieht, wird zugeben müssen, daß dort hinreichend klar gerade auf das Unvermögen hingewiesen wird, jene einfachsten „Zentralkategorien“ der Warenformanalyse mit den konkreteren wie Kapital, Lohnarbeit, Konkurrenz, Staat etc. zu *vermitteln*, sie „bis zur Reife der Erscheinung“ (a.a.O., S. 7) zu *entwickeln*, statt sich ihrer, so dürftig, wie sie das nur erst abstrahierende Denken erschaffen hat, zu bedienen für eine flache, keiner sich verändernden Perspektive standhaltende, grobe *Konstruktion* der sozialen Wirklichkeit.

Da haben wir also wieder so ein Exempel jener Marxschen Genialität, die den Meister offenbar ganz unweigerlich in die Schizophrenie treiben mußte, welche die fundamentale Wertkritik heute aus seinem Werk herauslesen zu müssen glaubt. Marx habe einen „Formalismus begrifflich antizipiert“, der als „Zustand“ noch seiner Verwirklichung harrete und den er als solchen unmöglich „voraussehen“ konnte. Wenn das nicht zum Verrücktwerden war! Fragt sich natürlich, was Marx sich denn dabei gedacht haben mag, wenn er von der „Ware Arbeitskraft“ sprach – und ob überhaupt etwas. Wie wir bereits wissen, waren für Marx zwei Bedingungen hinreichend, damit jemand zum Verkäufer seiner Arbeitskraft werde: Er muß frei sein erstens von persönlicher Abhängigkeit (z. B. Leibeigenschaft) und zweitens von jeglichen sachlichen Voraussetzungen produktiver Tätigkeit, den Voraussetzungen also, sein Leben zu reproduzieren. Diese zweite Bedingung wird in Kleins Darstellung der „reinen Form“ des Privateigentums unterschlagen, obwohl sie in dem Marxschen Ausdruck zweifellos ebenso enthalten ist, wie die erste: Das produktive Tun muß zerlegt sein in einerseits die pure subjektive Fähigkeit dazu und andererseits die Gegenständlichkeit, ohne die sie nicht wirkliche Tätigkeit werden kann. Nur unter dieser Voraussetzung wird die Arbeitskraft zur Ware, die veräußert werden muß, damit sie aus bloßer Möglichkeit übersetzt werde in wirkliches Dasein.

Die Verwirklichung beider Bedingungen in Gestalt massenhaft freigesetzter, besitzlos gemachter Proletarier hat Marx im Kapitel über die ursprüngliche Akkumulation am Beispiel Englands ausführlich beschrieben. Sie gehört für ihn, wie oben schon erwähnt, der Vorgeschichte des Kapitalismus an, d.h. seiner Entstehungsgeschichte. Einmal hergestellt als gesellschaftlich relevante Tatsache, entwickelten diese Bedingungen ihre eigene Dynamik, d.h. das auf ihrer Grundlage installierte Produktionsverhältnis erzeugte sie aus sich heraus nicht nur immer wieder von neuem, sondern erhob sie im Laufe seiner eigenen Geschichte von einer nur erst massenhaft vorkommenden, aber aus der offiziellen Gesellschaft herausfallenden besonderen schließlich zur allgemeinen und das heißt zur gesellschaftlichen Existenzform. Peter Kleins „gesellschaftliche Rahmenbedingungen“, sind hierfür ein Indiz – kaum mehr; zumal Klein ausschließlich *gewerkschaftliche* Rechte anführt, von denen feststeht, daß sie am Ende bloß juristisch kodifizierten, was lange vorher – auch schon zu Marxens Zeiten – *praktisch wirksam* war. Die weitaus interessanteren und in ihrem Umfang neueren Phänomene der monetären Sozialtransfers (Krankenkassen, Arbeitslosen-

geld, Sozialhilfe etc.) sowie der betrieblichen Mitbestimmungsrechte sind ihm gar nicht eingefallen. Aber auch diese wären zunächst einmal selbst zu erklären aus der inneren Geschichte des Privateigentums, bevor man sie heranzöge zur „Erklärung“ seiner heutigen Gestalt.<sup>49</sup>

Die Behauptung freilich, es habe der „sozialen Grundrechte“ bedurft zur „Wirklichkeit“ der Ware Arbeitskraft als „Zustand“, zeugt in diesem Zusammenhang nicht nur von der gewöhnlichen Einfalt, mit der moderne Wissenschaft sogenannten „Fakten“ Erklärungskraft anzupapen pflegt, indem sie ihnen irgendein abstraktes und deshalb fast immer passendes Prinzip unterschiebt. Klein spricht damit der Ware Arbeitskraft für alle vergangenen Zeiten – Marxens Lebzeiten namentlich – ihre Wirklichkeit ab. Die Fragwürdigkeit dieser Operation besteht nun nicht allein darin, daß die Marxsche Theorie, in der just diese Kategorie eine wesentliche Rolle spielt, allen menschlichen Maßstäben entrückt und auf die Weise für allerlei Scharlatanerie ausbeutbar gemacht wird. Vor allem wird der „Zustand“ selbst, in dem die Ware Arbeitskraft nun endlich Wirklichkeit besitzen darf, zum Mysterium, das sich den Eingebungen findiger Juristen zu verdanken scheint. Die Quelle solcher Eingebungen, als welche nur in Frage kommt die wirkliche Geschichte jener Ware Arbeitskraft, die sie angeblich erst verwirklichen, bleibt im Dunkeln. Es wird also kurzerhand die Geschichte des Kapitalismus hinweg operiert. Oder genauer: Sie wird verwandelt in seine Vorgeschichte, in der seine Grundlagen noch herzustellen waren und für welche man in Redaktionskreisen das schöne, weil vernebelnde, Wort von der „Durchsetzungsgeschichte“ geprägt hat.

Die Auskünfte darüber, was sich da wohl durchgesetzt habe, bleiben einigermaßen vage. Letztlich laufen sie jedesmal hinaus auf die nicht gerade umwerfende Entdeckung, der Kapitalismus, so wie wir ihn heute ertragen, habe sich durch weniger entwickelte Formen seiner selbst hindurch arbeiten müssen, um zu werden, was er ist. Diese unentwickelteren Formen werden charakterisiert durch Attribute wie: „ständische Reste“, „vorkapitalistische Schlacken“ oder auch schlicht „Unreife“. Gegen

solche Überlegungen scheint auf den ersten Blick – wegen ihrer unschuldigen Selbstverständlichkeit – sich kaum etwas Bestimmtes einwenden zu lassen. Scheinbar wird mit ihnen ein Versprechen eingelöst, das von ihrem Beginn an zu beträchtlichen Teilen die Verlockung der fundamentalen Wertkritik ausgemacht hatte: das Versprechen auf der Grundlage des Widerspruchs von Gebrauchswert und Wert eine „Geschichte des Kapitals herauszuarbeiten“, wie es Robert Kurz in seinem ersten Grundsatzbeitrag ausdrückte<sup>50</sup>, d.h. das Kapital nicht aufzufassen als einen andauernden gesellschaftlichen Status quo, welcher von einem Bündel sogenannter „Gesetzmäßigkeiten“ geregelt werde, die immer neue Teufeleien ausbrüten, solange man ihnen nicht das Handwerk lege, sondern als einen an sich selbst geschichtlichen Prozeß. Der Schein hat jedoch getrogen. In der Formel von der „Durchsetzungsgeschichte“ behält das Kapital sein starres, ein für allemal sich selbst gleiches Aussehen, sein geschichtlicher Wandel bleibt ein ihm äußerlicher Zusammenstoß mit vor- bzw. nichtkapitalistischen Produktionsverhältnissen. Neu ist an dieser Auffassung allenfalls der Gedanke, sich nicht mehr an verblaßte Gesichter des Kapitalismus aus der Vergangenheit zu halten, sein heutiges also nicht für das Resultat billiger Kosmetik zu erklären, die es zu „entlarven“ gelte, sondern für sein eigentliches, sein wahres, früher verborgenes Gesicht. Das Problem ist damit freilich bloß verschoben, aber nicht gelöst. Die *Geschichte des Kapitals* hätte danach gerade erst begonnen und ihre Darstellung könnte künftigen Generationen überlassen werden, wenn man ihm denn – anders als die fundamentale Wertkritik – eine solche noch zubilligte. Für die bereits abgelauene Geschichte hat man jedenfalls sich der Aufgabe entledigt, sie als den *auf seiner eigenen Grundlage* sich entwickelnden und von der Welt Besitz ergreifenden Kapitalismus zu rekonstruieren.

Daß man im Rahmen dieser Auffassung beim besten Willen nicht anders kann, als Marx und insbesondere seine Kritik der politischen Ökonomie wie einen im Grunde immer schon vollkommen toten Hund zu behandeln, liegt wohl auf der Hand. Nicht von ungefähr verweist Peter Klein in seinen Beiträgen zur Wertkritik immer wieder gerne dort, wo er „ökonomisch“ werden sollte, wenn es also um den „ökonomischen Mechanismus“ des in seiner endgültigen Krise zusichkommenden Kapitals zu gehen hätte, „auf die einschlägigen Veröffentlichungen“ der

<sup>49</sup> Eine vielversprechende *Diskussion* der damit zusammenhängenden Fragen hätte sich anbahnen können, als im IMK-RUNDBRIEF 27 (Feb. 1990) Ernst Lohoff lesenswerte kritische „Randbemerkungen“ (S. 31 ff) machte zu einer im selben Heft zu findenden Fleißarbeit der KG Ulm, „Materialsammlung zur Sozialstaatsentwicklung“. Es blieb aber auch in diesem Fall leider bei reizvollen Andeutungen kritischer Überlegung. Man hatte offenbar seine fundamentale Pflicht schon damit getan, einen groben Zusammenhang der anschwellenden Sozialtats mit dem „obsolet“-Werden des Werts herzustellen. Allerdings sind auch die Kritisierten eine Antwort schuldig geblieben.

<sup>50</sup> R.Kurz, Die Krise des Tauscherts; a.a.O. S. 8.

Spezialisten – Robert Kurz und Ernst Lohoff.<sup>51</sup> Ein feineres intellektuelles Gespür hat ihn offenbar bislang davon abgehalten, sich an den einer Vergewaltigung gleichkommenden Versuchen unmittelbar zu beteiligen, die Kritik der politischen Ökonomie für die fundamentale Wertkritik zu vereinnahmen.<sup>52</sup> Solche vornehme Zurückhaltung können wir uns hier nicht auferlegen, sondern müssen uns bequemen, den Spezialisten auch dorthin zu folgen, wo sie gelegentlich den sicheren Pfad der Binsenweisheiten verlassen. Es tun sich da desweilen recht anrührende Einblicke ins Laboratorium fundamentalistischer Theorieproduktion auf.

Kommen wir also zurück zu Ernst Lohoff und seiner „Metamorphose“. Was Peter Klein, sich in eine mehr philosophische Sprache kleidend, „die Befreiung des Privateigentums zur reinen Form“ nannte, welche Marx nicht habe voraussehen können, das drückt Lohoff später, als „ökonomischer“ Spezialist, etwas bodenständiger aus, die gedanklichen Eselsohren weniger geschickt verbergend. Er spricht ohne Umschweife von einer „Lebenslüge“ des großen Meisters, welche es diesem ermöglicht habe, die Hoffnung auf Überwindung des Kapitalismus mit dem Emanzipationskampf der Arbeiterklasse zu verbinden:

„Diese Lebenslüge zentriert sich wesentlich um *ein* Mißverständnis. Marx hielt den Ausschluß der Besitzer der Ware Arbeitskraft von den Segnungen der Waren-Demokratie für ein Strukturmerkmal jeder kapitalistischen Gesellschaft. Die Emanzipation der Arbeiter kann für Marx nur deshalb mit der Aufhebung der Geld- und Warenbeziehung zusammenfallen, weil es sich die Arbeitermassen, anders als die Bourgeoisie, in den verdinglichten Verhältnissen nicht bequem machen können. Er geht davon aus, daß den Eigentümern der Ware Arbeitskraft der Weg zur vollwertigen Mitgliedschaft in der Gemeinschaft freier und gleicher Warenbesitzer, trotz aller Anstrengungen, auf immer und ewig verschlossen bleiben muß.“<sup>53</sup>

Es folgen sodann die schon erwähnten Plati-tüden über die „Unreife“ und „Unentwickeltheit“ der Verhältnisse zu Marxens Zeiten, dar-

über, daß das damalige Arbeiterelend nicht im „realen historischen Trend“ gelegen habe, sondern „bekanntermaßen nur ... ein Übergangsphänomen“ gewesen sei, daß also die „Logik des Kapitals“ genau dorthin führen mußte, wo wir uns heute befinden – zum Ergebnis der lohoffschen „Metamorphose“. Trivialitäten, die in jeder soziologischen, politologischen oder sonstigen akademischen Seminararbeit etwa zum Thema „Marx – Was hat er uns heute noch zu sagen?“ bestens aufgehoben wären. Daß in solcherlei „Diskursen“ in aller Regel buchstäblich kein einziger Gedanke vorkommt, weder ein Marxscher oder ein dessen Zeit betreffender noch gar ein die Anatomie der heutigen Verhältnisse, den Prozeß ihrer Entstehung und ihres künftigen Wandels angehender, das braucht niemanden zu erschüttern. Wenn aber die Absonderung solcher Rauchschwaden zum Geschäft einer Zeitschrift wird, die dereinst verkündete, die „Wirklichkeit des Kapitals“ dränge „heute in Wahrheit stärker zum Gedanken der authentischen Marx’schen Theorie als jemals vorher in der Geschichte“<sup>54</sup>, so darf wohl aus den schmalen Reihen ihrer Rezipienten Protest erwartet werden.

Die Marx von Lohoff angedichtete „Lebenslüge“ ist selbstverständlich barer Humbug, und zwar ganz unabhängig davon, wie man die nicht von ungefähr ausgesprochen schwammig ausgefallene Formulierung „Ausschluß der Besitzer der Ware Arbeitskraft von den Segnungen der Waren-Demokratie“ zu interpretieren geneigt ist.

Schon wenn Lohoff das von ihm selbst an anderer Stelle (zusammen mit Robert Kurz als Co-Autor)<sup>55</sup> eingeführte Argument einmal näher betrachtet hätte, wonach die Klassen im „Kapital“ angeblich die Rolle einer „sekundären“ Kategorie spielten, hätte er gewarnt sein müssen. Jenes nach anderthalb Seiten abbrechende Kapitel über „die Klassen“ am Ende des dritten Bandes, auf das Kurz/Lohoff verweisen, steht am Schluß des Abschnitts, der „die Revenuen und ihre Quellen“ abhandelt und die „Mystifikation der kapitalistischen Produktionsweise, die Verdinglichung der gesellschaftlichen Verhältnisse“<sup>56</sup> zusammenfassend darstellt. Lohnarbeit und Kapital erscheinen durch diese *nicht* als *Gegensatz* der lebendigen Arbeit gegen ihre gegenständlichen, von ihr losgerissenen Voraussetzungen, sondern als naturgemäße sogenannte Produktionsfaktoren, aus deren Zusammenwirken (das Grundeigentum hier einmal

<sup>51</sup> Vgl etwa Peter Klein, *Demokratendämmerung*; in: KRISIS 11, August 1991, S. 186 (Fn.) oder ders., *Die Illusion von 1917*, Bad Honnef, 1992, S. 55 (Fn.).

<sup>52</sup> Im Vorwort zur Buchausgabe seiner Aufsatzserie über „Moderne Demokratie und alte Arbeiterbewegung“, gewährt Klein einen kurzen Blick („Die Illusion ...“, a.a.O. S. 16f.) auf sein offenbar vergebliches inneres Ringen mit den Zumutungen der von „ökonomischer“ Seite vorgetragene Forderung, seine mit Kant und Hegel gewappnete Kritik des „freien Willens“ in ein sogenanntes „System der abstrakten Arbeit“ einzubauen, also in jenen von Kurz und Co aus der Marxschen Warenformanalyse gebrannten Verschnitt, den sie als die gültige Beschreibung der Anatomie des modernen Kapitalismus verkaufen.

<sup>53</sup> E.Lohoff, *Das Ende ...*; a.a.O. S. 81f.

<sup>54</sup> s.o., S. 15.

<sup>55</sup> Vgl. Fn. 19.

<sup>56</sup> K.Marx, *Das Kapital*, Dritter Band; MEW Bd. 25; Berlin 1977, S. 838.

beiseite gelassen) der gesellschaftliche Reichtum hervorgeht, die somit auch dessen Verteilung determinieren und darüber die Klassen als verschiedenen Einkommensquellen zugeordnete Menschengruppen. Die Einkommen (oder Revenuen) Arbeitslohn, abgeleitet aus der Arbeit, sowie Profit bzw. Zins aus dem Kapital stellen *verwandelte* Formen dar der Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft sowie des aus der unbezahlten Arbeit herrührenden Mehrwerts, stellen sich dar als die Früchte einerseits der Arbeit und andererseits der Produktionsmittel, deren Kapitalform als ihre natürliche, ihnen als Sachen (Gebrauchswerten) zukommende Form gilt. Die Form des Arbeitslohns verbirgt überdies den gegensätzlichen Charakter der Lohnarbeit gegen das Kapital dadurch, daß unter sie auch Einkommensformen fallen können, die aus dem Mehrwert abgeleitet sind, also zum Beispiel alle von unproduktiven Lohnarbeitern verrichteten Kapitalfunktionen bis hin zu der Tatsache, daß der Kapitalist einen Teil seines Profits ganz selbstverständlich sich als Lohn seiner Kapitalistentätigkeit zurechnen darf.<sup>57</sup> Dies alles hat, wie Lohoff sich hätte erinnern können, Marx selbst entwickelt, wenngleich er nicht, wie Lohoff, Kurz und Co., diese mystifizierende Erscheinungsform der Produktionsverhältnisse für das Wesen der Sache nahm. Der „Ausschluß der Besitzer der Ware Arbeitskraft von den Segnungen der Waren-Demokratie“ ist also weit davon entfernt, von Marx „für ein Strukturmerkmal jeder kapitalistischen Gesellschaft“ gehalten zu werden. Vielmehr zeigt er selbst am klarsten, wie die kapitalistische Verwertung der Lohnarbeit (um nicht das heute etwas arg moralinsauer schmeckende und darum nicht ganz zu unrecht in Ungnade gefallene Wort von der Ausbeutung zu verwenden) notwendig erscheinen muß als demokratisch-gerechte Verteilung des kapitalistischen Segens auf alle an der Reichtumsproduktion Beteiligten.

Des weiteren hält Marx an etlichen Stellen in seinen ökonomischen Schriften fest, daß die Lohnarbeiter den Kapitalisten nur ausnahmsweise – nämlich nur ihrem „eigenen“ Brötchengeber – als Arbeiter gegenüberstehen, ansonsten aber als gewöhnliche Geldbesitzer in ein gewöhnliches Austauschverhältnis zu ihnen treten, und daß dieser Umstand das Kapitalverhältnis wesentlich unterscheidet von allen früheren, persönlichen Herrschaftsverhältnissen.<sup>58</sup> Als diese gewöhnlichen Geldbesitzer genießen die

Lohnarbeiter nicht nur eine „vollwertige Mitgliedschaft in der Gemeinschaft freier und gleicher Warenbesitzer“, sondern sie sind die hofierte Kundschaft einer Reihe von Kapitalien, die auf den Austausch mit ihnen zur Realisation ihres Mehrwerts angewiesen sind. In dieser Rolle der Konsumentenmasse der kapitalistischen Waren sind sie selbstverständlich prädestiniert, sich als dankbare Empfänger der „Segnungen der Warendemokratie“ zu erweisen. Es kann also keine Rede davon sein, daß Marx von den „handgreiflichen empirischen Bedingungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts“ sich hätte verleiten lassen, seine „Fundamentalkritik der bürgerlichen Gesellschaft“ zu verbiegen, wie Lohoff uns weiszumachen versucht.<sup>59</sup> Weder hat ihn das „klassische Arbeiterelend“ (Lohoff) jenes Moment in der Lohnarbeiterexistenz übersehen lassen, das sie der des Bürgers gleichmacht. Noch freilich vergaß er über diesem, welches ja in der *Empirie* seiner Zeit ebenfalls bereits vorzufinden war (wenn auch nicht in seinen für die heutige Metropolenökonomie typischen Ausmaßen) und von der Vulgärökonomie weidlich ausgeschlachtet wurde, den mit der Lohnarbeit gesetzten Antagonismus der vergegenständlichten gegen die lebendige Arbeit.

Vor allem aber hat Marx einzigartig im Zusammenhang dargestellt, auf welchem Weg, über welche Verwandlungen der tiefe Antagonismus der kapitalistischen Produktionsweise als diese demokratische Gestalt ans Licht tritt. Statt des in seiner Anspruchslosigkeit geradezu kindischen Verfahrens, die das Alltagsbewußtsein beherrschenden Vorstellungen von Freiheit und Chancengleichheit kurzschlüssig aus den Kategorien des einfachen Warentausches zu „erklären“, geht er einen mühsameren Weg. Er weist nach, wie auf der Grundlage der freien Lohnarbeit, der ihre Mittel und Resultate als Kapital gegenüberstehen, die Freiheit und Gleichheit des Warentausches notwendig umschlagen in Unfreiheit und Ungleichheit, wie der Äquivalententausch umschlägt in Aneignung fremder Arbeit ohne Äquivalent etc., ohne daß diese Freiheit und Gleichheit dadurch verletzt oder gar beseitigt würden, deren vollkommene Durchführung vielmehr vorausgesetzt sind. Er zeigt ferner, wie dieser Umschlag im einfachen Warentausch bereits keimhaft, unentwickelt vorliegt, sich aber erst im Austausch der Lohnarbeit mit dem Kapital als tiefer Antagonismus entfaltet und verfolgt diesen schließlich bis zu den Fetischformen an der Oberfläche des bürgerlichen Verkehrs, in denen er ausgelöscht scheint.

<sup>57</sup> Vgl. hierzu Günther Jakob, *Kapitalismus und Lebenswelt: Theorie des bürgerlichen Individuums bei Marx*; hektographiertes Manuskript, Hamburg 1986.

<sup>58</sup> Vgl. z.B.: K.Marx, *Grundrisse...*, a.a.O., S. 209 , 212 f oder 332 ff.

<sup>59</sup> Vgl. E.Lohoff, *Das Ende ...*; a.a.O. S. 82.

Von Anderen wurde bereits auf die Borniertheit des in der KRISIS penetrant wiederholten Arguments hingewiesen, der Besitz und Verkauf seiner Ware mache den Lohnarbeiter zum Bürger.<sup>60</sup> Auch Ernst Lohoff reitet, wie wir sehen, begeistert auf ihm herum. In der Tat: Insofern seine Arbeitskraft als Ware entlohnt wird, ihm also Geld einbringt, unterscheidet sich der Lohnarbeiter vom Sklaven oder feudalen Leibeigenen, die ihren Herren niemals als Freie und Gleiche gegenübertraten. Das Geld in seiner Hand, die allgemeine, universell eintauschbare Ware, ist das Medium seiner Freiheit und Gleichheit. Soweit es reicht, nimmt er teil am Verkehr der Freien und Gleichen des Marktes und gerade Marx hat dies als wichtige Besonderheit der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehoben. Insofern es sich bei der Arbeitskraft jedoch um eine „spezifische Kategorie“ handelt, wie Lohoff wohl eher gedankenlos, aber gleichwohl richtig bemerkt: eine spezifische Kategorie von Ware nämlich, insofern also schlägt die Freiheit des Lohnarbeiters um in die Freiheit des Käufers seiner Ware, ihn anzuwenden, wie dereinst der Sklavenhalter seinen Sklaven, und die Gleichheit der tauschwilligen Besitzer von Warenäquivalenten schlägt um in die Ungleichheit der Arbeit als der *lebendigen* Substanz des Werts und Quelle seiner Vermehrung mit dem, was davon in vergegenständlichter, abgestorbener Form sich niederschlägt im Wert der vom Lohnarbeiter verkörperten bloßen Fähigkeit selbst zu solcher Schöpfung.<sup>61</sup> Es macht einen erheblichen Unterschied, ob ich irgendeine Ware, von der ich mich trennen kann, ohne mich zu entleiben, veräußere, um zum Geld zu kommen oder zum

selben Zweck mich selbst mit Haut und Haaren vermieten muß. Der Unterschied wird aber schließlich zum polaren Gegensatz, wo mein Gegenüber zum einen alle Mittel monopolisiert, derer ich bedürfte, um als gewöhnlicher Warenbesitzer auf dem Markt mein Scherflein zu machen, und zum anderen durch den Inhalt unseres Mietverhältnisses, d.h. durch die Anwendung meiner Arbeitskraft, diese Mittel, die zugleich die Existenzquellen meiner Arbeitskraft bzw. das Material ihrer Betätigung sind, meine Armut also gegen seinen Reichtum daran, in seiner Hand vervielfacht.

Die sogenannten „sozialen Freiheitsrechte“, die Peter Klein, wie erinnerlich, den Lohnarbeiter erst „zum Tausch- und Vertragspartner tauglich machen“ sieht,<sup>62</sup> ändern an diesem Antagonismus selbstverständlich kein Jota. Allerdings hat Klein auch nicht unbedingt, wie Kurz und Lohoff, „den Arbeiter ... als Warenbesitzer neben anderen“<sup>63</sup> im Auge. Er will vielmehr hinaus auf „die Befreiung des Privateigentums zur reinen Form, seine Entfesselung zum reinen Formalismus“. Es wird sich gleich noch zeigen, inwiefern darin etwas mehr Gedanke steckt als in der kurz-lohoffschen Version einer Einebnung des Klassengegensatzes im Wareneinerlei, die Klein gleichwohl mitzuverantworten hat. Zunächst aber sollten wir noch einen Moment bei den ominösen „sozialen Grundrechten“ verweilen.

Sie sind ja – zumal wenn man sie weniger eng faßt, als Peter Klein im oben zitierten Pausus es tat – als Indiz eines tiefgreifenden Wandels der gesellschaftlichen Verhältnisse keineswegs zu verachten. Sie zeigen, näher betrachtet, freilich nicht so sehr den Wandel des Arbeiters zum Bürger an als vielmehr den aller Bürger zu Arbeitern, d.h. die Verallgemeinerung der sozialen Figur des besitzlosen Lohnarbeiters. Nicht die Arbeitskraft erscheint darin erhoben zu einer „gleichberechtigten“ Ware unter anderen. Solche Wundertat vermöchte keinerlei Recht oder Gesetz zu vollbringen, weil die Besonderheit dieser Ware ihr nicht äußerlich anhaftet, ihr nicht angetan wurde etwa durch verächtliche Behandlung seitens der offiziellen Gesellschaft, sondern aus dem bestimmten *Inhalt* ihres Austauschs mit dem Kapital hervorgeht, den wir uns gerade näher angesehen haben.<sup>64</sup> Vielmehr wird

<sup>60</sup> „Wenn die abhängig Beschäftigten heute in einem anderen Sinne in ihrer Arbeit nicht aufgehen, so *nicht* insofern, als sie auch Verkäufer einer Ware, als Verkäufer der Ware Arbeitskraft auch Warenbesitzer sind, wie es in der *Krisis* oft fälschlich heißt, sondern gerade insofern, als sie diese Ware verkauft haben, in ihrer ‚Freizeit‘ also davon absehen können, daß sie ‚nur‘ Besitzer der Ware Arbeitskraft sind und wie alle anderen als Besitzer der Ware Geld auftreten können. Schon der im Sonntagsanzug auftretende Arbeiter früherer Tage wurde nur ungern an die Eigenschaft erinnert, Verkäufer von Arbeitskraft zu sein.“ (A.S., Play It Again Sam! Zwischenbemerkung zur Patriarchatskritik; in: KRISIS-RUNDBRIEF Nr. 2; März 1992, S. 37)

<sup>61</sup> Der Unterschied der lebendigen von der vergegenständlichten Form der Arbeit, der im Austausch beider miteinander zum Angelpunkt einer ganzen Epoche wird, ist dem Cheftheoretiker der fundamentalen Wertkritik, Robert Kurz, schon immer ganz prinzipiell ein Rätsel gewesen (vgl. etwa ders., Abstrakte Arbeit und Sozialismus; a.a.O. S. 66 f), woran sich ermannen läßt, wie oberflächlich die fundamentale Wertkritik selbst auf dem Terrain schürft, das sie als ihre Domäne betrachtet, der Warenformanalyse im engeren Sinne. Als es dann an die fundamentale Kritik der Arbeit ging, entschloß man sich kurzerhand, diesen Unterschied ganz und gar zu ignorieren, und spricht seither nur noch vom „tautologische(n) Rückkopplungsprozeß der gesellschaftlichen Arbeit auf sich selbst“ (R.Kurz, Die verlorene Ehre der Arbeit; a.a.O. S. 25 f; vgl. auch meine Kritik: Kurzschlüssige Tautologie der Arbeit; a.a.O., bes. S. 68 f).

<sup>62</sup> s.o., S. 23.

<sup>63</sup> R.Kurz/E.Lohoff, a.a.O. S. 18.

<sup>64</sup> „Bei dem Austausch von Geld gegen Arbeit oder Dienst zu unmittelbarem Konsum (wie beim Austausch von Geld gegen ein Produkt – Anmerkung D.) findet immer wirklicher Austausch statt; daß auf beiden Seiten Arbeitsquanta sich austauschen, hat nur *formelles* Interesse, um die *besondern* Nützlichkeitsformen der Arbeit aneinander zu messen. Es betrifft nur die *Form* des Austauschs; bildet aber nicht seinen *Inhalt*. Bei dem Austausch von Kapital gegen Ar-

der Fall, daß jemand nichts anderes besitzt als seine Arbeitskraft und darauf angewiesen ist, sie zum Zwecke der Vermehrung fremden Kapitals zu verkaufen, zur gesellschaftlichen Norm, die sich in Rechtsordnungen und Gesetzen niederschlägt. Mehr noch: Das Dasein der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung als disponibles menschliches Reservoir der Mehrwertproduktion ist offiziell ausgesprochen. Vor allem in der Alimentierung<sup>65</sup> all jener Teile der Bevölkerung, die aus unterschiedlichen Gründen in der Kapitalverwertung sich akut nicht oder bloß sporadisch nützlich machen, durch das Zwangssystem der Solidarkassen oder direkte staatliche Aufwendungen aus dem Steueraufkommen, findet dies deutlichen Ausdruck. Die Auffassung des Lohns als Frucht der geleisteten Arbeit tut sich schwer angesichts der Tatsache, daß es einen *Anspruch* auf Einkommen, obschon schmaler, auch ohne Arbeitsleistung gibt, und dennoch hütet man sich, seine *Notwendigkeit* zu bestreiten. Die Erzeugung des gesellschaftlichen Reichtums in der Form des Mehrwerts erfordert für ihre Kontinuität nicht einfache Deckung der Nachfrage nach Arbeitskraft durch das Angebot, sondern dessen Überfluß, nicht nur unbezahlte Arbeit beschäftigter Arbeitskraft, sondern unbeschäftigte Arbeitskraft für beständig nach Ort, Umfang und Qualifikation wechselnde Nachfrage. Der Steuerung und Kontrolle dieses Arbeitskrätereservoirs bei Vermeidung größerer Reibungsverluste, aber auch seiner Existenzsicherung dienen in der Hauptsache die „sozialen Grundrechte“ samt dem daran hängenden gesetzgebenden und Recht sprechenden Apparat und seinem monetären Kern, den sozialen Transferleistungen. Die restlose Auflösung aller traditionellen, auf Selbstversorgung oder kleine, von kapitalistischer Industrie unabhängige Warenproduktion gegründeten Formen individueller Reproduktion hat keine andere übriggelassen als die der zwischen Beschäftigung und Suspension flottierenden Arbeitskraft. Die politischen, rechtlichen und moralischen „Rah-

menbedingungen“ (um den Ausdruck Peter Kleins aufzugreifen) tragen diesem Resultat kapitalistischer Entwicklung Rechnung. Statt aber, wie es das Dogma der fundamentalen Wertkritik wissen will, den Warencharakter der Arbeitskraft zu befestigen, sie mit den höheren Weihen der Gleichberechtigung „neben anderen“ Waren zu versehen, wird vielmehr ihre Exklusivität festgeschrieben und ihr Warencharakter in der Tendenz sogar aufgehoben.

Die Entwicklung hat freilich noch die bereits angesprochene zweite Seite, auf welcher die Besonderheit der ihre Haut zu Märkte tragenden Warenbesitzer nun tatsächlich ausgelöscht erscheint und sie in die Rolle des „König Kunde“ schlüpfen dürfen, dessen Geld die Welt der kapitalistischen Waren dienstbar macht. Daß sie in dieser Rolle zu einer höchst gewichtigen volkswirtschaftlichen Größe avancierten, ist ebenfalls ein Resultat neueren Datums,<sup>66</sup> was nicht hinderte, daß Marx ihre prinzipielle Bedeutung bereits analysiert hat. Dieser Aspekt drückt indes positiv dasselbe aus, was die „sozialen Grundrechte“ negativ ausdrücken: die vollständige Einverleibung aller individuellen Reproduktion in den Gesamtprozeß der Kapitalverwertung, und das heißt wiederum die Vollendung und Verallgemeinerung der Figur des auf seine Arbeitskraft reduzierten Arbeiters, der seine Reproduktion nur über den Lohn oder die entsprechenden Ersatzleistungen vermitteln kann.

Es war diese Verallgemeinerung der Lohnarbeit, die dem Klassenkampf der Arbeiter, den Marx als den realen Kern der Idee des Kommunismus enthüllte, das Licht ausgeblasen hat. Wenn heute in allen sogenannten wirtschaftspolitischen Diskussionen die Frage der Arbeitsplätze zur Nagelprobe diskussionswürdiger Konzepte erhoben wird, so nicht aus purer ideologischer Verblendung oder gar bloß in der perfiden Absicht der Manipulation. Von der sozialen Physiognomie der Bevölkerung, die den politisch-moralischen Konsens der Gesellschaft prägt, über die finanzielle Basis der staatlichen Haushalte, die zu beträchtlichen Teilen aus der Lohnsteuer bestritten wird, bis zu der das konjunkturelle Gedeihen der sogenannten „Wirtschaft“, d.h. die Kapitalakkumulation bestimmenden Kaufkraft der lohnabhängigen Masse hängt die Funktionsfähigkeit des kapitalistischen Organismus von seiner Fähigkeit ab, den weitaus überwiegenden Teil der Bevölke-

---

beit ist der *Wert* nicht Messer für den Austausch zweier Gebrauchswerte, sondern der *Inhalt des Austauschs* selbst.“ (K.Marx, Grundrisse ...; a.a.O. S. 381) Wem danach ist, der möge diese klaren Ausführungen vergleichen mit den Nebelkerzen, die Kurz/Lohoff bei der Beschäftigung mit der gleichen Frage um sich werfen (dies., a.a.O. S. 16 f). Offensichtlich verlieren sie selbst in ihrem Nebel am gründlichsten die Orientierung. Nachdem sie immerhin festgestellt haben, daß die Arbeitskraft „sich fundamental von allen anderen Waren“ unterscheidet und mit allerhand Verrenkungen mehr schlecht als recht um diesen Unterschied sich bemüht haben, verendet ihr Gedankengang in der Behauptung: „Der Arbeiter ist ein genauso abstraktes Geld-Subjekt wie der Kapitalist, aber eben auf der anderen Seite der negativ-polaren gesellschaftlichen Beziehung“. Nichts ist also mit dem „fundamentalen“ Unterschied der Arbeitskraft zu „allen anderen“ vom Kapitalisten zu Markt getragenen Waren.

<sup>65</sup> Ein Ausdruck, den ich den „Randbemerkungen“ Ernst Lohoffs entliehen habe (vgl. Fn. 49).

<sup>66</sup> Näheres dazu findet man bei G. Jakob, a.a.O. S. 89 ff. Dieser Zusammenhang weist nebenbei auch die Behauptung des „Abspaltungstheorems“ ins Reich der fundamentalistischen Fabeln, daß „erst die individuelle, tatsächlich menschlicher Bedürftigkeit zugeführte Konsumtion ... als abgespaltener Raum (erscheint), in dem der warenlogische Formzwang sich löst.“ (R. Kurz, Geschlechtsfetischismus; a.a.O. S. 142)

rung in seinen Metropolen in Lohn und Brot zu halten. Die Anzahl der Arbeitsplätze ist eine Größe, mit der alle öffentlichen Verwaltungen, von der kleinsten Gemeinde bis zu den im publizistischen Rampenlicht stehenden nationalen Zentralen, ständig zu kalkulieren haben, und die den häufigsten Anlaß bietet fürs gewöhnliche politische Ränkespiel. So gesehen, ist die Arbeitskraft gewiß nicht mehr jene sich selbst überlassene Ware, die wie alle anderen allein zusehen muß, wo sie ihren Käufer findet.

Auf der anderen Seite hat bereits Marx gezeigt – anhand des Kredits und der auf seiner Grundlage sich herausbildenden Form des Aktienkapitals –, wie die Funktion des Kapitalisten im Verwertungsprozeß sich ablöst von seiner Person, d.h. die Figur des Kapitalisten sich auflöst in den bloßen Rentier, der von der Verzinsung seines Geldkapitals lebt, einerseits, und den entlohnten Dirigenten des kapitalistischen Unternehmens andererseits. Diese „Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise selbst“<sup>67</sup>, wie Marx den Vorgang genannt hat, war zu seiner Zeit noch eine relativ junge Entwicklung und noch kaum so weit gediehen, daß sie dem gesellschaftlichen Verkehr ihren Stempel aufdrückte. Mittlerweile aber haben wir es mit einer längeren (und z.T. recht dramatisch abgelaufenen) *Geschichte dieser Auflösung der bürgerlichen Klasse* zu tun und es erstaunt schon sehr, wenn ein theoretischer Ansatz, der unter anderem sich vorgenommen hat, mit dem von ihm sogenannten „Klassenkampffetisch“ fertig zu werden, auf diesen Gesichtspunkt kaum einen Gedanken verschwendet. Noch am deutlichsten reflektiert hatte ihn Robert Kurz vielleicht in seinem „Manifest zur Erneuerung der revolutionären Theorie“ und dort zeigt sich auch das argumentative Dilemma der fundamentalen Wertkritik noch recht unverblümt. Während man in den ein Jahr später veröffentlichten Thesen wider den „Klassenkampffetisch“ danach trachtet, die Spuren zu verwischen und das ganze marxistische Klassenkampf-Vokabular loszuwerden, um es – „mit einem negativen Vorzeichen versehen“<sup>68</sup> – im Kampf der „Anti-Klasse“ wieder auferstehen zu lassen, hofft Kurz in seinem „Manifest“ noch halbwegs treu marxistisch auf die modernisierte Neuauflage eines wirklichen Klassenkampfes einer neuen, flexibilisierten Arbeiterklasse. Er konstatiert dort,

daß „die Bourgeoisie ... zu ‚verschwinden‘“ begonnen habe „in ihrem alten Dasein als persönliche Eigentümer und Aneigner“, will dies aber keineswegs

„als ein ‚Verschwinden des Kapitals‘ im Sinne einer sozialen Klasse“ interpretiert sehen,<sup>69</sup>

wobei sein wahrhaft umwerfendes Argument auf „den unpersönlichen Charakter des Wertverhältnisses“<sup>70</sup> abstellt. Will sagen: Das „Unpersönliche“ des Wertverhältnisses realisiert sich offenbar im Verschwinden des persönlichen „Eigentümers und Aneigners“ des Kapitals und die „soziale Klasse“ des Kapitals hat in demselben ihr neues reales Dasein. Die Brisanz des Problems, auf das man sich in der fundamentalen Wertkritik eingelassen hat mit dem Versuch, das Kapital als geschichtlichen Prozeß aufzufassen, ist hier noch einigermaßen erkennbar. Zugleich aber zeigt Kurz sich entschlossen, über diese Brisanz in unverbindlichen Redensarten hinwegzugehen.

**Z**unächst einmal bleibt festzuhalten, daß auch im Dasein der persönlichen Kapitalisten das Kapital ein „unpersönliches Verhältnis“ (gewesen) ist, insofern die jeweilige Beziehung zwischen Kapitalist und Arbeiter nicht an die bestimmten Personen gebunden ist, die diese eingehen, und auch umgekehrt die Personen nicht gebunden sind an die je bestimmte Beziehung. Kapitalist und Arbeiter sind frei, sich beiderseits andere Vertragspartner zu suchen, und es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß sie eines anderen schönen Tages sich in genau entgegengesetzten Rollen wiederfinden, ohne daß das Kapitalverhältnis davon Schaden litte. Der persönliche Kapitalist verkörpert dem Arbeiter gegenüber das von ihm getrennte, ihm entfremdete Dasein der sachlichen Voraussetzungen seiner produktiven Betätigung; somit sein eigenes Dasein als vollkommen entblößte, von ihrer Verwirklichung ebenso wie von ihrer bloßen Selbsterhaltung abgeschnittene, pure Subjektivität der Arbeit. Die Getrenntheit der objektiven Arbeitsbedingungen vom Arbeiter ist aber *ihr Dasein für den Nichtarbeiter*. Dies wird in den kapitalistischen Bewußtseinsformen derart verkehrt, daß die nichtarbeitende, d.h. nicht durch eigene Arbeit vermittelte Existenz vielmehr aus der *Natur* all der schönen Dinge zu *entspringen* scheint, die zusammengenommen jene Bedingungen darstellen und gewöhnlich *als solche* bereits als „Kapital“ bezeichnet werden.

Wenn nun der persönliche Kapitalist als soziale Charaktermaske verdrängt wird vom Kupon-schneider, d.h. dem Dividende beziehenden Aktienbesitzer, so wird damit einerseits das

<sup>67</sup> K.Marx, Das Kapital, Dritter Band; a.a.O. S. 454.

<sup>68</sup> R.Kurz / E.Lohoff, a.a.O. S. 26.

<sup>69</sup> Vgl. Robert Kurz, Auf der Suche nach dem verlorenen sozialistischen Ziel – Manifest zur Erneuerung der revolutionären Theorie; Erlangen 1988, S. 51 f.

<sup>70</sup> ebenda.

wirkliche Verhältnis der Lohnarbeit erst in der vollkommenen Reinheit hergestellt, insofern die *Nichtarbeit* hier erst rein hervortritt und sozusagen mit Händen zu greifen ist. Der Kapitalist, der persönlich den Umgang der Arbeiter mit seinen Produktionsmitteln überwacht und in dieser – auch notwendige Momente des *Arbeitsprozesses* einschließenden – Überwachungstätigkeit selber noch als Arbeiter erscheint, wird ersetzt durch Gehaltsempfänger; die Tätigkeit des kapitalistischen Eigentümers reduziert sich auf das Einstreichen von Zinsen. Die beiden Momente des kapitalistischen Produktionsprozesses, *Arbeits-* und *Verwertungs-*prozeß, erhalten äußerlich verschiedene Herren, der Inhaber des Titels auf das Resultat des Verwertungsprozesses verliert alles Interesse für den Arbeitsprozeß, durch welchen die Verwertung seines Kapitals hindurch muß, und wenn sein Geld sich rascher, höher und sicherer verzinsen kann, ohne vor seinen Augen die leidige Verwandlung in die sachlichen bzw. lebendigen und auf jeden Fall vergänglichen Gestalten der Mehrwertproduktion erdulden zu müssen, so ist ihm das um so lieber. Es löst sich also andererseits sein Griff auf diesen Arbeitsprozeß und damit auch auf den Prozeß der wirklichen Verwertung, er verliert jegliche Kompetenz darin, wird, wie es Kurz ausdrückt (ohne das freilich irgendwie zu erläutern): „ökonomisch ... einflußlos“<sup>71</sup>.

Betrachten wir demgegenüber die Manager. Sie sind als Dirigenten des Arbeitsprozesses die bezahlten Agenten der Aktionäre, vertreten darin deren Verwertungsinteresse. Weil es aber nicht ihr unmittelbar eigenes Interesse ist, Risiken und Vorteile des Verwertungsprozesses vielmehr ihnen der Form nach genauso gleichgültig und fremd gegenüberstehen wie allen übrigen vom Kapital entlohnten Arbeitskräften, bedarf es eines gewissen Aufwandes, ihre Interessiertheit gleichsam künstlich hoch zu halten. Wie weit aber die Gehälter der Manager in ihrer Größenordnung entfernt sein mögen von denjenigen der gewöhnlichen Angestellten (gemessen am Kapital, in dessen Dienst sie stehen, erscheint es dennoch meist klein), wie immer auch gebunden an den Geschäftserfolg des jeweiligen Unternehmens – daß die *ökonomische Form* ihres Verhältnisses zum kapitalistischen Eigentum dieselbe bleibt, bloße, von den objektiven Momenten ihrer Betätigung getrennte Subjektivität der Arbeit, diese Tatsache macht sich sofort bemerkbar, sobald man nach einem *Kriterium* sucht, das es erlaubte, die lohnabhängig Beschäftigten nach ihrer Zugehörigkeit zur Kapital- bzw. zur Lohnarbeitsseite zu

unterscheiden. Und auch ganz praktisch verschafft sich diese Formidentität nicht nur immer wieder einmal Geltung, wenn so mancher leitende Angestellte eines kriselnden Unternehmens seinen Hut nehmen muß, noch ehe der erste einfache Mitarbeiter entlassen wird, sondern auch darin, daß die neueren Diskussionen um die sogenannte „lean production“ unter anderem das Management auch nach dem Gesichtspunkt seiner gründlichen Rationalisierung unter die Lupe nehmen. Die mittlerweile bereits in die Breite tendierende Spitze der Gehälter ist nun einmal bei allen guten Diensten, die das Management der Profitmaximierung leistet, immer noch ein Abzug von diesen Profiten.<sup>72</sup>

Dem gewöhnlichen linken Spießerverstand mag es naheliegen, jene Formidentität als „bloß“ formell zu entlarven, und darauf heranzureiten, daß doch die Einkommensdifferenz zu immens sei, als daß hier eine Gleichartigkeit der Klassenzugehörigkeit angenommen werden dürfe. Es ist auch nicht zu bestreiten, daß die Spezies der leitenden Angestellten eine Funktion wahrnimmt, der nach wie vor der Kapitalcharakter der Produktionsmittel seine Eigenart aufprägt. Soll man also sich damit beruhigen, daß alles beim Alten geblieben ist: die Arbeiter Arbeiter, die Kapitalisten Kapitalisten und die Klassen Klassen; daß die Linke also fortfahren kann, diese Ungerechtigkeit anzuklagen und für den Kampf gegen den Klassenfeind zu trommeln? Dieser merkwürdige linke Ehrgeiz, unbedingt beweisen zu wollen, daß der Wandel der Erscheinungen dem Wesen der Sache nichts anhaben könne, kontrastiert aufs schärfste mit der Art, wie Marx solche Probleme anging. Sein

<sup>71</sup> ebenda.

<sup>72</sup> Man komme jetzt nicht mit dem Argument, daß ja diesen Geldsummen nicht die *notwendige* Arbeit ihrer Bezieher zugrunde liege, sondern die unbezahlte *Mehrarbeit* der Masse derer, die sie dirigieren. Die aus dieser Quelle gespeisten Gehälter oder Löhne umfassen bekanntlich weit mehr als die der relativ schmalen Schicht der Spitzenmanager. Das ganze Heer der im Einzelhandel Beschäftigten z.B., bis hin zum ärmsten Kuli, wird überwiegend aus dem Mehrwert bezahlt. Der Vorschlag der Wertkritiker, die unproduktive, d.h. keinen Mehrwert und darum nicht *das Kapital produzierende* Arbeit (deren Umfang beträchtlich im Wachsen begriffen zu sein scheint) nicht mehr als Notanker zu behandeln für den in Seenot geratenen Klassenstandpunkt, sondern im Gegenteil als Zutagetreten der Auflösung der Grundlagen des Kapitalverhältnisses und des mit ihm gesetzten Klassengegensatzes, das bleibt ein ungeheuer fruchtbarer Gedanke, der jedoch leider durch die bereits ausgiebig vorgeführten Macken, zu denen sich die Unzulänglichkeiten des Anfangs inzwischen verfestigt haben, schwer auf den Hund gekommen ist. Namentlich die Weigerung eine Differenz zwischen „Wert“ und „Kapital“ zur Kenntnis zu nehmen, macht sich dabei schmerzlich bemerkbar. Sie ist im Kern dafür verantwortlich, daß man bislang noch nicht einmal in der Lage ist, den Marxschen Begriff der unproduktiven Arbeit zu formulieren, geschweige denn stichhaltig darzutun, was darunter heute zu fassen ist. (Eine Kritik der Kurzschen Auslassungen zum Thema findet sich in einer längeren Anmerkung in dem Text von Klaus Braunwarth: Das Ende der Nachkriegszeit, die Konturen einer neuen politischen Weltordnung und der Aufstieg Deutschlands zur gesamteuropäischen Hegemonialmacht; hektographiertes Manuskript, 1990/91; siehe dort Fn. 22.)

Ehrgeiz war es offenbar gerade nicht, ein unverrückbares Wesen des Kapitalismus zu fixieren, sondern dessen Darstellung als aus ihr innewohnenden Antrieben in eine wesentlich von sich verschiedene Produktionsweise übergehende Form. Sein Interesse galt daher vor allem der Frage, wie dieser Übergang an ihr selbst zum Vorschein kommt

Es geht im übrigen gar nicht darum, einen weiteren Teil der Menschheit für den Kampf gegen das gerne so genannte herrschende System in Anspruch zu nehmen, sondern darum, den Wandel dieses „Systems“ selbst – mit eben dieser die „Herrschaft der Bourgeoisie“ vergangener Tage verdrängenden Bezeichnung in der Phraseologie längst anerkannt – in der Sache zu würdigen. Die persönliche Charaktermaske der Kapitalverwertung, die *personifizierte Macht* der objektiven gegen die subjektiven Momente der Arbeit spaltet sich auf in *nicht mehr fungierende* Inhaber papierener Titel, Glücksritter eines Spiels, worin die anonymen Mächte der Börse die Fäden ziehen auf der einen, und bestellte und jederzeit kündbare Verwalter jener Macht auf der anderen Seite. Wo aber der Kapitalist aufhört, herkömmlicher Kapitalist zu sein, da kann es dem Arbeiter nicht besser gehen. Wo der gesellschaftliche Widerpart der lebendigen Arbeit sich auf einen Rechtstitel reduziert, ein Stück Papier, beliebig übertragbar, aufteilbar in kleine Portionen und flüchtig wie Banknoten; wo dieser Rechtstitel nicht mehr mit einigen menschlichen Gestalten des Produktionsorganismus derart verwachsen ist, daß sie in ihm *ihre bestimmte Rolle darin* ausdrücken, da hört er auf, einen Gegensatz von Klassen zu bezeichnen. Auch die Arbeiter haben tendenziell an ihm teil.

Es war mit Sicherheit keine Unbedachtheit, wenn Marx in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Aktienkapital wiederholt auf die sogenannten Kooperativfabriken von Arbeitern (heute nennt man so etwas Produktionsgenossenschaft oder noch moderner: Alternativbetrieb) zu sprechen kommt. Die Kooperativfabrik sei, schreibt er da zusammenfassend,

„innerhalb der alten Form, das erste Durchbrechen der alten Form“, denn „der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist innerhalb derselben aufgehoben, wenn auch zuerst nur in der Form, daß die Arbeiter als Assoziation ihr eigener Kapitalist sind, d.h. die Produktionsmittel zur Verwertung ihrer eigenen Arbeit verwenden.“<sup>73</sup>

und weiter:

„Die kapitalistischen Aktienunternehmungen sind ebenso sehr wie die Kooperativfabriken als Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktions-

weise in die assoziierte zu betrachten, nur daß in den einen der Gegensatz negativ und in den anderen positiv aufgehoben ist.“<sup>74</sup>

Diese Überlegungen betreffen zunächst das einzelne Unternehmen, noch nicht eine, ganze Produktionszweige, Territorien oder gar den gesamten Globus übergreifende, Form der gesellschaftlichen Reproduktion. Erst Jahre, nachdem Marx sie niedergeschrieben hatte, begann die Börse ins Zentrum der Kapitalzirkulation zu rücken, sich zu ihrem Herzen zu mauern, in welchem sämtliche Kapitalströme zusammenfließen und von dem sie erneut ihren Ausgang nehmen. Um so beachtenswerter ist, welche Bedeutung er den Andeutungen dieser Entwicklung beimaß. Er geht so weit, eine Analogie herzustellen zum Herauswachsen der bürgerlichen Gesellschaft aus den feudalen Verhältnissen:

„Die Aktienunternehmungen überhaupt – entwickelt mit dem Kreditwesen – haben die Tendenz, diese Verwaltungsarbeit als Funktion mehr und mehr zu trennen von dem Besitz des Kapitals, sei es eigenes oder geborgtes; ganz wie mit der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft die richterlichen und Verwaltungsfunktionen sich trennen von dem Grundeigentum, dessen Attribute sie in der Feudalzeit waren.“<sup>75</sup>

Es soll nun nicht behauptet werden, was aus der bürgerlichen Gesellschaft bis heute herausgewachsen ist, habe der gute Marx so oder ähnlich vorhergesehen. Weder der moderne westliche Kapitalismus, der sich als seinen Idealtypus die sozialpartnerschaftliche Wohlstandinsel des Modells Bundesdeutschland erkor, noch die eigenartige Mixtur aus nationalem Kartell und gigantischer selbstausbeuterischer Kooperativfabrik in den Ländern der sozialistischen Hemisphäre dürften im Vorstellungsvermögen eines Kopfes Raum gehabt haben, der die „himmelstürmenden“ revolutionären Arbeiter der Pariser Kommune gefeiert hat. Es wird sogar eher so gewesen sein, daß Marx die Dynamik der von ihm analysierten Tendenz gewaltig unterschätzte. Westliche Demokratie und östlicher Sozialismus stehen am Ende einer mit Bürger- und Weltkriegen in bis dahin ungekannten Ausmaßen angefüllten Periode gewaltsamer Umwälzungen, die sich in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zusammenbrauten, zu einer Zeit also, als auch jene ökonomische Umwälzung der Klassenverhältnisse ihren Anfang nahm, die in Kreditwesen, Aktienkapital und Börsenspekulation ihre wichtigsten Hebel hatte. Die unter

<sup>74</sup> ebenda.

<sup>75</sup> ebenda S. 401.

<sup>73</sup> K.Marx, Das Kapital, Dritter Band; a.a.O. S. 456.

Marxens Augen vor sich gehende politische Formierung der Arbeiterklasse zum Zwecke der *Selbstbefreiung* im Wege einer *planmäßigen* Umwandlung aller Klassen in ihregleichen, bekam gleichsam böigen Rückenwind, in dem sie zusehends schlechter Schritt halten konnte und der den jeweils darin schon erreichten Fortschritt immer häufiger und gründlicher durcheinanderwirbelte. Die zahlreichen Spaltungen der internationalen Arbeiterbewegung, sowohl quer durch ihre nationalen Abteilungen als auch zwischen ihnen, das immer wieder heftig beklagte Phänomen, daß die sozialistischen Arbeiter, die sich kurz zuvor noch Verbrüderung geschworen hatten, im Weltkrieg bereitwillig gegeneinander losschlügen und auch der Erfolg der nationalistischen Pervertierung des Sozialismus unter den Arbeitern im Faschismus und vor allem im deutschen Nazismus finden hierin einen wesentlichen Aspekt ihrer Erklärung.

Der gegenseitige Verrat besaß – darin ist der fundamentalen Wertkritik recht zu geben<sup>76</sup> – Triebkräfte, die weitaus tiefer reichten als politische Feigheit und ökonomische Bestechung durch den Klassenfeind, und dennoch war ökonomische Bestechung im Spiel und wurde umgemünzt in politischen Opportunismus. Beides hatte jedoch seinen guten, objektiven Grund, der völlig unabhängig wirkte von jeglicher, mehr oder weniger bewußten Klassenpolitik. Entgegen dem leninistischen Dogma (abgeleitet aus dem Marxschen Programm der Diktatur des Proletariats), daß die Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft durch den politischen Sturz (obendrein als schlagartiger revolutionärer Akt vorgestellt) der sie repräsentierenden Klasse eingeleitet werden müsse, daß sie, anders als die der feudalen Gesellschaft, nicht als spontane, gewissermaßen im Untergrund agierende Zersetzung beginnen oder gar sich vollziehen könne, geschah eben gerade solches. Während das Proletariat des ökonomisch zurückgebliebenen Ostens seiner schwachen, aber mit dem Grundbesitz liierten Bourgeoisie als exklusive, weil extrem minoritäre, Klasse gegenüber stand,<sup>77</sup> mitten in einem Meer zäh dahinsiechender kleinbäuerlicher Waren- und Subsistenzproduktion, es darum nicht umhinkam, politische Revolution zu machen, um sich aus der Klemme zu befreien, wühlte im Westen der Maulwurf der ökonomischen Umwälzung für die Arbeiter. Das östliche Proletariat, ohnehin eher das Strandgut einer herüberschwappenden Bran-

dung des westlichen Kapitalismus als der Vorschein einer kraftvollen inneren Entwicklung, nutzte die Gunst der Stunde, rechnete, hoffte, war angewiesen auf die Vollendung seiner revolutionären Aktion durch die Arbeiter des Westens, namentlich Deutschlands, und blieb allein gelassen. Es hatte freilich niemand den Brüdern und Schwestern des Ostens gesagt, daß gerade sie das Stichwort für den Beginn der proletarischen Einführung des Sozialismus hätten geben sollen.

Auf sich selbst zurückgeworfen, wurden sie im mehrjährigen Bürger- und Interventionskrieg nicht allein im Gemetzel auf den Schlachtfeldern aufgerieben, sondern vielmehr noch von den organisatorischen Schwierigkeiten, die der Krieg und die anschließende Wiederherstellung einer gesellschaftlichen Ordnung zu lösen aufgaben. Es machte sich das bemerkbar, was Lenin als die kulturelle Rückständigkeit des russischen Lebens bezeichnete und in seinen letzten Jahren als die gewaltigste Hürde für eine auch nur von fern an so etwas wie Sozialismus heranreichende Entwicklung des Landes betrachtete: die Tatsache, daß die Verwaltungstätigkeit, die Tätigkeit der Koordination komplexer Aggregate der gesellschaftlichen Produktion als ein Zweig der in der Form der Lohnabhängigkeit verrichteten Arbeit so gut wie gar nicht ausgebildet war. Frühere Diener der zaristischen Ordnung standen kaum zur Verfügung, und der Versuch, die alten Kapitalisten hierfür in Anspruch zu nehmen, konnte den Mangel kaum wettmachen, denn es ging nicht nur darum, die spärliche Industrie der Vorkriegszeit wieder flottzumachen, sondern vor allem die riesige, durch den Krieg in Gärung gesetzte, Bevölkerung des russischen Dorfes in den Griff zu bekommen. Die sozialistischen Proleten begannen diese Arbeit mühsam selbst zu erlernen und sich in die bekannt verhaßten kommunistischen Apparatschiks zu verwandeln, um schließlich in einem fürchterlichen Gewaltakt das ganze Land, und das hieß: die Bauernmasse, ins industrielle Zeitalter und, dem gemäß, in die Form der Lohnarbeit zu schleudern.

Im Westen dagegen, besonders in Deutschland, war der Kapitalismus im Begriff, denselben Prozeß, der im Osten gerade begonnen hatte, auf seine Weise zu Ende zu bringen. Die Einverleibung fast aller bis dahin noch selbständigen Funktionen der gesellschaftlichen Reproduktion in die Form der Lohnarbeit, die Verwandlung der Gesellschaft in ein riesiges Arbeitshaus, hatte im Westen keinen derart politischen Charakter, verlief darum aber nicht unbedingt weniger konfliktreich und brutal. Was im Osten von vornherein in der Form des Politischen, der staatlichen Aktion, sich Geltung verschafften mußte, das erhielt im Westen eher

<sup>76</sup> Vgl. etwa R.Kurz / E.Lohoff, a.a.O. S. 21f.

<sup>77</sup> Dies eine Ausgangslage, der die Diktatur des Proletariats, das Marxsche Fazit der Klassenkämpfe des 19. Jahrhunderts vor allem in Frankreich und Deutschland, auf den Leib geschnitten war.

nachträglich oder flankierend politischen Ausdruck. Am Ende einer Entwicklung, deren Stationen Novemberrevolution, Faschismus und Nazidiktatur, ein weiterer Weltkrieg sowie die durch zahllose postkoloniale Kriege gestützte, lang anhaltende Prosperität der sogenannten Nachkriegszeit heißen, ist die Allgegenwart des demokratischen Staates kaum weniger absolut als die des sozialistischen, aber der nahezu entgegengesetzte Verlauf seiner Entstehung verhalf ihm zum gänzlich anders gearteten Image bei seinen Bürgern.

Hier wie dort ist die Lohnarbeit die *allgemeine Form*, in der die Bürger des Staates ihre individuelle Reproduktion vermitteln, und der Staat ist der Garant dieser Form; insofern handelt es sich in beiden Fällen um Arbeiterstaaten. Während aber der sozialistische Staat den Ruch der Zwangsarbeit niemals los wurde, der spätestens seit der gewaltsamen Kollektivierung seiner bäuerlichen Bevölkerungsmasse ihm anhaftete, daher zu wirklichen Staatsbürgern es nicht brachte, hat der demokratische Staat im Arbeiter sein Muster des staatstragenden Bürgers; und dies, obwohl der Zwangscharakter der Lohnarbeit keineswegs weniger nachdrücklich organisiert ist – im Gegenteil, aber diese Organisation verdankte sich nicht einer Konstellation, in welcher eine minoritäre sozialistische Arbeiterschaft der vorproletarischen, bäuerlichen Mehrheit Industriearbeit und Lohnform aufzwang. Vielmehr hatte der sich beschleunigende Prozeß der Proletarisierung bislang kleinstädtischer oder bäuerlicher sowie der sogenannten neuen Mittelschichten, nachdem er bereits in der Vorkriegszeit die schließliche Spaltung der Arbeiterbewegung in einen revolutionären und einen reformerischen Flügel befördert hatte, in teil- und zeitweise heftigem Gegensatz gegen beide die bekannte politische Form des Faschismus bzw. Nazismus angenommen, welcher der Nationalisierung der Arbeiterklasse im demokratischen Staat Bahn brach. Während das politische Personal der niedergeworfenen Arbeiterbewegung vom Nazismus systematisch und oft bis zur Vernichtung verfolgt wurde, fanden ihre Institutionen und politischen und kulturellen Artikulationsformen in usurpatorischer Weise Eingang in das staatlich forcierte Programm zur Herstellung der Volksgemeinschaft.

Das vergemeinschaftete Volk wurde vernichtend geschlagen unter maßgeblicher Beteiligung der staat gewordenen Arbeiterbewegung des Ostens, aber für die alte Klassenkampfkonstellation gab es keine Wiedergeburt. Die Arbeiterparteien hatten die Wahl, zur Volkspartei zu mutieren oder zu politischer Bedeutungslosigkeit herabzusinken. Die wiederhergestellten selbständigen Gewerkschaften knüpften in

teilweise verblüffender Unbekümmertheit an die unter dem Nazismus entstandenen Einrichtungen und Prozeduren der Einbindung der Lohnarbeit in ein gesamt nationales Allgemeininteresse an. Was aber unter dem Nazismus noch überwiegend als äußere Unterwerfung von stattdessen ging, erhielt nun vollends den Charakter einer Freiwilligkeit, die sich des eigenen gesellschaftlichen Gewichts bewußt ist. Die Lohnarbeit hatte sich zur staatstragenden gesellschaftlichen Größe emanzipiert.<sup>78</sup>

Ob sozialistisch oder demokratisch, beide Formen der Verstaatlichung der Arbeiterbewegung drücken positiv etwas aus, das – negativ formuliert – auch als stetig fortschreitende ökonomische wie politische Auflösung und Entmachtung der bürgerlichen Klasse bezeichnet werden kann und seinen Kern in jenem Schwinden der Figur des Kapitalisten besitzt. Die sogenannte bürgerliche moderne Demokratie kann nirgendwo, außer in ihren sozusagen klassischen Ländern – England, den USA und vielleicht noch Frankreich – auf einen auch nur einigermaßen friedlichen und kontinuierlichen Entstehungsprozeß zurückblicken, denn nur in diesen ging die Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse genügend langsam und dennoch kontinuierlich vor sich, hatte die Bourgeoisie hinreichend Zeit, sich selbst als gesellschaftlich herrschende Klasse einzurichten, ohne sogleich rasant zu altern, und ohne daß ein bereits mächtig drohendes Proletariat sich ihr gegenüber aufbaute. Das Kapitalverhältnis, das seiner Natur nach nicht nur expansiv ist, insofern es auflösend wirkt auf ältere Produktionsverhältnisse in seiner Nachbarschaft, sondern vor allem auch gegen seine eigene Form revolutionär, erlaubt nicht, daß der Prozeß überall, wo sein Zersetzungswerk beginnt, von neuem alle seine sozusagen klassischen Stadien ab ovo durchläuft. Seine jeweils entwickeltste Form gibt jederzeit das Maß vor, dem immer auch die jüngsten Sprößlinge seiner Art zu genügen haben. Diese Entwicklung aber hat vor allem *eine* Grundtendenz: Verallgemeinerung der Lohnarbeit, Verwandlung aller Funktionen des gesellschaftlichen Organismus in entlohnte Tätigkeit; oder eben: Verwandlung des Privateigentums an den gegenständlichen Bedingungen und Resultaten der gesellschaftlichen Reproduktion in einen „reinen Formalismus“, wie Peter Klein so schön schrieb,<sup>79</sup> einen ihnen nur

<sup>78</sup> Man sollte in diesem Zusammenhang allerdings bedenken, daß namentlich in Deutschland ein Moment des alten Klassenkampfes fortwirkte in Gestalt des sozialistischen Staates auf dem gleichen nationalen Boden, der schon durch seine bloße Existenz an jener Emanzipation auch im Westen sicher nachhaltigen Anteil hatte.

<sup>79</sup> Vgl. o. S. 23. Klein betrachtet als besagten Formalismus indes, wie wir sahen, schon allein die Tatsache, „daß der Lohnarbeiter sich zu

äußerlich anhängenden Titel, die Inhaberschaft dieses Titels mithin in eine funktions- und darum machtlose Versorgungsquelle.

Der Herrschaftsanspruch einer Klasse, den diese einst anmeldete unter Verweis darauf, daß sie die produktiven Kräfte der Gesellschaft repräsentiere, mußte in dem Prozeß, der sie selbst der Tendenz nach in ein passives, in jeder Hinsicht unproduktives Element verwandelt, frühzeitig Schaden nehmen. Solange bzw. soweit noch die alten Herrschaftskasten zur Verfügung standen, gab es daher immer Neigungen, mit ihnen die Macht zu teilen, die Geschäfte unter ihrer Schirmherrschaft gewissermaßen im Stillen blühen zu lassen. Die Geschäfte aber brachten es mit sich, daß allen früheren Herrlichkeiten die Grundlage abhanden kam und zugleich der eigentliche gesellschaftliche Widerpart, das in den Stätten der Mehrwertschöpfung zusammengetriebene Proletariat, seine eigene Macht zu spüren und zu erproben begann. Je später die kapitalistische Entwicklung in einer bestimmten Weltgegend einsetzte, je höher infolgedessen deren Anfangsniveau, desto gründlicher geriet der Herrschaftsanspruch in die Bredouille. Im Osten zeigte die Bourgeoisie sich von vornherein unfähig zur Hegemonie. Aber schon in Deutschland mangelte es ihr dermaßen an Entschlossenheit, daß es der Initiative der sozialistischen Arbeiter bedurfte, die Reste der ständischen Herrschaft zu beseitigen. Die erste deutsche Republik, von welcher sich vielleicht noch am ehesten behaupten läßt, daß sie eine bürgerliche war, bewegte sich die meiste Zeit am Rande des Bürgerkrieges, sie blieb ein kurzes Intermezzo, und selbst dafür hätte es nicht gereicht, wenn nicht die Arbeiterbewe-

gung – und zwar auf beiden Flügeln – sich parlamentarisch deutlich geläutert hätte. Die zweite (westdeutsche) Republik schließlich beruhte von Anfang an darauf, daß der Geschäftserfolg des bürgerlichen Eigentums, oder dessen, was davon noch übrig geblieben war, der Lohnarbeitenden (und das wurde nun so ziemlich die gesamte) Bevölkerung ein – wenn auch zunächst vielleicht in recht unterschiedlichen Maßen – passables Auskommen sicherte.

**E**s wäre sicher reichlich übertrieben, zu behaupten, daß die Klassen und mit ihnen ihr Gegensatz, restlos verschwunden seien. Die gegenwärtige Krise scheint sogar ganz im Gegenteil, alte Erscheinungsformen des Klassenantagonismus zu nicht mehr für möglich gehaltenem Leben zu erwecken. In den Sozialwissenschaften, heißt es, habe man entdeckt, daß die seit langem beschriebene sogenannte „Zwei-Drittel“-Gesellschaft sich rapide polarisiere, wobei „ein immer breiter werdendes Proletariat mit einer immer aggressiver sich bereichernden Schicht der Vermögensrentiers und Kapitaleigner konfrontiert sei.“<sup>80</sup> Die Frage ist wohl vollkommen offen, wie nach dem Zusammenbruch der sozialistischen Arbeiterstaaten der Charakter ihrer demokratischen Pendanten sich wandeln wird, aber ohne Zweifel ist ein gewisser Druck von ihnen genommen, das eigene Arbeitervolk bei Laune zu halten. Ebenso wenig zu bezweifeln ist freilich, daß es sich bei dem möglichen Wiederaufleben alter Klassenkonfrontationen nicht um einen Vorschein der Zukunft der gesellschaftlichen Entwicklung handelt, sondern um das noch nicht völlig bewältigte Erbe der Vergangenheit. Die Probleme jedenfalls, an denen die Konflikte der Gegenwart und absehbaren Zukunft sich entzünden, sind gänzlich anderer Natur, als jene an denen sich die Arbeiterbewegung abarbeitete, genauer: sie sind ihnen diametral entgegengesetzt. Sie handeln im Kern davon, eine Gesellschaft von Arbeitern zu transformieren in eine solche von Nicht-Mehr-Arbeitern oder – um das hierher gehörige Stichwort von Robert Kurz aufzugreifen – in eine Gesellschaft „produktiver Müßiggänger“.

Die fundamentale Wertkritik hatte hierin, wie in manch anderer Hinsicht, ein feines Näschen und den nötigen publizistischen Durchsetzungswillen, das passende Vokabular für den linken Diskurs zum Thema zu prägen. Für den reichlich bescheiden gewordenen linken Durchschnittsbedarf an Denkanstößen mag es mehr als hinreichen. Das Problem selber aber wird in

---

sich selbst als Privateigentümer verhält“, indem er seine Arbeitskraft verkauft. Er handelt das Privateigentum, entgegen der eigenen ausdrücklichen Absicht, *definitiv* ab, indem er es nämlich als „eine bestimmte Weise ZWISCHENMENSCHLICHER Beziehungen“ (a.a.O. S. 14) bloß abgrenzt gegen den Begriff des Eigentums im Sinne der praktischen Naturaneignung und schließlich nur noch von *zwei* „Eigentumskategorien“ spricht, vor deren Verwechslung der wertkritische Mensch sich zu hüten habe. Im wirklichen Leben läßt das Zwischenmenschliche vom Gegenständlichen jedoch so ohne weiteres sich nicht trennen, ja beides kann sogar unmittelbar identisch sein z.B. im elementarsten aller Verhältnisse, der Liebesbeziehung, wo der andere Mensch buchstäblich zum Objekt des menschlichen Begehrens wird. Es kommt wieder einmal darauf an, die Kategorien zu vermitteln. Zur reinen, also inhaltsleeren, Form wird der Verkauf der Arbeitskraft erst dann, wenn der leibhaftigen Arbeitskraft keine Verkörperung ihres Gegenteils als ihr Käufer und Anwender mehr gegenübersteht, dessen Dasein sie erst zu dem macht, was sie ist. Im Verkauf der Arbeitskraft verhält sich der Arbeiter nicht so sehr zu sich selbst als Privateigentümer (was im übrigen kaum mehr als *zwischenmenschliches* Verhältnis zu bezeichnen wäre) sondern als Nichteigentümer zum Kapitalisten. Die bestimmte Form des zwischenmenschlichen Verhältnisses, als welches Klein das Privateigentum verstanden wissen will, setzt also auch eine bestimmte Form jener „anderen“ kleinschen Eigentumskategorie (die völlige Trennung von Arbeit und Eigentum) voraus. Im Zurücktreten des „individuellen Kapitalisten“, das auch Klein anruft zum Zeugnis für seine Definition des Privateigentums, kommt dieses daher genau in der Weise zur Vollendung, daß es sich darin auflöst.

---

<sup>80</sup> Karl Heinz Roth, Die Wiederkehr der Proletariat; in: Frombeloff (Hg.), ... und es begann die Zeit der Autonomie, Hamburg 1993, S. 271.

der fundamentalistisch daherkommenden Formel von der „Aufhebung der Arbeit“ und erst recht in den sie begleitenden Erläuterungen eher vernebelt denn geklärt. Mit den in diesem Zusammenhang angestellten krausen Spekulationen des Robert Kurz zum Begriff der Arbeit, bei Marx und überhaupt, habe ich mich an anderer Stelle schon ziemlich gründlich auseinandergesetzt. Diese Kritik muß hier nicht wiederholt oder gar fortgeführt werden.<sup>81</sup> Was aber wohl feststeht bei allen noch offenen Fragen hinsichtlich der Kategorie der Arbeit gestern, heute und morgen, die zugegebenermaßen zum Teil nicht ganz einfach zu beantworten sind, ist dies: Das von Marx so genannte „Reich der Freiheit“, das die „durch Not und äußere Zweckmäßigkeit“<sup>82</sup> bestimmte Arbeit hinter sich hat, werden wir nicht im Handstreich erobern. Not und äußere, d.h. nicht von uns Menschen selbst *gesetzte*, sondern durch unsere innere wie die äußere, *vorausgesetzte* Natur uns auferlegte Zwecke werden auf absehbare (auch historisch abgemessene) Zeit menschliches Leben bis zu einem gewissen Grade bestimmen. Man kann, wie die fundamentale Wertkritik, sich weigern, die notwendigen, von Naturzwängen diktierten Tätigkeiten – die übrigens durch die historisch entwickelten Bedürfnisse sich obendrein ständig erweitern – als Arbeit zu bezeichnen. Man wird aber damit das Problem nicht los, daß diese Tätigkeiten *Zeit kosten*, die für freie, selbstbestimmte, selbstzweckhafte Betätigung verloren ist, daß daher ein hartnäckiges und berechtigtes Bestreben der Menschen – und zwar je anspruchsvoller ihre Bedürfnisse, je phantasiebegabter ihr Verstand, je schöpferischer ihre Anlagen desto unbeirrbarer – darauf gerichtet bleiben wird, diese Zeit auf ein Minimum zu reduzieren. Die Frage der gesellschaftlichen Verteilung dieser Zeit läßt sich durch keinerlei Rasonnement über den sogenannten Arbeitsbegriff aus der Welt schaffen.

<sup>81</sup> Vgl.: Kurzschlüssige Tautologie der Arbeit; a.a.O. Es heißt überhaupt den Charakter derartiger „Selbstverständigungs“-Verlautbarungen aus dem Hause Kurz mißverstehen, nimmt man sie als Angebot zur Debatte. Sie sollen immer einzig und allein einen bereits feststehenden neuen fundamentalen Lehrsatz der Nürnberger Wertkritik festklopfen und ihren willfährigen Propagandisten, die sich im wesentlichen auf die übrige Redaktion der KRISIS beschränken, Argumentationshilfen an die Hand geben. Schon in ihrer Form, worin meist ausgesprochen schlicht gestrickte Gedankengänge durch ein derart verwirrendes Labyrinth aus sperrigen Wortkonstruktionen und Metaphern auf die Reise geschickt werden, daß auch ihr Autor sie oft nicht mehr wiederfindet, signalisieren diese Werke, daß sie für ein selbständiges Mit- und Weiterdenken des Dargebotenen nicht verfaßt sind. Es braucht eine gewisse Zeit, das zu kapiern und sich dann auch damit abzufinden – zumal ja fast immer auch die eine oder andere reizvolle Überlegung sich darin findet, um die es wirklich schade wäre, überließe man sie im Wust der Kurzschen Konstrukte einfach ihrem Schicksal.

<sup>82</sup> K.Marx, Das Kapital, Dritter Band; a.a.O. S. 828.

In der wachsenden Verwissenschaftlichung und Automation der Produktionsprozesse werden zwar immer mehr stumpfsinnige Handlungsdienste an den Maschinen überflüssig, sie fallen aber nicht gänzlich fort und – schlimmer noch – vermehren sich zugleich an anderen Stellen wieder: etwa in dem ganzen Bereich, der sich im Anschluß an die Ökologiediskussion des gigantischen Müllproblems anzunehmen beginnt. Vor allem aber übt der automatisierte Prozeß seine ganz eigene Despotie über das ihn verwaltende Personal aus. Was er an stumpfsinniger Sklavenarbeit von ihm nimmt, fordert er zurück als geistige Konzentration auf hoch komplexe Zusammenhänge über längere Zeiträume (einschließlich all der bekannten, den Emotionshaushalt strapazierenden Probleme in der Sphäre des Mitmenschlichen). Nicht zuletzt als Folge davon schwindet die Bereitschaft und Fähigkeit, mehr als nur das Allernotwendigste an Zeit und Energie in die Erledigung des lästigen Kleinkrams des sonstigen menschlichen Alltags zu investieren, und eine spezielle Industrie, die sich seiner annimmt findet einen wachsenden Markt dankbarer Kunden. Hierunter fällt natürlich insbesondere alles das, was die Ideologie des lohnarbeitenden Staatsbürgers zur Domäne der zu unrecht meist bürgerlich genannten Rumpffamilie zählt, deren allorts beklagter Zerfall davon voran getrieben wird. Daß diese traditionell (von der klassischen Bürgerfamilie herrührend, bei der es sich jedoch um ein in sich weit komplexeres soziales Geflecht handelte) überwiegend häuslich beheimateten und der weiblichen Hälfte des Himmels zugewiesenen Aktivitäten immer häufiger und in steigendem Umfang industriell organisiert und in der Form der Lohnarbeit verrichtet werden, trägt durchaus für alle Beteiligten zu ihrer *Humanisierung* bei und zwar allein schon, indem diese Dienste dadurch eine überschaubar und berechenbare *zeitliche Begrenzung* erhalten, so daß die menschlichen Subjekte und Objekte in ihnen nicht mehr fixiert werden, sondern Lebenszeiten und -räume entstehen, die über sie und die daran geknüpften Beziehungen hinaus reichen. Allerdings rangieren die aus diesem Vergesellschaftungsschub hervorgehenden, wiederum überwiegend von Frauen ausgeübten, Beschäftigungen in aller Regel am unteren Ende der Hierarchie der Lohnarbeit sowohl hinsichtlich der Entlohnung als auch, was den Verschleiß an körperlichen und nervlichen Kräften angeht. Man kann wohl, ohne sehr zu übertreiben, behaupten, daß gerade in dieser weiblichen Lohnarbeit das klassische Proletariatselend ein Stückweit wieder auflebt. Es gibt aber keinen Weg zurück in eine verlorene Lausigkeit der Kleinfamilie, die im übrigen immer schon eher eine sentimentale Kinolegende denn bare Wirk-

lichkeit gewesen ist.<sup>83</sup> Versuche, unter solchen ideologischen Vorzeichen die Form der Lohnarbeit für diese *notwendigen* Dienstleistungen aufzuheben, können nur hinauslaufen auf eine ungeheure Steigerung der physischen und seelischen Ausbeutung von Frauenarbeit im Wege ihrer Deregulierung.

Das Problem einer Transformation der von der Arbeit beherrschten gesellschaftlichen Reproduktion in eine solche, die den produktiven Müßiggang zur Regel macht, stellt sich also zunächst nicht so sehr als das einer Abschaffung der Arbeit, sondern vielmehr ihrer systematischen Reduktion. So gesehen entspricht es einerseits dem *Übergang* zu dem, was Marx die „höhere Phase der kommunistischen Gesellschaft“ nannte ohne aber andererseits dessen Voraussetzungen in der Weise zu besitzen, wie sie von Marx in seinen berühmten Überlegungen anlässlich der Kritik des Gothaer Programms der SPD skizziert wurden.<sup>84</sup> Die waren eher realisiert in den realsozialistischen Staaten, von denen das linke Gewissen sich heute so gerne distanziert – durchaus vergeblich, wie die Nachprüfung erweist: Der gesellschaftliche Typus des Realsozialismus und jener von Marx beschriebene Austausch aller Gesellschaftsmitglieder mit dem gesellschaftlichen Ganzen, d.h. dem diesen Austausch regelnden und garantierenden Staat, auf der Grundlage gleicher Arbeitsmengen, haben einfach zu viel miteinander gemein. Wer sich auch nur halbwegs seriös mit den einschlägigen Marxschen Texten befaßt, wird nicht umhin kommen, die Behauptung, die Marxsche Idee und die Praxis des realen Kommunismus hätten nichts miteinander zu tun, als reichlich kurzbeinige Notlüge zu qualifizieren. Diejenigen Linken, die angesichts der Unbestreitbarkeit der Affinität abrücken von Marx, stehen freilich nicht besser da. Denkt man ihre mehr oder weniger vage gehaltenen Mutmaßungen über einen „anderen“, endlich „wahrhaftigen“ Kommunismus zu Ende, versucht man vor allem sich vorzustellen, wie ein auf ihrer Grundlage errichteter, zig Millionen von Menschen (und zwar Menschen von der Art, mit der man es heute zu tun hat) zusammenschließender, Organismus aussehen müßte, dann ergibt sich – wo auch immer sie theoretische Anleihen machen, um ihre Vision vom Kommunismus zu korrigieren (Proudhon und Bakunin sind immer

noch recht beliebt) – regelmäßig das Bild irgendeiner abenteuerlichen Mixtur aus Elementen der beiden großen Gesellschaftstypen, die in den vergangenen Jahrzehnten die weltgeschichtliche Szene beherrscht haben: ein bißchen gesamtgesellschaftliche Planungsökonomie, ein bißchen sozial verantwortlicher Warenverkehr, ein wenig sozialistische Fürsorge für alle, ein wenig demokratische Selbstbestimmung. Offenbar hat der Ideenhimmel sozialistischer Weltveränderung längst seine reale Entsprechung am Boden der Tatsachen.

Die fundamentale Wertkritik (namentlich Robert Kurz) hat sich über den realsozialistischen Marx besonders dreist hinweg gelogen. Marx habe „schlicht“ bestimmt, wurde da verlautet, „daß in einer sozialistischen Gesellschaft kein ‚Austausch‘ mehr existieren kann.“<sup>85</sup> Und man bezog sich zum Beleg auch noch ausgerechnet auf eine jener Stellen, wo Marx auseinandersetzt, daß mit der Aufhebung des Warenaustausches eben nicht unbedingt der Äquivalententausch überhaupt aufhört. Pikanterweise stößt Kurz in dem Text, aus dem hier zitiert wird, ein paar Seiten weiter selbst auf einen „Begriff vom ‚Austausch‘ des einzelnen ‚Arbeits‘-Individuums ... mit ‚der Gesellschaft‘“, von dem er sagt, daß dieser „schon ein höheres Entwicklungsstadium der abstrakten Arbeit“ signalisiere und dessen Nähe zur „veritablen Hölle“ des leibhaftigen Kommunismus auch ihm natürlich sofort auffällt.<sup>86</sup> Die linke Manie, den Sozialismus partout als Idyll sich vorstellen zu wollen, sollte aber in wertkritischer Version verlängert werden. Und weil man damals sich für den eigenen Sozialismus noch auf Marxens Kritik der politischen Ökonomie berief, konnte Marx nicht gedacht haben, was er nicht gedacht haben durfte.

Was in der hier doch recht offen zutage liegenden Verfälschung Marxscher Gedankengänge durchschlägt, hat seinen Kern in der Kurzschon Unfähigkeit, von ihm bereits vorgeführt in seinem legendären Aufsatz über „Abstrakte Arbeit und Sozialismus“, zwischen der *Wertform* und der *Wertbestimmung* richtig zu unterscheiden. Auf diesen Unterschied hat jedoch Marx nicht nur das schwierige Eingangskapitel seines Hauptwerkes (über „Die Ware“) aufgebaut, das Kurz folglich letzten Endes ein Rätsel geblieben ist.<sup>87</sup> Marx kommt auch später wiederholt darauf zu sprechen, und insbesondere

<sup>83</sup> Die feiert allerdings unverhofft fröhliche Urständ im sogenannten Abspaltungstheorem der fundamentalen Wertkritik, wenn z.B. Robert Kurz allen Ernstes ein aus der „Warenform“ herausfallendes Reich des Weiblichen auszumachen meint, in dem alles sich in erster Linie um so schöne Dinge „wie menschliche Zuwendung, Betreuung und Pflege, Erotik und Sexualität, ‚Liebe‘“ drehe. (vgl. ders, Geschlechtsfetischismus; a.a.O., S. 145)

<sup>84</sup> Vgl. K.Marx, Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei; in: MEW Bd. 19; Berlin 1978, S. 19 ff.

<sup>85</sup> R.Kurz, Die verlorene Ehre der Arbeit; a.a.O. S. 37 f.

<sup>86</sup> ebenda S. 47 f.

<sup>87</sup> Die kleingedruckte, reichliche Verwirrung, die Kurz hierüber im besagten Aufsatz angerichtet hat, werde ich in einem die vorliegende Kritik der fundamentalen Wertkritik abrundenden Beitrag demnächst versuchen aufzulösen.

am Schluß des dritten Bandes in einem Zusammenhang, der für unsere Frage nach den Möglichkeiten des Übergangs zum produktiven Müßiggang außerordentlich interessant ist.

„In der Wertbestimmung“, schreibt Marx, „handelt es sich um die gesellschaftliche Arbeitszeit überhaupt, das Quantum Arbeit, worüber die Gesellschaft überhaupt zu verfügen hat und dessen relative Absorption durch die verschiedenen Produkte gewissermaßen deren respektives gesellschaftliches Gewicht bestimmt.“<sup>88</sup>

Diese Wertbestimmung, hatte er bereits vorher, an einer anderen Stelle, vermerkt,

bleibe, „nach Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise, aber mit Beibehaltung gesellschaftlicher Produktion, ... vorherrschend in dem Sinne, daß die Regelung der Arbeitszeit und die Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit unter die verschiedenen Produktionsgruppen, endlich die Buchführung hierüber, wesentlicher denn je wird.“<sup>89</sup>

Die fundamentale Wertkritik hat sich zweifellos nicht geringe Verdienste darum erworben, daß die historische Bedingtheit und Begrenztheit der Wertform, ihr historisches *Prekärwerden*, in der Diskussion um die Aktualität einer an Marx anknüpfenden Kritik des modernen Kapitalismus überhaupt wieder zur Kenntnis genommen werden muß. In ihrem Bestreben jedoch, die Kritik der Wertform um jeden Preis bis auf den Grund zu treiben, hat sie den Unterschied zwischen der *Form* des Werts, seinem Erscheinen als sachliche Eigenschaft der Produkte der Arbeit, und dem darin transportierten *gesellschaftlichen Inhalt* achtlos beiseite geschoben und beides heillos miteinander vermengt. Die fatale linke Neigung, Folgerichtigkeit und Genauigkeit zu verwechseln mit jener wurzelhaften Gründlichkeit, der schon der gute Friedrich Engels ein beträchtliches Stück seiner Zeit zum Opfer bringen mußte, hat hier wieder einmal einen zu allerhand Hoffnungen berechtigenden Denkansatz verdorben.

Wo es sich um den *Übergang* handelt aus einer von der Arbeit beherrschten Produktionsweise in eine solche, die von der freien, disponiblen Zeit der Individuen geprägt sein wird,

und zwar um einen Übergang in historischen und obendrein globalen Dimensionen, da muß jener Inhalt der Wertbestimmung eine ungeheure Rolle spielen. Gerade weil es darum geht, das selbst noch gewissermaßen naturwüchsige Sichbahnbrechen des Müßiggangs unter eine gesellschaftliche Kontrolle zu bringen, seine in der Tat barbarischen, gegen die notwendige Arbeit antagonistischen Formen zu bannen, wird die *gesellschaftliche Regelung* der notwendigen Arbeitszeit und aller daran hängenden Fragen zum vorrangigen, den Fortbestand gesellschaftlicher Ordnung überhaupt entscheidenden Problem. Was solcher gesellschaftlichen Regelung im Wege steht, ist nun allerdings kaum mehr „das Kapital im Sinne einer sozialen Klasse“, wie Robert Kurz es vor gut fünf Jahren noch als Widersacher einer „Aufhebungsbewegung“ (als wäre die Aufhebung nicht schon Bewegung genug) gegen die Warenproduktion festgehalten wissen wollte, und schon gar nicht sind es irgendwelche in „den Wert“ verliebten, sogenannten „Apparate“, von denen sowieso niemand sagen könnte, wer dazu gehört und wer nicht. Die Schwierigkeiten und Widerstände erwachsen vielmehr aus dem Übergangscharakter des Prozesses selbst, daraus, daß die darin widerstreitenden Momente sich beständig gegeneinander zu verselbständigen drohen und doch ohne einander nicht auskommen können, es also eine Form zu finden gilt, die die Konflikte über große Zeiträume hinweg ausbalancieren kann, weil eben nicht schlagartig Schluß sein kann mit der Arbeit, sie vielmehr ins Verhältnis gesetzt werden muß zum Müßiggang und das in gesellschaftlichen Maßstäben. Die Widrigkeiten der Aufgabe, nicht erst die Arbeit überhaupt abzuschütteln, sondern sogar schon die Lohnform der Arbeit, sind jedenfalls weitaus subtilerer Natur, als daß sie noch in irgendeinem Kampf von Gut gegen Böse, unter welchem wissenschaftlich verbrämten Namen auch immer, überwunden werden könnten, und haben zugleich eine immer noch genügend feste Grundlage in den Notwendigkeiten der materiellen Produktion, um sich den rein spekulativen Attacken gegen ihre Bewußtseinsformen gewachsen zu zeigen. Geduld und Hartnäckigkeit sind gefordert. <>

<sup>88</sup> K.Marx, Das Kapital, Dritter Band; a.a.O. S. 889.

<sup>89</sup> ebenda S. 859.

Den beiden nachfolgenden Texten sei ein redaktioneller Hinweis vorausgeschickt, denn der erste Text (von *Klaus Braunwarth*) war eigentlich nicht für eine Veröffentlichung (in welchem kleinem Rahmen auch immer) verfaßt worden. Ursprünglich stellte er nur eine Sammlung von Stichworten dar für die Diskussion auf dem zweiten Treffen der Herausgeber des Zirkulars im Februar dieses Jahres. Wir haben uns entschlossen, ihn in eine einigermaßen lesbare Form zu bringen, weil die darin angerissenen Einwände und Fragen zu einem der zentralen Aufsätze dieser ersten Ausgabe uns immerhin gut geeignet scheinen, den **Diskussionsstand** im Initiatorenkreis ein Stückweit zu dokumentieren. Daß es sich dabei um ein ziemliches Provisorium handelt, wird hoffentlich niemand erschüttern. Der Text beansprucht nicht eine ins Einzelne gehende, in sich zusammenhängende Argumentation zu liefern.

Im zweiten Text nimmt *Daniel Dockerill* zu den Anmerkungen Stellung, auf daß die hiermit begonnene Diskussion, vielleicht mit anderen Wortmeldungen (auch KRISIS-Fans sind herzlich eingeladen) weitergehe. (D.D.)

*Klaus Braunwarth*

## Sieben Anmerkungen

### zu „Krisis am Ende“

1) Der wesentliche Fehler der „fundamentalen Wertkritik“, den Wertbegriff nicht zu dem des Kapitals zu entwickeln, wird richtig bestimmt und an wichtigen Punkten herausgearbeitet: die Beziehung von Gebrauchswert und Wert aufeinander, die in Nürnberg trotz gegenteiliger Postulate als bloßer Dualismus abgehandelt wird; erst im Lohnarbeitsverhältnis wird der Wert zum Inhalt des Tausches, da der Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft darin besteht, Wert und Mehrwert produzieren zu können; überhaupt bleibt die Formbestimmung der Arbeitskraft als besonderer Ware für die „fundamentale Wertkritik“ konsequenzenlos; Wert wird erst als Kapital epochemachendes Produktionsverhältnis.

Eine Grenze hat die Kritik allerdings darin, daß der Übergang von Wert in Kapital noch nicht *systematisch* auseinandergelagt ist, sondern mehr so, daß einzelne qualitative Umschlagpunkte herausgegriffen werden. Daher wird nicht zur Bestimmung vorgestoßen, daß der Wert in seinen einfachen Momenten nur wirklich als Bestimmung des Kapitalverhältnisses, d.h. Wert nur zu begreifen ist als unentwickelte Form des Kapitals und nicht das Kapital als bloß graduelle Steigerung des qualitativ schon fertigen einfachen Werts.

2) Sehr gut ist auch Kritik daran, was in der „fundamentalen Wertkritik“ aus der „Durchsetzungsgeschichte“ des Kapitals wird. Im Grunde besteht das Problem darin, daß in der Krisis das unentwickelte Kapitalverhältnis mit der Schwerkraft vorkapitalistischer Verhältnisse konfron-

tiert wird, zu erklären aber wäre, woher dieses unentwickelte Kapitalverhältnis schon die Kraft hat, die vorkapitalistischen Formen aufzulösen. Richtig wird in der Kritik gesagt, daß das, was als innere Entwicklung des Kapitalverhältnisses zu zeigen wäre, aufgelöst wird in eine äußere Konfrontation auch mehr des Werts als des Kapitals mit vorbürgerlichen Verhältnissen – also plumpe Historisierung. Hier kommt das Problem der Differenz von logischer und historischer Entwicklung herein, die nur richtig zu fassen ist, wenn das Verhältnis Wert/Kapital klar ist (hier besteht ein Zusammenhang zu Pkt.1, auf den in der Kritik nicht explizit verwiesen wird). Das Kapital ist nicht bloß ein Verhältnis, sondern ein Prozeß und seine Geschichte ist die der Herausbildung der zu seiner Konstitution nötigen Elemente *und* die der Entwicklung der Beziehung seiner inneren Momente aufeinander und in diesem letzteren Teil Binnengeschichte.

3) Der Gedanke, daß das Kapitalverhältnis auf seine Auflösung hintreibt, wird nur nach der Seite der Verallgemeinerung des Lohnverhältnisses hin entwickelt – dabei ist mir noch nicht ganz klar geworden, was hieran die beginnende Auflösung der Chose ausmachen soll. Die Kritik nimmt aber keine Stellung dazu, daß dieser Auflösungsgedanke in der „fundamentalen Wertkritik“ von anderer Seite her aufgezo- gen wurde, nämlich der der Verwissenschaftlichung der Produktion, die über die unmittelbare Arbeit hinaustreibt. Insofern bleibt ein Grundgedanke der Polemik gegen die „Krisis“ – diese könne,

wie die übrige Linke auch, den historisch bedingten Charakter des Kapitalismus nicht bestimmen – etwas in der Luft hängen.

4) Das Problem des „doppelten Marx“ wird zu einseitig abgehandelt. Die „Fundamentale Wertkritik“ macht es sich sehr einfach damit und unterschiebt Marx auch Sachen, die er gar nicht vertreten hat. Aber das Problem gibt es und die Nürnberger haben es auch gar nicht erfunden – sie haben es bei Breuer („Krise der Revolutionstheorie“) aufgeschnappt – und es zu thematisieren, ist auf jeden Fall richtig. Daß der Arbeiterbewegung die revolutionäre Luft ausging, weil das Arbeiterdasein sich verallgemeinert hat, wie in dem Papier ausgeführt, überzeugt mich nicht. Ich sehe mindestens zwei Gesichtspunkte, die es rechtfertigen, vom „doppelten Marx“ zu sprechen:

– Daß die Produktivkräfte nicht einfach von Natur aus Kapital sind, ihre Entwicklung zugleich aber dadurch vorangetrieben wird, daß das Kapital sie sich als seine Bildungselemente anverwandelt ist ein Widerspruch, dessen Konsequenzen bei Marx noch nicht zu Ende gedacht sind. Er setzt tatsächlich die Akzente mal so, mal so. Man kann „Das Kapital“ so lesen, als handle es von der Herausbildung stofflicher und gesellschaftlicher Potenzen der Arbeit, denen gegenüber das Kapital sich verhält wie der Schein zum Wesen. Und so ist es ja auch in der arbeiterbewegten mainstream-Rezeption gelesen worden. Man kann aber es auch so lesen, daß sich mit dem Kapital eine schon in ihrem Wesen verkehrte Gesellschaftlichkeit zum Grunde setzt, die sich in ihrem oberflächlichen Schein noch einmal mystifiziert (als Schein des Unwesens). Beide Lesarten rekurrieren auf bestimmte Lieblingspassagen im „Kapital“ und in den „Grundrissen“.

– Die Analyse, wie die Entwicklung des Kapitals sich niederschlägt in der Vergesellschaftung der Subjekte, ist bei Marx unvollständig geblieben. Sowohl für die Auffassung, das Kapital treibe früher oder später notwendig Formen revolutionärer Subjektivität hervor, als auch für die, es totalisiere seine Herrschaft über die Subjekte so, daß jede Hoffnung auf deren Widerständigkeit nur naiv erscheinen kann, läßt sich mit Marx argumentieren.

Zu jeweils beiden entgegengesetzten Lesarten lassen sich allgemein auch vermittelnde Interpretationen denken. Die Auseinandersetzung sowohl über die Sache als auch darüber, wie sie sich seinerzeit für Marx dargestellt hat, steckt dabei noch in den Anfängen.

5) Daß „Realsozialismus“ und westlicher Normalkapitalismus beides „Arbeiterstaaten“ insofern seien, als die Lohnarbeit in beiden die allgemeine Reproduktionsform ist, stimmt nur

nach der formellen Seite. Innerhalb des Gesamt-reproduktionsprozesses des Kapitals kommt dem Lohn zugleich die Formbestimmung des variablen Kapitals zu, und die war immer nur im Westen ihrem Begriff entsprechend entwickelt. Der Lohn als Einkommensquelle hängt hier ab von seiner Bewährung als Mittel der Kapitalvermehrung. Die auf den Lohn gründende individuelle Reproduktion ist dabei nur eine abgeleitete Funktion, nur Mittel, nicht Zweck. Daß sich vom Lohn leben läßt, ist nicht garantiert, obgleich als Normalfall unterstellt. Die Verrechtlichung des Lohnverhältnisses ist keine Aufhebung seines Warencharakters, auch keine tendenzielle (wie auf S. 29 geschrieben), sondern dessen Anerkennung. Damit wird zugestanden, daß auch der Lohnarbeiter die Freiheit hat, seinen Arbeitsdienst für das Kapital an der Nützlichkeit für seine individuelle Reproduktion zu messen, also seine Person als Zweck und die Lohnarbeit als Mittel für das gedeihliche Auskommen derselben zu setzen, zugleich aber davon abstrahiert, daß hinter dem im Kauf- bzw. Verkaufsakt der Arbeitskraft aufeinanderprallenden und formell gleichgesetzten Interessenegoismus von Käufer und Verkäufer der Ware Arbeitskraft Mittel von sehr ungleicher sozialer Wucht stehen, um demselben Geltung zu verschaffen. In der Sozialgesetzgebung setzt sich das fort, indem dort die Besonderheit der Ware Arbeitskraft sich dadurch Geltung verschafft, daß sie die Risiken des Lohnarbeiterdaseins zur Kenntnis nimmt (Arbeitslosigkeit, zu Invalidität oder Krankheit führender physischer und/oder psychischer Verschleiß und Mittellosigkeit außerhalb des Dienstverhältnisses für das Kapital) und daher dazu nötigt, Teile hauptsächlich des Lohns zu staatlichen Reservefonds aufzuschätzen. Arbeitsloses Einkommen für auf den Verkauf der Arbeitskraft Angewiesene wird dabei nur zugelassen entweder als Kompensation für den Verschleiß durch Arbeit (Krankheit, Alter) oder als vorübergehender Ersatz für Lohneinkommen (Arbeitslosigkeit usw.), der daran gebunden bleibt, prinzipiell für die Lohnarbeit bereitzustehen. Entkoppelung von Arbeit und Einkommen in striktem Sinne gibt es nur für die Bezieher von Kapitalrevenue. Kapitalistisch ist die Verwertung des Werts Selbstzweck und nicht die Arbeit. Daher ist der Terminus Arbeitsgesellschaft falsch und nur angemessen als Kennzeichnung des ideologisch mystifizierten aufgefaßten Verhältnisses. Anders im „Realsozialismus“, der tatsächlich eine Art Arbeitsgesellschaft war (und daran auch zugrunde gegangen ist). Die gesellschaftliche Gültigkeit von Arbeit war hier nicht einfach an den Maßstab der Kapitalverwertung gebunden. Sie war insofern Selbstzweck, als sie erstens jedem aufgezwungen (keine Möglichkeit zu

arbeitslosem Einkommen aus Kapitalbesitz) und zweitens aber garantiert wurde auch dann, wenn sie kein Mehrprodukt abwarf.

6) Zum „realem Sozialismus“ und dem Übergang zur höheren Phase des Kommunismus bei Marx (S. 36) und dem Unterschied von Wertbestimmung und Wertform (S. 37 f): Letzteres ist das Problem des Werts als besonderer Form der Ökonomie der Zeit, der aber nicht einfach mit ihr identisch ist. In Marx' Äußerungen zur Übergangsperiode, die eine Analogie zum kapitalistischen Austausch von Werten herstellen, steckt immer schon auch die Differenz. Z.B. soll der Arbeiter nach Abzügen aus dem Konsumtionsfonds an Produktenwert ziehen, was er zuvor der Gesellschaft an Arbeitszeit gegeben hat. Der Lohn dagegen bemißt sich nicht an dem vom Arbeiter produzierten Produktenwert minus Abzügen, sondern an den Reproduktionskosten der Arbeitskraft und das ist etwas anderes. In erster Bestimmung soll sich bei Marx die Aufhebung des Warencharakters der Arbeitskraft unter der Bedingung des seinerzeitigen Entwicklungsstandes der Produktivkräfte niederschlagen. Heute ist es m.E. unnötig, dogmatisch an solchen Bestimmungen festzuhalten. Die heutige Arbeitsproduktivität ermöglichte durchaus generell eine materielle Grundsicherung zu gewähren, ganz unabhängig davon, ob überhaupt und wenn wieviel vom Einzelnen gearbeitet wird. Ebenso könnten gewisse Dienste (öffentl. Verkehrsmittel, ärztliche Versorgung usw.) kostenlos gewährt werden. Dennoch ist es nicht überflüssig, die Differenz zwischen Marx' Vorstellungen der Übergangsgesellschaft und dem „realen Sozialismus“ herauszuarbeiten. Da kommt neben dem oben Gesagten weiteres hinzu: Marx denkt sich die Entlohnung in der Übergangsgesellschaft weiter unabhängig davon, ob einfache oder qualifizierte Arbeit geleistet wird (gegen solchen „Egalitarismus“ spuckten die „realsozialistischen“ Ideologen Gift und Galle. Zu Stalins Zeiten gab es in der Industrie Lohndifferenzen von 1:18!) Das verweist schon auf den Gesichtspunkt der Aufhebung der Arbeitsteilung. Marx und auch Engels (im „Anti-Dühring“: auch der Architekt muß die Karre schieben!) gingen für die Übergangsgesellschaft schon von einem Prozeß der

Aufhebung der Arbeitsteilung aus. So verstanden sie „Jeder nach seinen Fähigkeiten! Jedem nach seiner Leistung!“. Der erste Teil der Maxime ist ja schon derselbe wie in der, die erst für den Kommunismus gültig sein soll: „Jeder nach seinen Fähigkeiten! Jedem nach seinen Bedürfnissen!“ Die Fähigkeiten des Individuums decken sich mitnichten mit dem Ausschnitt an gesellschaftlicher Arbeit, auf den es innerhalb eines Systems der Arbeitsteilung festgelegt wird.

7) Den positiven Bezug auf Peter Kleins Unterscheidung von Eigentum i.S. der praktischen Naturaneignung und Eigentum als reine Form (S. 33 ff, v.a. Fn. 79) teile ich nicht. Gerade umgekehrt drückt die Form des Eigentums immer den Stand der Naturaneignung aus. Die Unpersönlichkeit des kapitalistischen Eigentums, die zu erklären P. Klein mit seiner Unterscheidung leisten wollte, drückt zweierlei aus: erstens, daß sich die Naturaneignung nur noch über kooperativ-gesellschaftliche Formen der Arbeit vermittelt und der unmittelbaren Identität von Produzent und sachlichen Bedingungen der Produktion entwachsen ist; zweitens aber, daß die Entwicklung der produktiven Potenzen dieser Kooperation als Leistung des Kapitals erscheint, d.h. als Resultat eines Verhältnisses, indem ein vom unmittelbar gesellschaftlichen Interesse getrenntes Privatinteresse einen gesellschaftlichen Zusammenhang für sich als Mittel funktionalisiert. Kapital ist Kommando über fremde Arbeit. Insofern Geld, Maschinerie und technisches Produktionswissen von Natur aus als Kapital erscheinen, verhilft schon der Besitz an demselben zum Recht auf Verwertung. Eigentum als „leere Form“ ließe sich auch, entgegen der Absicht von P. Klein, so interpretieren, als käme es in der Tat nur noch auf die Abschaffung des privaten Eigentumstitels an, um den an sich schon gegebenen gesellschaftlichen Charakter der Produktion anzuerkennen. Tatsächlich ist die kapitalistische Produktion aber gesellschaftlich und ungesellschaftlich zugleich, und der gesellschaftliche Charakter der Arbeit muß nicht nur anerkannt, sondern gegen die despotische Symbiose von Verwertungs- und Arbeitsprozeß durchgesetzt werden (Aufhebung der Arbeitsteilung usw.). <

# Replik

## auf Klaus Braunwarths Anmerkungen

**ad 1)** Daß ich den „Übergang von Wert in Kapital“ nicht „systematisch“ dargelegt habe, ist wohl richtig. Genaugenommen handelt es sich aber nicht um *einen* Übergang, sondern um eine ganze Reihe davon, d.h. um die gedankliche Fortentwicklung der einfachen Bestimmungen der Ware und ihres Austauschs zu denen des Kapitals als sich verwertendem Wert. Namentlich die Bestimmungen des Geldes sind ein in dieser Entwicklung nicht zu verachtender Zwischenschritt. Was in die Bestimmungen des Kapitals übergeht, ist nicht „der Wert“, sondern eben das bereits selbst in sich recht verwickelt bestimmte Geld. Systematisch dargelegt ist das in den ersten vier Kapiteln des Marxschen „Kapitals“.

Daß der „Wert in seinen einfachen Momenten nur wirklich“ ist „als Bestimmung des Kapitalverhältnisses“, d.h. erst das Kapital die abstrakte Bestimmung des Werts (z.B.), gleiche menschliche Arbeitszeit zu sein, „praktisch wahr“ (Marx) macht, ist eine Akzentuierung, die in meiner KRISIS-Kritik in der Tat vermißt werden kann. Andersherum freilich steht der Gedanke schon drin, wenn ich sage, daß der Wert „sein *einzig*es Dasein“ im Kapital hat.

Allerdings ist der Übergang vom Geld zum Kapital entscheidend für jenes „Praktisch-Wahr“-Werden. Auf den systematisch wesentlichen Gesichtspunkt vor allem, der hierbei ins Spiel kommt, wollte ich aufmerksam machen: das *Klassenverhältnis* als historische Voraussetzung des sich verwertenden Werts, das von der KRISIS als bloß dessen „sekundäre“ Emanation verkauft wird.

**ad 2)** Die Spezialvokabel „Binnengeschichte“ (im Hause Kurz immer wieder gerne benutzt) legt ein allzu hölzernes Schema geschichtlicher Entwicklungsstufen nahe. In eine Zeit, wo das Drinnen und Draußen von Kapitalismus und Kommunismus sich in ein heilloses Drunter und Drüber verknäuel hat, scheint sie mir jedenfalls keinerlei Klarheit bringen zu können. Die Herausbildung der zu seiner Konstitution nötigen Elemente, (also wohl zum einen entwickelte Warenzirkulation und Geld, zum anderen Trennung von Arbeit und Eigentum) würde ich eher der *Vorgeschichte* des Kapitals zuordnen. Die „Entwicklung der Beziehung seiner inneren Momente aufeinander“ aber ist seine *Geschichte*, welche in sich ihren bestimmten Anfang und ihr bestimmtes Ende trägt, die nicht Anfang und

Ende aller Geschichte überhaupt sind; ihren Anfang: indem die inneren Momente auf eine selber nicht einfach natürliche Voraussetzung verweisen, sondern auf etwas seinerseits Gewordenes, ein geschichtliches Resultat; ihr Ende: indem jene als *Besonderheit* in die Geschichte tretende Voraussetzung, die Polarität zwischen den objektiven und den subjektiven Bedingungen menschlicher Tätigkeit, sich selber in immer größerer Vollkommenheit reproduziert, d.h. sich selber *total* macht und als *vollendete* Totalität schließlich etwas bestimmtes Neues, neue gesellschaftliche Form darstellt.

Als Geschichtliches Ding begriffen ist das Kapital nur, wenn es als selber bloß ein *Moment* der Geschichte erkannt ist und nicht erscheint als ein absolut in sich selber prozessierendes Monstrum. Als dieses Moment aber hat das Kapital niemals eine von seinem Werden und Vergehen zu unterscheidende Binnengeschichte.

**ad 3)** Wenn die „Chose“, um deren Auflösung es geht, an dem Klassengegensatz von Lohnarbeit und Kapital hängt (und genau dies behaupte ich in meiner Polemik gegen die KRISIS), wenn das Kapital, wie Marx sagt, „ein unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältnis zwischen Personen“ ist, die sachlichen Bedingungen der Arbeit also der Person des sie monopolisierenden und repräsentierenden Kapitalisten bedürfen, um als Kapital zu erscheinen, dann löst das Verschwinden dieses Personentypus aus dem Produktionsprozeß, die Verwandlung der ihm eigentümlichen Funktionen in entlohnte Tätigkeiten, dieses Verhältnis auf. Was aus dieser Auflösung hervorgeht, mag wenig Ähnlichkeit haben, mit dem, was wir marxistischen Linken uns unter den Zuständen vorstellen, die das Kapitalverhältnis ablösen; das aber wäre m. E. eher ein Argument gegen unsere Vorstellung als gegen die Tatsache der Auflösung des Kapitalverhältnis. „Nicht ganz klar“ sein könnte meine Argumentation eigentlich nur darin, daß es jene Tendenz des Verschwindens der Kapitalistenfigur nicht gibt oder sie eher eine Randerscheinung wäre.

Ich werfe der KRISIS nicht vor, daß sie den „historisch bedingten Charakter des Kapitalismus nicht bestimmen“ könne, sondern daß diese Bestimmung *abstrakt* geblieben sei. Ich habe schon am Ende meiner Polemik gegen Robert Kurz' Kritik der „Ontologie der Arbeit“ darauf hingewiesen, daß ihm die „Verwissenschaftli-

chung der Produktion“ als „selber bloß abstrakter Bezugspunkt“ diene und es vielmehr darauf ankäme, sie konkret darzustellen.<sup>1</sup> Die Verwissenschaftlichung hat allerdings bereits einiges bewirkt für die Auflösung des Kapitalverhältnisses gerade hinsichtlich der Verdrängung des Kapitalisten aus der Produktion oder, andersherum ausgedrückt, der Verwandlung des Kommandos über den vielgliedrigen Arbeitsorganismus in bloße Funktionen desselben; d.h. aber auch, daß die wissenschaftlichen, planenden, koordinierenden Tätigkeiten ihre exklusive Stellung der sogenannten unmittelbaren Produktionsarbeit gegenüber verlieren: nicht einfach in dem Sinne, daß die sich in sie auflöst, sondern auch so, daß die einstmals wesentlich freien, selbstbestimmten Tätigkeiten den Charakter gewöhnlicher, äußeren Zwecken unterworfenen Arbeit annehmen.

Für ihren äußerst bornierten Begriff von der Aufhebung der Arbeit, hat die KRISIS es nicht nötig, die Verwissenschaftlichung der Produktion in ihren sämtlichen Implikationen zu entwickeln (oder gar empirisch zu untersuchen). Für Kurz und Co. fällt Arbeit im Grunde immer noch zusammen mit einer traditionellen, empirisch abgrenzbaren Sphäre der Arbeit, wo schwierige Proleten- bzw. eigentlich eher noch Bauernhände „unmittelbar“ der rohen Natur die nützlichen Dinge abringen. Die Arbeit *ist* daher für sie bereits jetzt schon faktisch aufgehoben und ihre offizielle Aufhebung nur noch eine Frage der *Definition*.<sup>2</sup> Marx hingegen faßt den Begriff der Arbeit viel allgemeiner, stellt mithin die Frage ihrer Aufhebung umfassender. Er grenzt „das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist,“ ab von einer „menschliche(n) Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt.“<sup>3</sup>

Ich behaupte in der KRISIS-Kritik, daß das Problem der Aufhebung der Arbeit, das die KRISIS durch die Verwissenschaftlichung der

Produktion zu Recht auf die Tagesordnung gesetzt sieht, damit gleichwohl nicht zu einer bloßen Bewußtseinsangelegenheit wird, zu einer Frage der Anerkennung von schlichten Tatsachen, der sich nur leider lauter warenförmig denkende Idioten hartnäckig sperren. Die Verwissenschaftlichung der Produktion läßt nicht die Arbeit einfach verschwinden, sondern bringt den Gegensatz von Arbeitszeit und disponibler Zeit erst hervor als einen *allgemeinen*, unmittelbar gesellschaftlichen Konflikt.

**ad 4)** Der doppelte Marx ist wahrhaftig keine Erfindung der KRISIS, sondern die allergewöhnlichste Methode, wie die verschiedensten sozialwissenschaftlichen Schulen den ganzen Marx sich zu verdaulicher Form zurechtzumachen pflegen – auch Stefan Breuer ist da nicht originell.<sup>4</sup> Immer wieder gerne wurde der junge gegen den alten Marx gestellt, der ökonomische gegen den philosophischen und umgekehrt, der Klassenkämpfer gegen den Ökonomen usw., und immer geben die jeweiligen Vorlieben den Maßstab ab, nach dem der eine Marx im Sinne der Schule zu interpretieren, der andere zu verwerfen sei. Die Vielzahl der möglichen Verdopplungen legt den Schluß nahe, daß wir es in Wahrheit nicht mit bloß zwei, sondern mit vielen Gesichtern des guten Mannes zu tun haben. Das eigentlich Spannende dürfte aber darin liegen, den *Zusammenhang* zu formulieren, der sie alle zu Gesichtern eines und desselben Marx bestimmt.

– Vor dem Hintergrund der über hundert Jahre Geschichte, die seit Marx passiert sind, und dem, was ihr vorläufiges Resultat ausmacht, kann das Allermeiste bei Marx als noch nicht zu Ende gedacht erscheinen, einfach, weil das, worüber er nachgedacht hatte, noch nicht zum Ende gekommen war; und manches ist inzwischen sicher anders geendet, als er sich geträumt hat. Ich habe darüber in „Krisis am Ende“ schon mal ein bißchen spekuliert. Die unterschiedlichen Akzente (z.B. bei der Darstellung des *capitale fixe*) haben aber auch damit zu tun, daß der Gegenstand selber sie aufweist. Zu bemängeln wäre nur, wenn Marx es versäumt hätte, sie als verschiedene Akzente desselben Gegenstandes darzustellen. Jedenfalls wäre Marx ohne sie mit Sicherheit bloß langweilig und ungenießbar – wie die meisten seiner Kritiker.

Bei Formulierungen wie „verkehrte Gesellschaftlichkeit“ oder „Unwesen“ der Gesellschaft

<sup>1</sup> Kurzschlüssige Tautologie der Arbeit; in: Krisis-Rundbrief Nr. 1, S. 85.

<sup>2</sup> vgl. hierzu die „Vorbemerkung“ von Robert Kurz in „Die verlorene Ehre der Arbeit“ (Krisis 10, Januar 1991, bes. S.13). Der dortige Versuch, der Arbeit definitorisch zu Leibe zu rücken, geht natürlich schief bis zur Lächerlichkeit (einschließlich der berüchtigten Kurzschen Wortschöpfungen: solch ein Wort wie „Unmittelbarkeitsbezug“ ist schon wieder so herrlich, daß es eigentlich eine richtige Bedeutung verdient hätte). Gemäß den Attributen, die Kurz exklusiv der Arbeit reservieren möchte („*repetitive* (...) Praxis ewig wiederkehrender lebensnotwendiger Handlungsvollzüge“ sowie „Unmittelbarkeit“ des Bezugs zu den ... Naturstoffen und -Kräften“), wären solche Lebensäußerungen wie Essen und Scheißen menschliche Arbeit par excellence, aber auch viele Tätigkeiten im Rahmen wissenschaftlicher Forschung hätten mehr Anspruch auf diese Attribute als ausgerechnet jene Maloche im Lärm und Gestank der altehrwürdigen Fabriken, die Kurz als eigentliches Feld der Arbeit im Auge hat.

<sup>3</sup> Karl Marx, Das Kapital, Dritter Band; Marx/Engels Werke (MEW) Bd. 25, Berlin 1977, S. 828.

<sup>4</sup> Ich habe inzwischen sein Buch gelesen und finde, daß er seine persönlichen Ressentiments an Marx demonstriert, statt diesen seriös darzustellen. Übrigens teilt er mit der fundamentalen Wertkritik die Unfähigkeit (oder den Unwillen, denn er scheint sich für die Kritik der politischen Ökonomie nur am Rande zu interessieren, verbohrt sich viel lieber in schlecht-philosophische Spekulationen), die Differenz der Bestimmungen des Kapitals zu denen der einfachen Zirkulation zu fassen.

(„negativ“, z.B. auch in Verbindung mit „Gesellschaftlichkeit“, ist noch beliebter) frage ich mich immer zuerst, wer da welchen Maßstab anlegt. Sie geben sich ja regelmäßig so, als urteilte da ein übermenschliches, außergeschichtliches Wesen. Ich finde dann, daß natürlich der Urteilende jener Negativität oder Verkehrtheit, die er ausspricht, selber angehört. Negativität oder Verkehrtheit ist aber immer die *Negation* oder *Verkehrung* von etwas Anderem, Vorausgesetztem. Daß dieses Andere, Vorausgesetzte nicht ausgesprochen wird, macht solche Formulierungen so nebulös.

Die Verkehrtheit der kapitalistischen Gesellschaft ist nun einerseits die Verkehrung der ihr vorausgehenden Verhältnisse, die Auflösung der vielen partikularen, für sich bornierten, aber immerhin in sich geschlossenen und insofern vollkommenen Welten, wo besonderes menschliches Tun und seine Gegenstände eins sind. Gegen diese alten Harmonien erscheint die kapitalistische Welt, soweit sie eben nur deren Zersetzung ist, als schal, leer, sinnlos: *verkehrt*. Andererseits ist sie als auf das Bornierte gerichteter Prozeß selber noch borniert, d.h. die Auflösung, die nicht mit einem Schlag fertig ist, führt wiederum zu mehr oder weniger noch beschränkten Verhältnissen, welche aber, da nur Momente des Auflösungsprozesses, keinen Bestand haben, sondern übergehen in weniger beschränkte usw. Die kapitalistische Gesellschaft ist also auch insofern *wesentlich negativ*, als sie an sich selber keine feste Form hat, vielmehr fortwährend jede Form negiert, bevor sie Gelegenheit hat sich zu festigen, und die endgültige, dem Kapital vollkommen entsprechende Form identisch ist mit dessen Aufhebung. In dieser zweiten Negation aber führt unser modernes gesellschaftliches Leben immer schon sozusagen einen Maßstab mit sich, der seine Unzulänglichkeit nicht vom Standpunkt seiner Vergangenheit her bloßlegt, sondern von dem seiner Zukunft.

– Die „revolutionäre Subjektivität“, mit der Marx es zu tun hatte, war keine, die sich ihm erst ergeben mußte aus der theoretischen Analyse; er fand sie praktisch vor. Die proletarische Revolution war keine aus der Sozialkritik sich ergebende Hoffnung, sondern realer geschichtlicher Vorgang. Fraglich sind nur Charakter und Ergebnis der Revolution. Man sollte allerdings nicht den Fehler begehen, wie es auch der famose Breuer tut, aus der Tatsache, daß die diversen geschichtsdramatischen Höhepunkte der Revolution als politische oder militärische Niederlagen ihrer Protagonisten endeten, zu folgern, sie sei überhaupt aus (arbeits-), „metaphysischer

Teleologie“<sup>5</sup> geborene Einbildung gewesen, die allenfalls zu einigen blutigen Abenteuern verleitet habe. Ebensogut kann man dann auch die französische Revolution von 1789 zum bösen, historisch wirkungslosen Spuk erklären.

Wenn es aber mit *dieser bestimmten* revolutionären Subjektivität heute vorbei ist, so kann das auch daran liegen, daß sich ihr keine Aufgaben mehr stellen, daß, mit anderen Worten, die *arbeitenden* „Subjekte“ sich schon soweit emanzipiert haben, wie es ihnen als „Subjekten“ in dieser Bestimmung überhaupt möglich ist. Das ist bekanntlich meine These (die eine gewisse Übereinstimmung mit Ansichten der KRISIS aufweist). Was darüber hinaus an allgemein-menschlicher Emanzipation noch zu vollbringen ist, braucht möglicherweise keine besondere revolutionäre Subjektivität als ihren Träger, weil es sich dabei nicht mehr um eine Revolution im herkömmlichen Sinne handelt, worin ein Teil der Gesellschaft die Herrschaft eines anderen Teils stürzen muß.

Darin, daß das Revolutionäre der „Subjekte“, nach dem gefahndet wird, sich auch buchstabieren läßt als „Hoffnung auf deren Widerständigkeit“ gegen eine böse Totalität, hat es bereits selbst eine höchst eigenartige Verkehrung erfahren. Es ist nicht mehr das als Besonderheit des alten Prinzips sich mausig machende neue, das danach drängt, sich selbst allgemein zu setzen. Vielmehr erhebt ein, als abstraktes Gegenteil des herrschenden, von vornherein selber allgemeines Prinzip bloß noch Anspruch auf Berücksichtigung als *Besonderheit* in jenem. Es ist solcherart *falsche* Bescheidenheit, die es mir übel werden läßt, wenn Leute wie Breuer ihre eigene, an sich selber angeblich bloß noch positive, nämlich kein Moment der Negation mehr enthaltende gesellschaftliche Gegenwart gleichwohl penetrant zur „negativen Vergesellschaftung“ erklären, sich aber einfach nicht fragen wollen, wo sie ihre neunmalklugen Erleuchtung über den „Verblendungszusammenhang“, aus dem es kein Entrinnen gebe,<sup>6</sup> eigentlich hernehmen.

**ad 5)** An einem Ausdruck wie „Normalkapitalismus“ muß ich mich nach allem schon ausgeführten logischerweise stoßen; ich denke, daß es so etwas nicht gibt. Umgekehrt würde ich lieber von einem östlichen Normalsozialismus sprechen (normal im Sinne der Marxschen Programmatik – mehr dazu „ad 6“) und einer Art Kapital-Sozialismus (oder Sozial-Kapitalismus) im Westen. Übrigens bezeichne ich nicht deshalb östliche wie westliche Form

<sup>5</sup> Stefan Breuer, Die Krise der Revolutionstheorie; Frankfurt a.M. 1977, S. 49.

<sup>6</sup> ebenda S. 244.

als „Arbeiterstaaten“, weil in beiden die Lohnarbeit „die allgemeine Reproduktionsform“ sei, sondern weil sie „die *allgemeine Form*“ ist, in der die Staatsbürger „ihre *individuelle* Reproduktion vermitteln“. Der die gesellschaftliche Reproduktion beherrschende Zweck ist zwar nach wie vor die Verwertung des Werts, also der Mehrwert, aber das stimmt ohne Abstriche nur, sofern man den *globalen* Zusammenhang betrachtet, also nicht vom Weltmarkt abstrahiert. Vermittels des Weltmarkts jedoch konkurrieren erstens unter anderem auch Nationalstaaten, in deren Innern der Klassengegensatz, die Grundlage des Mehrwerts, entschärft oder sogar aufgehoben sein kann. Und zweitens tritt hier ein Moment dauerhaft hinzu, das innerhalb der Staaten durch Aus- und Angleichungsprozesse immer relativ schnell wieder aufgehoben wird: der *ungleiche Tausch* auf Grund unterschiedlicher Arbeitsproduktivität.<sup>7</sup> Die daraus gezogenen Vorteile erlauben es der einen oder anderen Staatsnation sehr wohl, daß in ihr die individuelle Reproduktion der Staatsbürger aus einem bloßen Mittel fürs Gedeihen der Kapitalakkumulation sich zum übergeordneten Zweck erhebt.

Die Freiheit, „seinen Arbeitsdienst für das Kapital an der Nützlichkeit für seine individuelle Reproduktion zu messen“, hat der Lohnarbeiter auch ohne besondere Verrechtlichung seines Verhältnisses. Diese aber, also eine solche, die nicht im gewöhnlichen Zivilrecht aufgehoben ist, hat es notwendigerweise immer schon mit der „Besonderheit der Ware Arbeitskraft“ zu tun, d.h. aber, daß sie eben *nicht* abstrahieren kann von der „sehr ungleichen sozialen Wucht“ der im Lohnverhältnis zueinander kommenden „Interessenegoismen“, d.h. vom Klassenverhältnis, denn darin besteht ja ihre Besonderheit.

In meiner Argumentation gegen die KRISIS stimme ich ihr darin zu, daß jene Besonderheit der Lohnarbeit verschwunden oder im Verschwinden begriffen ist. Sie verschwindet jedoch nicht im Wege ihrer Nivellierung, ihrer Angleichung an alle übrigen Ware-Geld-Verhältnisse (Arbeiter wird Bürger), sondern indem sie sich *in ihrer Besonderheit* allgemein macht, d.h. alle anderen Verhältnisse beherrscht und schließlich verdrängt. In der „Verrechtlichung des Lohnverhältnisses“ wird dieser Vorgang offiziell zur Kenntnis genommen. Wenn „die Besonderheit der Ware Arbeitskraft sich ... Geltung verschafft“ in einer eigenen *Gesetzgebung*, also *allgemeine* Geltung, wenn ihre Risiken zur gesellschaftlichen Angelegenheit werden, dann ist sie eben auch formell nicht mehr gewöhnliche Ware. Das nenne ich eine (tenden-

zielle) Aufhebung des Warencharakters der Arbeitskraft – nicht als „Entkoppelung von Arbeit und Einkommen“ (auch nicht in weniger „striktem Sinne“), sondern im Gegenteil als Verallgemeinerung ihrer Verkoppelung: Arbeit nicht mehr als besondere Existenzform, der die Nichtarbeit, das Monopol ihrer gegenständlichen Bedingungen gegenübersteht, sondern als allgemeine Existenzform aller Staatsbürger. In diesem Sinne spreche ich vom „Arbeiterstaat“.

**ad 6)** Die Wertbestimmung der Arbeitsprodukte ist „besondere Form der Ökonomie der Zeit“ und also nicht ihre einzig denkbare. Soweit d'accord. Der Marxsche Satz, daß in sie „sich schließlich alle Ökonomie“ auflöse,<sup>8</sup> erhält in dem Zusammenhang, in dem er steht, nicht nur den Sinn rein wissenschaftlicher Deduktion, sondern darüber hinaus einen *praktischen*: Ökonomie der Zeit ist das, was von den ökonomischen Formen, nachdem sie überwunden sind, am Ende als ihr allgemeingültiges, bleibendes Moment übrigbleibt. Anders gesagt, die ökonomischen Formen können auch als Entwicklungsformen der Ökonomie der Zeit betrachtet werden, deren jeweilige Höhe sich daran bemißt, in welchem Grad der Reinheit sie diesen ihren rationellen Kern ausgebildet haben. So gesehen, ist die Wertbestimmung nicht irgend eine, sondern die *letzte* besondere Form, weil an ihr zum *ersten Mal* dieser Kern selbständigen Ausdruck erhält und zugleich darin in höchstem Maße mystifiziert ist. Die Zeitökonomie sogenannter Naturvölker etwa ist zwar vollkommen durchsichtig, aber zugleich so unmittelbar verschmolzen mit deren jeweils naturwüchsig bestimmter Existenzweise, dem sie ausfüllenden Umkreis von Verrichtungen, daß diese Gemeinwesen einen selbständigen, über ihre Besonderheit hinausreichenden Ausdruck dafür weder kennen, noch seiner bedürfen. (Die neuerdings gerne breitgetretene Entdeckung, daß der abstrakte Zeitbegriff in anderen Kulturen als der unseren unbekannt ist, hat hier ihren Grund. Wer freilich *daraus* folgert, daß es auch die Sache dort „nicht gibt“, wo ihr selbständiger Ausdruck fehlt, erklärt damit eigentlich nur, daß er über den Zusammenhang nicht nachdenken will, der es erst rechtfertigt, von verschiedenen Kulturen *derselben*, nämlich *menschlichen* Spezies zu sprechen.)

Die Beziehung zwischen dem „kapitalistischen Austausch von Werten“ (besser: Waren, denn Werte werden nicht getauscht) und der kommunistischen Gesellschaft (nicht der

<sup>7</sup> Vgl. hierzu: Roman Rosdolski, Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen „Kapital“; Bd. II, Frankfurt a.M. 1968, S. 362 ff.

<sup>8</sup> Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie; MEW Bd. 42, Berlin 1983, S. 105.

„Übergangsperiode“)<sup>9</sup>, „wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht“<sup>10</sup>, die Marx in seinen „Randglossen“ herstellt, ist darum mehr als eine „Analogie“. Dem Austausch von Äquivalenten lebendiger mit vergegenständlichter Arbeit, der den Anteil der kommunistischen Individuen an der gesellschaftlichen Produktion und Konsumtion in der Marx'schen Skizze regelt, liegt *derselbe*, allerdings seiner mystifizierenden *Form* entkleidete (und *insofern* verwandelte), *Inhalt* zu Grunde wie der Wertbestimmung der Waren. Die „Differenz“ betrifft also die Form. Die *gesellschaftliche* Bestimmung der Arbeitsprodukte nimmt nicht mehr die Form einer ihnen *als Sachen* zukommenden Eigenschaft an, sondern erscheint unmittelbar als sie selbst, als bloße Konsequenz des selber unmittelbar gesellschaftlichen Charakters der Arbeit, die die Produkte erzeugt.

Selbstverständlich ist mit dem Warenfetischismus auch die Lohnform aufgehoben, die ja ihrerseits eine verwickeltere Form davon darstellt. Das hinderte Marx aber nicht, auch hierin – ebenso wie in der Form des Mehrwerts – zu unterscheiden zwischen ihrer „allgemeinen Grundlage“, die es rationell zu entwickeln gelte, und dem „spezifisch kapitalistischen Charakter“ dieser Formen selbst.<sup>11</sup> Und wiederum hat er dabei in erster Linie im Auge, daß die *wirkliche Teilung* des Arbeitstages *durchsichtig* werde, statt, wie in der Form des Arbeitslohn, also eines scheinbaren „Werts der Arbeit“, im Bewußtsein der gesellschaftlichen Akteure zu verschwinden. Just deshalb gerät er so in Rage gegen die agitatorische Phrase vom „vollen Arbeitsertrag“ und besteht auch für eine kommunistische Produktionsweise auf dem Abzug der „Arbeit für gemeinschaftlichen Fond“, bevor es an die Verteilung der individuellen Konsumtionsmittel geht.

Für die Behauptung, daß Marx sich eine „Entlohnung“ (d.h. eine Teilnahme an den individuellen Konsumtionsmitteln) im Kommunismus dachte „unabhängig davon, ob einfache oder qualifizierte Arbeit geleistet wird“, sind mir keine Anhaltspunkte bekannt. Seine Ausführungen in den „Randglossen“ legen eher das

Gegenteil nahe, denn darin hält er fest, daß „ungleiche individuelle Begabung und daher Leistungsfähigkeit der Arbeiter“ vor dem kommunistischen gleichen Recht „als natürliche Privilegien“ wirken. Bei Engels im „Anti-Dühring“ findet sich allerdings das Argument, daß im Sozialismus geschicktere Arbeitskraft, da auf Kosten der Gesellschaft ausgebildet, keinen individuellen Mehranspruch erheben könne.<sup>12</sup> Wie dem auch sei, der reale Sozialismus tat sich jedenfalls sehr schwer in dieser Frage. Offenbar wurde „gegen solchen ‚Egalitarismus‘“ dort nicht genug „Gift und Galle“ gespuckt, als daß nicht immer wieder gut ausgebildete Menschen vor ihm in den Westen übermachten. Noch heute ist in Ländern wie Polen und Rußland der Anteil der Frauen an den Studierenden der Universitäten erheblich größer als der der Männer, nicht weil man dort für ihre Emanzipation besonders viel getan hätte, sondern weil die Männer die besser bezahlten Jobs vorziehen, für die es kein Studium braucht.

Der „Prozeß der Aufhebung der Arbeitsteilung“ hat diese zur Voraussetzung, muß sich also gefallen lassen, daß sie sich ihm in irgendeiner Weise aufprägt. Dabei geht es nicht bloß darum, daß – wie in der chinesischen Kulturrevolution – „auch der Architekt“ die Karre schieben „muß“, sondern um die Aufhebung der „Karrenschieber von Profession“<sup>13</sup>, was die Aufhebung des Architekten, soweit er sein Pendant darstellt, einschließt. Gleichwohl *muß* allerdings die Karre noch eine ganze Weile geschoben werden. Auf dieses Muß habe ich in meiner KRISIS-Kritik aufmerksam machen wollen. Das Problem besteht unter anderem darin, daß das, was als „materielle Grundsicherung“ zu gelten hat, keineswegs einfach zu definieren ist (eine gewisse Grundsicherung gewährt hierzulande u.a. schon heute die Sozialhilfe). Übrigens ist die „Bestimmung“ der Verteilung des kommunistischen Arbeitsprodukts „bei Marx“ überhaupt nicht bestimmt genug, als daß da an irgend etwas „dogmatisch ... festzuhalten“ wäre. Marx hat lediglich eine Zweiteilung der gesellschaftlichen Arbeitszeit wie ihres Produkts in Aussicht gestellt: einen (überwiegenden und wachsenden) Teil, der gemeinschaftlich genutzt bzw. konsumiert wird und einen zweiten, der in den individuellen Verzehr fließt. Wo aber die gemeinschaftliche Nutzung aufhört und die bloß individuelle anfängt und dementsprechend die Arbeit für gemeinsame Bedürfnisse bzw. den eigenen Konsum, das läßt sich in der Tat nicht dogmatisch

<sup>9</sup> Die kommunistische Gesellschaft, sowohl in ihrer niederen, wie der höheren Phase, bestimmt Marx als *klassenlose* Gesellschaft, die „Übergangsperiode“ dagegen wird von ihm bezeichnet als *Klassendiktatur* des *Proletariats* (zu welchem dann logischerweise eine Bourgeoisie als zu unterdrückender Widerpart gehört), wäre demnach eine Übergangsform *zur* klassenlosen Gesellschaft (vgl. Karl Marx, „Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei“; in: MEW Bd. 19, S.21 u. 28). Erst die maoistische Theorie vom „Klassenkampf im Sozialismus“ erlaubte sich, diese Marx'sche „Übergangsperiode“ mit dessen „niederer Phase des Kommunismus“ zur sogenannten „Übergangsgesellschaft“ zu verrühren.

<sup>10</sup> Karl Marx, Randglossen; a.a.O., S. 20.

<sup>11</sup> Vgl. Karl Marx, Das Kapital, Dritter Band; a.a.O. S. 883.

<sup>12</sup> Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft; in MEW Bd. 20, Berlin 1978, S. 187.

<sup>13</sup> ebenda S. 186.

entscheiden (die kostenlose ärztliche Versorgung findet sich allerdings schon bei Marx – ebenso wie im realen Sozialismus). Zweierlei scheint mir dennoch sozusagen „dogmatisch“ festzustehen. Bis auf weiteres wird erstens irgendeine *verbindliche Regelung* der gesellschaftlichen und individuellen Arbeitszeit unabdingbar bleiben. Die Grundversorgung beispielsweise muß ja jedesmal zunächst *produziert* werden, bevor sie allen frei zur Verfügung stehen kann; bei aller Mächtigkeit sind die Produktivkräfte doch menschliche Kräfte und immer noch bis zu einem gewissen Grade davon abhängig, daß *arbeitende* Menschen sie in Bewegung setzen und überwachen; ein kostenloser Gesundheitsdienst setzt gleichwohl Personal voraus, das zuverlässig auch dann bereit steht, wenn ihm eigentlich gerade nach anderer Beschäftigung zumute ist. Zweitens ist offenbar *nicht* strittig, daß fürderhin neben dem kostenlos (also nach der Maxime: jedem nach seinen Bedürfnissen) den Individuen für Konsum zur Verfügung gestellten Teil des gesellschaftlichen Produkts es einen anderen Teil (wie relativ klein auch immer) geben muß, der nach „gleichem Recht“, wie Marx sagt, aufgeteilt wird. Dies gleiche Recht wird auf lange Zeit besonders dort ein unverzichtbares Instrument sein, wo nicht so ohne weiteres gesellschaftlicher Konsens darüber zu erzielen ist, ob ein Bedürfnis vorliegt, das Anspruch auf Befriedigung hat, oder nicht. Statt etwa das Bedürfnis nach Individualverkehr mittels Autos per Beschluß öko-sozialistischer Planungsräte wegzudekretieren, werden seine gesellschaftlichen Kosten in Form entsprechender Arbeitsstunden denen aufgebürdet, die noch nicht davon lassen mögen.

Apropos: Die Maxime „Jeder nach seinen Fähigkeiten! Jedem nach seiner Leistung!“ ist meines Wissens eine ziemlich zwielichtige Erfindung des Stalinismus.<sup>14</sup> In der Tat „decken

sich mitnichten“ die Fähigkeiten der Individuen mit dem „Ausschnitt an gesellschaftlicher Arbeit, auf den es innerhalb eines Systems der Arbeitsteilung festgelegt wird“. Darüber dürfte Marx sich klar gewesen und darum nicht auf die Idee verfallen sein, gesellschaftlichen Verhältnissen, die nach seiner eigenen Einsicht „die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit“ noch zu überwinden haben würde, das Prinzip „Jeder nach seinen Fähigkeiten“ zu unterschieben.

**ad 7)** Hier scheint zunächst einmal ein grobes Mißverständnis vorzuliegen, dessen Zustandekommen mir freilich etwas rätselhaft ist; da es aber vorliegt, bedarf es offenbar der Aufklärung. Zwar findet ein Gedanke Peter Kleins wohlwollende Erwähnung in meinem Text, aber ganz sicher nicht seine Unterscheidung zweier „Eigentumskategorien“. Ich weise ganz im Gegenteil daraufhin, daß es sich bei ihnen um zwei verschiedene Aspekte *desselben* Verhältnisses handelt, dessen Identität unter Kleins definitorischem Verfahren verlorengeht. Richtig finde ich seine Beschreibung der Tendenz des Privateigentums als das *Leerwerden* seiner Form. Das moderne Privateigentum entspricht seinem Begriff erst ganz und gar, wenn es reine, durch keinerlei Inhalt beschwerte Form geworden ist. Allerdings muß ihm die Pointe seiner Diagnose sogleich wieder abhanden kommen, weil er eben selbst das Privateigentum bloß formell definiert: Die *leere* Form ist nämlich keine mehr, respektive Form des *aufgelösten* Privateigentums. Das kapitalistische Eigentum ist „energisches, zur Auflösung treibendes Verhältnis“ (Marx), bloßes Durchgangsstadium, Form des *werdenden* gesellschaftlichen Eigentums.

Einverstanden also: Die kapitalistische Produktion ist „gesellschaftlich und ungesellschaftlich zugleich“, sofern dieses „ist zugleich“ nicht als Bestimmung eines immer gleichen *Zustands* gemeint ist, sondern als Charakterisierung des *Prozesses*, wie das Gesellschaftliche aus dem Ungesellschaftlichen hervorwächst. Was aber habe ich mir unter der „despotischen Symbiose von Verwertungs- und Arbeitsprozeß“ vorzustellen? Wer despotiert da wen (bzw. was)? Die ungesellschaftliche Verwertung den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß? oder nicht eher: der ungesellschaftliche Arbeitsprozeß die gesellschaftliche Verwertung? – oder umgekehrt umgekehrt? ◊

<sup>14</sup> In seiner Schrift „Die verratene Revolution“ (1935/1936) im Kapitel „Die UdSSR im Spiegel der neuen Verfassung“ zitiert Leo Trotzki aus dem Verfassungsentwurf: „In der UdSSR wird der Grundsatz verwirklicht: Von jedem nach seinen Fähigkeiten, einem jeden nach seiner Arbeit.“ und kommentiert das folgendermaßen: „Diese innerlich wenig überzeugende, um nicht zu sagen sinnlose Formel, die – so unwahrscheinlich es auch klingen mag – aus Reden und Artikeln in den reiflich durchdachten Text eines grundlegenden Staatsgesetzes einging, offenbart nicht allein, wie tief das theoretische Niveau der Gesetzgeber gesunken ist, sondern auch wie stark die Lüge die neue Verfassung, den Spiegel der herrschenden Schicht, durchdringt. Wie es zu diesem neuen ‚Prinzip‘ kam, ist nicht schwer zu erraten. Bei der Umschreibung der kommunistischen Gesellschaft bediente sich Marx der berühmten Formel ‚Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen‘. Beide Teile der Formel sind voneinander nicht zu trennen ...“ (in: Leo Trotzki, Schriften; Band 1.2, Hamburg 1988, S. 960)

SO ! JETZT HAST DD SCHON FAST DIE HÄLFTE GELESEN.

Wird Zeit, daß du selbst-tätig wirst!

- Der Name unseres Zirkulars 'ÜBERGÄNGE' ist nicht unumstritten. Was hältst du von ihm?

- Die Beiträge in 'ÜBERGÄNGE' gefallen dir nicht? Du hältst sie gar von vorne bis hinten für falsch? Schick uns deine Kritik! Schreib eigene Beiträge!

- Du möchtest uns persönlich die Meinung sagen. Womöglich regelmäßig am Zirkular mitarbeiten. Auf seine inhaltliche und formelle Gestaltung Einfluß nehmen? Kein Problem! Höchstwahrscheinlich am zweiten Wochenende im August, am 13. und 14.8.1994 treffen wir uns in Hamburg, um über all dies und noch viel mehr zu reden. Du kannst teilnehmen. Schreib uns bitte rechtzeitig, damit wir dir den genauen Termin und Ort bekannt geben können!

- Dir ist das alles viel zu viel? Und du willst nichts als deine Ruhe? Einverstanden! Überweise uns einfach eine kleine - oder auch größere - Spende, und wir vergessen das Ganze.

**ÜBERGÄNGE:**

Bestellungen und Spenden bitte auf das Konto: Schwensen I. - Sonderkonto Kto. Nr.: 67 32 57 - 204 BLZ 200 100 20 (Postgiroamt Hamburg). Anfragen, Anregungen, Beiträge und Kritiken bitte an folgende Adresse. ÜBERGÄNGE C/o Hamburger Studienbibliothek (HSB), Thadenstr. 118, 22767 Hamburg

# Abspaltungstheorem und Arbeit

## Von der Kritik der Arbeit „als solcher“ zur Abschaffung von Gockeln und Hennen „überhaupt“

Schon in der Nr. 11 der KRISIS beschäftigten sich Norbert Trenkle und Ernst Lohoff mit dem Geschlechterverhältnis. Mit der Herausgabe der Nr. 12 dann trat die Behandlung dieses „Jahrhundertthemas“ scheinbar ganz in den Vordergrund. Warum scheinbar? Tatsächlich ist das „Jahrhundertthema“ nur ein Vehikel, um die begonnene Kritik an der „Ontologie der Arbeit“ fortzusetzen und letztlich, um die Nürnberger „Großtheorie“ zu Ende zu bringen. Der Zugriff auf das Thema vollzieht sich jedenfalls ganz und gar unter entsprechenden Fragestellungen und Aspekten. 168 Seiten Geschlechterverhältnis und buchstäblich keine Zeile über männliche Gewalt gegen Frauen, kein Abschnitt über Sexismus, der die beständige Anmaßung der Verfügbarkeit von Frauen für Männer auch nur einigermaßen angemessen thematisieren würde. Letzteres gilt leider auch für den Artikel „Der Wert ist der Mann“ von Roswitha Scholz. Zwar „verdankt“ die Autorin der Form nach die Anregung zu ihren Thesen „nicht den KRISIS-Männern, sondern Diskussionen, die bewußt außerhalb des KRISIS-Zusammenhangs mit Frauen geführt wurden“<sup>1</sup>, doch besagt dies nichts über den Inhalt ihres Ansatzes. Das von Roswitha Scholz entwickelte „Abspaltungstheorem“ ist inhaltlich wesentlich von der fundamentalen Wertkritik inspiriert. „Der Wert ist der Mann“ bemüht sich zweifellos im Kern um eine Kritik des Geschlechterverhältnisses, doch gelingt es ihr nicht, wegen der Orientierung an fundamental wertkritischen Vorgaben, eine wirkliche „Anklage“ des „männlichen Prinzips“ vorzutragen. Ich sage dies bewußt als Mann, der sich seit vielen Jahren teils durch den Feminismus „getrieben“, teils aus „freien Stücken“ mit dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern theoretisch beschäftigt hat. Das „Abspaltungstheorem“ geht am Kern der Sache vorbei, gerade weil es das „männliche Prinzip“ nicht umfassend, d.h. unter Einschluß spezifisch männlicher Sinnlichkeit und Erotik thematisieren kann. Mit dem aufgezeigten Dualismus zwischen „entsinnlichtem Mann“ und „entgeistigten Sinnlichkeitsleistungen der Frau“<sup>2</sup> gerät das „männliche

Prinzip“ der Verfügbarkeit von Frauen für Männer und dessen aggressive Durchsetzung völlig aus dem Blickfeld. Viel weniger noch kann auf Basis des Abspaltungstheorems der wertförmige Wandel, dem dieses Prinzip anheimfällt, Gegenstand der Kritik werden.

Der folgende Artikel ist die vorerst letzte Auseinandersetzung meinerseits mit der fundamentalen Wertkritik. Auf den Artikel von Roswitha Scholz werde ich mich dabei nur insofern beziehen, als ihr Ansatz in dem der fundamentalen Wertkritik aufgeht. Da er nicht vollständig darin aufgeht, kann ich ihm also auch nicht vollständig gerecht werden. Meine Kritik wird sich in erster Linie an den Beiträgen der „Männergruppe KRISIS“ reiben. Während ich mich im ersten Abschnitt hauptsächlich mit dem Zusammenhang des „Abspaltungstheorems“ mit der Kritik an der „Ontologie der Arbeit“ beschäftige, wobei letzterer mein Hauptaugenmerk gilt, werde ich mich im zweiten Abschnitt mehr den Inhalten des Abspaltungstheorems selbst zuwenden und ansatzweise einen alternativen Zugang zur Kritik des heutigen Geschlechterverhältnisses ausformulieren. Dabei geht es mir um die **wertrationale Form von Sinnlichkeit**, den **warenförmigen Sexismus**, in dem sich die Herrschaft des „männlichen Prinzips“ kapitalistisch fortsetzt.

### I. Abspaltungstheorem und Kritik der Arbeitsontologie

*„Das Abspaltungstheorem besagt im Kern, daß die Warenform als solche eine geschlechtliche Besetzung und Voraussetzung aufweist: alles, was an sinnlicher Welt des Menschen in dieser Form nicht aufgehen kann, wird als weiblicher Lebenszusammenhang von der Form und den Prozessen abstrakter Ökonomisierung der Welt ‚abgespalten‘, wodurch sich die Warenform gleichzeitig als männlich besetzt erweist. Die Abspaltung eines weiblichen Lebenszusammenhangs, der für die wertförmig nicht erfassbare Seite des menschlichen Lebens ‚zuständig‘ ist, wird so zur ‚Bedingung der Möglichkeit‘ für die Entfesselung der Warenform – und die von*

<sup>1</sup> vergl. dazu Roswitha Scholz „Der Wert ist der Mann“ in KRISIS Nr.12, S. 20, 21 (Fußnote 3)

<sup>2</sup> vergl. dazu Robert Kurz „Geschlechterfetischismus“ in KRISIS Nr.12, S. 150

der kapitalistischen Produktivkraftentwicklung blind erzeugte Möglichkeit einer weiblichen Rollendistanz somit zum Krisenmoment der Warenform als solcher.“<sup>3</sup>

Diese knappe Zusammenfassung des von Roswitha Scholz in derselben KRISIS ausführlicher begründeten theoretischen Ansatzes liefert Robert Kurz. Ihm zufolge verkörpert diese Abspaltung „das ‚andere‘ oder die Rückseite der Warengesellschaft“ Dem angeblich existierenden „weiblichen Lebenszusammenhang“ in der bürgerlichen Welt wird das „Nicht-Warenförmige“ zugewiesen. Um den Frauen zu signalisieren, wie sehr den KRISIS-Redakteuren das Geschlechterverhältnis am Herzen liegt, stellt Kurz das Abspaltungstheorem gleichgewichtig neben die fundamentale Wertkritik.

„Da der Charakter der Abspaltung für diese Bereiche (gemeint sind Haushalt, Kinder Zuwendung, Erotik Liebe, R.S.) kein bloßes Ableitungsverhältnis zur Warenform zuläßt ... , muß der Begriff der Abspaltung denselben theoretischen Rang wie der Begriff der Warenform als solcher beanspruchen, deren absolute Allgemeinheit er dementiert.“<sup>4</sup>

Hat man in Nürnberg schon längst die Hierarchien der Wirklichkeit hinweg-„abstraktifiziert“ so wendet man sich nun auch folgerichtig gegen das „begrifflich Hierarchisierende“, dessen männlichen Charakter Kurz messerscharf diagnostiziert. So ganz trauen die fundamentalen Wertkritiker dieser „Enthierarchisierung“ aber nicht, sonst hätten sie den Untertitel der neuen KRISIS schwerlich „Beiträge zur Kritik der Warengesellschaft“ nennen können. Konsequenterweise müßte er etwa so heißen: „Beiträge zu Kritik der Warengesellschaft“ und „ihrer anderen Seite“; oder ...und ihres „Hinterhofes“; oder ... und Ihrer „nicht-warenformigen Rückseite“. Worte dazu liefern sie genug.

In allgemeiner Form hat Kurz bereits in seinem Artikel „Die verlorene Ehre der Arbeit“ die Grundlagen für diese Abspaltungstheorie gelegt. Hier handelt es sich lediglich noch um eine spezielle Wendung, Zuspitzung dieser Theorie. Wie kann es also in der bürgerlichen Gesellschaft zu dieser ominösen Abspaltung und Zuweisung des „Nicht-Warenförmigen“ kommen?

Das Geheimnis liegt in der von Kurz unterstellten „Identität des Arbeitsbegriffs überhaupt

mit der abstrakten Arbeit der Warenform“<sup>5</sup> Danach schließt die Realkategorie der „Arbeit“ immer bereits „Nichtarbeit“, „jenseitige Sphären oder Bereiche der Gesellschaft“ ein, die vom Arbeitsprozeß getrennt sind.

„ ‚Arbeit‘ jedoch, die von ‚Freizeit‘, ‚Politik‘, ‚Kunst und Kultur‘ usw. als solche getrennt erscheint, ist immer schon abstrakte Arbeit.“<sup>6</sup>

Wer hätte das gedacht!/? Der Tauschwert oder die Wertform des Arbeitsprodukts resultiert also nicht aus gesellschaftlicher Arbeitsteilung und den unabhängig voneinander verausgabten Privatarbeiten, deren gesellschaftlicher Charakter sich erst über den Austauschakt, im nachhinein, Geltung verschafft, er ist vielmehr Ausfluß einer Trennung von Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Abspaltung des „weiblichen Lebenszusammenhangs“ entsprechen hier die von Arbeit getrennten Sphären wie Freizeit, Politik, Kultur etc. Auch der angeblich vorhandene „weibliche Lebenszusammenhang“ soll eine Sphäre der „Nicht-Arbeit“ sein.

Außer dem Klang des Wortes und seinen Buchstaben hat der wertfundamentale Begriff von Arbeit bzw. abstrakter Arbeit nun nichts, aber auch gar nichts mehr mit Kritik der Politischen Ökonomie zu tun, auf die sich die Nürnberger Männer, einschließlich „Frau“ Johann von Strathmann, so gerne berufen. Um der wertfundamentalen Begründung des Abspaltungstheorems folgen und es kritisch darstellen zu können, ist eine Auseinandersetzung mit diesem neuen Arbeitsbegriff nötig. Ich werde mich also zunächst diesem Arbeitsbegriff zuwenden, bzw. seiner Entwicklung, sofern man davon überhaupt sprechen kann.

## 1. Eine grandiose Entdeckung – der „unmittelbare Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur“

In dem Artikel „Die verlorene Ehre der Arbeit“ beginnt Kurz seine Kritik der Arbeitsontologie mit einer wegweisenden „Klärung“. Er „klärt“ zunächst, daß es sich bei Arbeit nicht „um menschliche Tätigkeit schlechthin oder um den ‚Stoffwechselprozeß‘ mit der Natur handelt“<sup>7</sup> Was er damit geklärt hat, wird wohl auf immer sein Geheimnis bleiben, denn es gibt niemanden der seine Sinne noch beieinander hat, der Arbeit mit „menschlicher Tätigkeit schlechthin“ gleichsetzen würde.

<sup>5</sup> Robert Kurz „Die verlorene Ehre der Arbeit“, KRISIS Nr. 10, S. 17

<sup>6</sup> ebenda S. 17

<sup>7</sup> ebenda S. 16

<sup>3</sup> Robert Kurz „Geschlechterfetischismus“, KRISIS Nr. 12, S. 123/124

<sup>4</sup> ebenda S. 124

Ernst Lohoff treibt diese „Klärung“ in seinem Artikel „*Sexus und Arbeit*“ etwas weiter. Er will die „*Arbeit*“ als analytische Kategorie verwenden, die uns die Spezifika der bürgerlichen Form erschließt“<sup>8</sup> Um diese analytische Kategorie vom untauglichen alltäglichen Sprachgebrauch abzugrenzen, schreibt er folgendes:

*„Menschliches Tun ist in einem strengeren Sinne nicht allein dann schon ‚Arbeit‘, wenn es anstrengend, unerfreulich und gleichzeitig notwendig ist, es muß auch in einem besonderen Konnex zur gesellschaftlichen Vermittlungsform stehen. ... Solange das Menschengeschlecht existiert, sind Menschen immer in irgendeiner Weise tätig, um ihre Reproduktion und ihren Lebenszusammenhang herzustellen. Indem die Liebhaber der Arbeit diese Banalität groß herausstellen, verwischen sie aber unter der Hand den Unterschied zwischen Tätigkeit und ihrer spezifischen Form als Arbeit, die der menschliche Stoffwechsel mit der Natur in der bürgerlichen Gesellschaft angenommen hat.“<sup>9</sup>*

Hatte Kurz das Aha-Erlebnis, daß Arbeit keinesfalls menschliche Tätigkeit schlechthin sei, so fügt Lohoff hinzu, daß man auch von der Anstrengung und Unerfreulichkeit einer menschlichen Tätigkeit nicht auf Arbeit schließen könne. Die Tätigkeit müsse vielmehr in einem „*Konnex zur gesellschaftlichen Vermittlungsform stehen*“. Wie bei Kurz auch gipfelt das Ganze in der „*Identität des Arbeitsbegriffs überhaupt mit der abstrakten Arbeit der Warenform*“. **Es geht also nicht mehr um Analyse und Kritik der spezifischen gesellschaftlichen Form der Arbeit, sondern um Kritik der Arbeit als spezifischer Form von Tätigkeit.** Danach kann von Arbeit nur die Rede sein, wenn es eine „*abgegrenzte gesellschaftliche Sphäre der Arbeit*“<sup>10</sup> gibt. Existiert diese Sphäre, dann aber ist Arbeit sogleich „abstrakt“. Um der Ontologisierung von Arbeit entgegenzutreten, wird jede Ontologie des **gesellschaftlichen** Seins der Menschheit de facto negiert. **Ontologisch sei nur „die menschliche Naturbeziehung“**.<sup>11</sup> Mit Erfolg hat Lohoff damit die Geschichte der Menschheit wieder eingeordnet in die Entwicklung der Welt der Tiere. Was uns mit diesen verbindet ist nämlich die Naturbeziehung und das Tätig-Werden. Erst mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft tritt so die

Menschheit aus dem Tierreich heraus, erfährt die „*ontologische Naturbeziehung*“ einen qualitativen Formwandel, indem eine „*abgegrenzte Sphäre der Arbeit*“ entsteht. Den Frauen, der größeren Hälfte der Gattung, bleibt das selbst hier verbaut. Sie werden auf den „*Hinterhof*“ verbannt. Sie bekommen einen „*weiblichen Lebenszusammenhang*“ zugeschrieben, in dem sie zwar tätig sind, aber keineswegs arbeiten.

Unwiderruflich geklärt ist somit natürlich, daß in vorkapitalistischen Gesellschaften „*überhaupt*“ von Arbeit „*als solcher*“ nicht die Rede sein kann.

*„Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto mehr ist der unmittelbare Stoffwechsel mit der Natur eingebunden in magische Vorstellungen und durchsetzt von Rücksichtnahme auf die verwandtschaftliche Ordnung, und desto weniger läßt sich aus diesem Gesamtzusammenhang ein besonderes Phänomen namens Arbeit herausdestillieren.“<sup>12</sup>*

Bereits in dem besagten Artikel aus der KRISIS Nr.10 schrieb Kurz zu der gleichen Frage:

*„In der vorkapitalistisch ‚noch‘ vorhandenen totalen Einheit des Lebenspraxis ist die ‚Arbeit‘ bloß deswegen noch nicht abstrakt als getrennte Sphäre, weil sie als weitgehend unmittelbarer Stoffwechselprozeß mit der Natur praktisch den gesamten aktiven Lebensraum ausfüllt und die kulturellen, ‚politischen‘ etc. Momente bloße Wurmfortsätze des allumfassenden unmittelbaren Reproduktionsprozesses sind, ...“<sup>13</sup>*

Die von Lohoff verlangte „*Trennschärfe*“ der Begriffe<sup>14</sup> gipfelt gar in dem vorkapitalistischen „*Lebensbrei*“, den er ein ums andere mal betont. Das ganze ähnelt aber doch wohl mehr einer Grotteske der Nürnberger „*Begriffssprache*“, die besonders in dem immer wieder bemühten „*unmittelbaren Stoffwechsel*“ zwischen Mensch und der ihm äußeren Natur ihren Ausdruck findet. Fangen wir also bei der Analyse dieser begrifflichen „*Klärungen*“ mit dem Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur an.

Der aus der Naturwissenschaft stammende Begriff des Stoffwechsels meint „*die Gesamtheit der chemischen Umsetzungen im Körper der Lebewesen: die Aufnahme des Sauerstoffs der Luft durch Atmung, die Verarbeitung, Verdauung und Aufsaugung der Nahrungsstoffe, die*

<sup>8</sup> Ernst Lohoff „Sexus und Arbeit“, KRISIS Nr. 12, S. 76

<sup>9</sup> ebenda S. 76

<sup>10</sup> Lohoff ebenda S. 65

<sup>11</sup> Lohoff ebenda S. 76

<sup>12</sup> Lohoff ebenda S. 57

<sup>13</sup> Kurz a.a.O., S. 17/18

<sup>14</sup> vergl. dazu seine Fußnote auf den Seiten 57, 58 in KRISIS Nr. 12

*chemische Umsetzung in den Zellen und die Ausscheidung der Schlackenstoffe ...*<sup>15</sup> Sprechen wir vom Stoffwechsel zwischen den Menschen und der sie umgebenden Natur, so beziehen wir uns auf die Tatsache, daß die Menschheit ihr eigenes Leben materiell nur reproduzieren kann, indem sie sich Naturstoff aneignet und konsumiert. Während dieser Konsumtion erfährt der Naturstoff einen Formwandel, verschwindet aber nicht. Er kehrt sozusagen immer wieder an seinen Ausgangspunkt zurück. Dies fängt beim Essen an und endet beim Auto oder Computer. Nach dem Verzehr werden die in ihrer Form veränderten Stoffe wieder „ausgeschieden“, sei es auf dem Klo oder auf der Müllkippe. Naturstoff wird zum Gebrauchswert und der Gebrauchswert wieder zum Naturstoff. **Dieser Stoffwechsel zwischen Mensch und der ihm äußeren Natur bedarf indes der vermittelnden gesellschaftlichen Tätigkeit, ohne die der Naturstoff nicht angeeignet, also auch nicht konsumiert werden kann. Der unmittelbare Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur würde bedeuten, daß uns „die gebratenen Tauben ins Maul fliegen“. Der Begriff des unmittelbaren Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur ist (wert-)fundamentaler Nonsens.**

Wie bereits erwähnt unterscheidet weder die Notwendigkeit dieses Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur noch die Notwendigkeit der diesen Stoffwechsel vermittelnden Tätigkeit den Menschen vom Tier. **Die Frage also tut sich auf, was denn die Menschheit aus dem Tierreich heraushebt und worin zugleich der materiale Zusammenhang der Geschichte der Menschheit also auch der gesellschaftlichen Entwicklung besteht?**

In Nürnberg hält man sich dabei nicht lange auf, und wie noch zu zeigen sein wird, macht Kurz damit kurzen Prozeß. Man sieht auch keinen Widerspruch zwischen dem unmittelbaren Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur und der Notwendigkeit der vermittelnden Tätigkeit, weil unter Anstrengung äußerster „begrifflicher Trennschärfe“ die Tätigkeit selbst bereits der Stoffwechsel ist.

Nachdem geklärt ist, was der Begriff des Stoffwechsels besagt, kann ich mich nun den Besonderheiten jener menschlichen Tätigkeiten zuwenden, die diesen Stoffwechsel vermitteln. Für Lohoff beginnt das „Zweckhafte“ dieser Tätigkeiten erst, „wenn der alte Lebensbrei den

*tradierten Naturbezug hinter sich läßt.*“<sup>16</sup> Das Eintauchen ins Mystische und die Rücksichtnahme auf Onkels und Tanten haben zuvor keine zweckbestimmte Tätigkeit zur materiellen Reproduktion zugelassen. Die „feinen“ Unterschiede etwa zwischen Jägern und Sammlern in der Frühzeit der menschlichen Geschichte und den Handwerkern zwischen der Zeit der Renaissance und der beginnenden industriellen Revolution, können dabei vernachlässigt werden. Die wertfundamentale Trennschärfe schmeißt kurzerhand alles in einen Topf auf dem in dicken Lettern ein ums andere Mal gepinselt ist: „Lebensbrei“ und „unmittelbarer Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur“.

Das ganze allgemeine Gerede über die „Arbeit als solche“ über „Ontologie der Arbeit“ ist konzipiert als Abrechnung mit dem Marxismus und nun auch dem Feminismus. Von einer Diskussion des von Marx entwickelten Arbeitsbegriffs kann jedoch nicht die Rede sein. Um aber die *differentia specifica* zwischen den Tätigkeiten von Mensch und Tier bei ihrem Stoffwechsel mit der Natur herauszuarbeiten, ist der Arbeitsbegriff selbst ganz unverzichtbar.

Wodurch unterscheiden sich also die ersten „tierartig instinktmäßigen Formen der Arbeit“ (Marx) von der spezifisch menschlichen Arbeit?

*„Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen den menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das bei Beginn derselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht, daß er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt, er verwirklicht im natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß.“*<sup>17</sup>

Harry Braverman faßt dies dahin zusammen, daß er sagt:

*„So ist also die Arbeit als zweckmäßige, vom Verstand gelenkte Handlung das spezielle Produkt der Menschheit. Aber die Menschheit ist*

<sup>15</sup> NEUES GROSSES VOLKSLEXIKON, Fackelverlag Stuttgart 1979, Bd. 9, S. 305

<sup>16</sup> Lohoff in KRISIS Nr. 12 S. 70

<sup>17</sup> MEW Bd.23 S. 192 ff

ihrerseits selbst wieder das spezielle Ergebnis dieser Form der Arbeit.“<sup>18</sup>

Form der Arbeit meint hier natürlich im Gegensatz zu den Nürnbergern noch nicht eine spezifische ökonomisch-soziale Form der Arbeit, sondern Arbeit als spezifisch menschliche Tätigkeit im Unterschied zu den instinktmäßigen Formen tierischer „Arbeit“. In ihrer gesellschaftlichen Vermittlung (Kommunikation, Erziehung usw.) eröffnen diese zweckbestimmten Tätigkeiten, die aus Naturstoff Gebrauchswerte für die Menschen machen, sogleich eine Entwicklung, die auf dem jeweils Vorgefundenen von Generation zu Generation aufbaut. Mit der Praxis entwickelt sich die lenkende Vorstellung, die ihrerseits die Praxis verändert. Die spezielle Art gesellschaftlich vermittelten Lernens und die Fähigkeit in der Vorstellung Neues zu kreieren und praktisch zu probieren, die wiederum wesentlich bestimmt ist durch physiologische Besonderheiten des menschlichen Gehirns und der menschlichen Hand, erzeugt einen Entwicklungsprozeß gesellschaftlicher Arbeit, der die Menschheit mehr und mehr aus dem Tierreich heraushebt. Die den Stoffwechsel mit der natürlichen Umgebung vermittelnden Tätigkeiten der verschiedenen Tierarten bleiben wesentlich immer die gleichen, überliefert durch Vererbung, den genetischen Code. Die in der Gemeinschaft vermittelten und übermittelten „Kenntnisse“ und Fertigkeiten, bleiben dem untergeordnet. Eine aus der genetischen Evolution heraustretende kulturelle Evolution ist damit ausgeschlossen. Ganz anders bei den Menschen, hier wird die auf der Entwicklung der Arbeit beruhende kulturelle Evolution zu einem mehr und mehr dominierende Faktor. Und diese Entwicklung setzt keineswegs erst mit der bürgerlichen Gesellschaft ein, wenn sie auch erst hier excessiv bis an den Rand der Selbstvernichtung getrieben wird. Der Sprung von der Kultur der steinzeitlichen Jäger und Sammlerinnen bis zu der der griechischen und römischen Antike und von dort bis zum Beginn der Neuzeit zwischen Renaissance und industrieller Revolution, ist enorm, auch wenn er uns heute klein und langwierig erscheint im Vergleich zu der überstürzten Entwicklung in den letzten anderthalb Jahrhunderten. Soweit es einen erkennbaren materialen Zusammenhang der Entwicklung und Abfolge dieser unterschiedlichen Kulturen gibt, besteht er in der unterschiedlichen Art Weise, wie die Menschheit ihren Stoffwechsel mit der Natur bewältigte. Es ist nur folgerichtig, daß der Nürnberger

Kritik der Arbeit, der vorbürgerliche „Lebensbrei“ auf dem Fuße folgt.

## 2. Zur Entwicklung des Arbeitsbegriffs und seiner Aussagefähigkeit

*„Als Bildnerin von Gebrauchswerten, als nützliche Arbeit, ist die Arbeit daher eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln.“<sup>19</sup>*

So der „Arbeitsontologe“ Marx. Man kann nun mit viel für und wieder über die „ewige Naturnotwendigkeit“ streiten. (Ich komme darauf später zurück.) Eins hingegen sollte eine Selbstverständlichkeit bleiben, nämlich daß es einen „unmittelbaren Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur“ nicht gegeben hat und niemals geben wird. Es bedarf der vermittelnden Tätigkeit der Menschen, weil ihnen nun einmal die gebratenen Tauben außer im „Lebensbrei“ des Nürnberger Schlaraffenlandes nirgendwo in den Hals fliegen. Diese vermittelnden Tätigkeiten in Gänze erst erlauben die Aneignung des Naturstoffs und damit einen Stoffwechsel zwischen Mensch und der ihm **äußeren** Natur. Die Besonderheit dieser Tätigkeiten gegenüber anderen Lebensäußerungen der Menschen und die Unterschiede zu den „instinktmäßigen Formen der Arbeit“ der Tiere werden eben zutreffend mit dem Begriff „Arbeit“ zum Ausdruck gebracht.

Wir verdanken den allgemeinen Arbeitsbegriff als einen gesellschaftstheoretischen und kritischen Begriff vor allem der klassischen Politischen Ökonomie. Besonders nach Smiths Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit wurde er zu einem Kampfbegriff gegen feudale Verhältnisse.

*„Arbeit‘ in Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe, Industrie und Warendistribution ist der entscheidende Grundbegriff der Politischen Ökonomie“<sup>20</sup>.*

Bei Smith jedoch bleibt die Arbeit noch verwiesen auf den anthropologisch verankerten „Hang zu Tausch“, der den Menschen von Natur aus mitgegeben sei. Erst Ricardo versucht die Politische Ökonomie „rein“ darzustellen. Erst bei ihm begründet die Arbeit „sans phrase“

<sup>18</sup> Harry Braverman „Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß“, Campus Verlag Frankfurt/New York 1976, S. 48

<sup>19</sup> MEW Bd. 23 S. 57

<sup>20</sup> Sozialphilosophie der industriellen Arbeit, LEVIATHAN Sonderheft 11/90, S. 23

allen Wert und steht im Zentrum von Wertbildung und -verteilung. Unverkennbar sind die sozialen Implikationen von Ricardos Werttheorie, wenn es an die Verteilung in den Einkommensformen von Rente, Profit und Lohn geht. Was diese Politische Ökonomie kritisiert, sind wesentlich die vorbürgerlichen Verhältnisse. Wie Habermas richtig hervorhebt, handelt es sich aber nicht um eine ökonomische Spezialdisziplin im heutigen Sinne, sondern um Gesellschaftstheorie in einem umfassenderen Sinne.<sup>21</sup>

Der allgemeine Arbeitsbegriff der klassischen politischen Ökonomie ermöglichte jedoch keine differenzierende Formanalyse gesellschaftlicher Reproduktion, eben weil er nicht zum Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit vorstößt. Während dieser Arbeitsbegriff alle historischen Unterschiede verwischt, und die Ökonomen „in allen Gesellschaftsformen die bürgerlichen sehen“ (Marx), liefert für Marx die bürgerliche Ökonomie den Schlüssel auch zum Verständnis der vorhergehenden Formationen.

*„Die bürgerliche Gesellschaft ist die entwickeltste und mannigfaltigste Organisation der Produktion, die Kategorien, die ihre Verhältnisse ausdrücken, das Verständnis ihrer Gliederung, gewähren daher zugleich Einsicht in die Gliederung und die Produktionsverhältnisse aller der untergegangenen Gesellschaftsformen, mit deren Trümmern und Elementen sie sich aufgebaut, ... haben. ... Die bürgerliche Ökonomie liefert so den Schlüssel zur antiken etc. Keineswegs aber in der Art der Ökonomen, die alle historischen Unterschiede verwischen und in allen Gesellschaftsformen die bürgerlichen sehen.“<sup>22</sup>*

Ich zitiere diese Sätze aus der Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie von Marx deshalb, weil die Nürnberger unter dem Anspruch angetreten sind, die Kritik der Politischen Ökonomie weiterzuführen, fortzuentwickeln usw., ihre Kritik an der Ontologie der Arbeit aber nunmehr unwiderruflich deutlich macht, daß sie sich von deren Inhalten (Kapitalkritik) verabschiedet haben, weil sie deren Methodik entweder nie begriffen oder aber bewußt verworfen haben. Wenn letzteres der Fall ist, so zeugt es von intellektueller Unredlichkeit, dies nicht deutlich zu machen.

Die von Marx entwickelte Kapitalkritik, der Gang seiner Forschung, sowie die diversen Entwürfe einer angemessenen Darstellung des Gegenstands seiner Kritik, lassen sich kaum

verstehen ohne seine methodischen Vorüberlegungen aus eben dieser Einleitung. Diese Einleitung ist sozusagen das Programm seiner Arbeit bis zum Abschluß jener Manuskripte, die in den GRUNDRISSEN zusammengefaßt sind. Wesentliche Punkte davon behalten jedoch ihre Gültigkeit auch bei den späteren Entwürfen des Kapitals.

Wie noch zu zeigen sein wird, ist der aus Nürnberger Sicht konstatierbare Widerspruch zwischen Marx als Kritiker der Arbeit und als „Arbeitsontologe“<sup>23</sup>, wesentlich ein Widerspruch, der sich aus dem zu behandelnden Gegenstand selbst ergibt. Die Marxsche Einleitung kann hier auch deshalb besonders gut als Einstieg in die methodische Problematik dienen, weil er gerade an der Kategorie der Arbeit beispielhaft aufzeigt, inwiefern uns die Kategorien der bürgerlichen Gesellschaft zugleich Einblick in vorhergehende Gesellschaftsformationen erlauben. Wenn Lohoff in einer Fußnote triumphierend darauf verweist:

*„Die für die Arbeitsontologen wenig erfreuliche etymologische Lage verweist auf eine für sie ebenso unpassende Wirklichkeit“<sup>24</sup>*

so macht er damit nur deutlich, daß er den historisch-materialistischen Ansatz der Kritik der politischen Ökonomie nicht verstanden hat. Weil die Menschen der Steinzeit oder der Antike das moderne Wort der Arbeit nicht kannten, deshalb sei es falsch diesen Begriff zur Beschreibung der vergangenen sozialen Wirklichkeit zu benutzen. Jenseits von Gut und Böse merkt er nicht, wie der Stein den er erhoben hat auf seine eigenen Füße fällt. Ich bin auf die etymologischen Untersuchungen gespannt, die den Begriff des „unmittelbaren Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur“ etwa in der Antike nachweisen. Es ist hier wie überall, den Nürnbergern geht es um die „Begrifflichkeit als solche“ keineswegs um Begriffsanstrengung, die auf das Begreifen eines vorgegebenen Stoffs aus ist. Sie sind vor allem dann zufrieden, wenn sie einen Begriff gefunden haben, mit dessen Hilfe sie sich scheinbar von aller bisherigen Begrifflichkeit absetzen können. Dafür ist es mehr als gerechtfertigt, jedem Sachverhalt, die Gewalt anzutun, die man für notwendig hält.

Wenn die in vorbürgerlichen Verhältnissen lebenden Menschen das moderne Wort der Arbeit noch nicht kannten, so besagt dies nur, daß sie sich der **Besonderheiten** ihrer Gesellschaftlichkeit, der Besonderheit ihres Stoffwechsels mit der Natur noch nicht völlig bewußt

<sup>21</sup> vergl. dazu Jürgen Habermas „Theorie des kommunikativen Handelns“ Erster Band, Edition Suhrkamp Frankfurt 1981, S.19

<sup>22</sup> GRUNDRISSE S. 25, 26

<sup>23</sup> vergl. dazu Kurz in KRISIS Nr. 10, S. 16

<sup>24</sup> Lohoff in KRISIS Nr. 12 S.67

waren und werden konnten. Sie konnten sich dieser Besonderheiten nicht bewußt werden, weil die Arbeit selbst, als dies Besondere noch nicht genügend entwickelt war. Die Produktivität ihrer Arbeit stand noch im Schatten der Produktivität der Natur.

Diejenigen Völker, die wir heute Naturvölker nennen, waren sich immer der Tatsache bewußt, daß „Mutter Erde“ ihnen den Stoff für diese Gebrauchswerte, ja die Gebrauchswerte selbst lieferte. Ihre Verehrung für dieses „Geschenk“ fand seinen Ausdruck in den „Naturreligionen“. Die monotheistischen Religionen des Christentums und des Islams setzten den lieben Gott und Allah an die Stelle der Natur. Nun verdankte die Menschheit ihre materielle Reproduktion dem segensreichen Wirken eines allmächtigen Gottes, der allerdings strafend den Menschen Mühsal auferlegte bevor sie genießen durften.

Böse und verdorben, wie die Menschen nun einmal waren, hatten sie sich die Erbsünde aufgebürdet, die sie nicht mehr loswurden, seit der Vertreibung aus dem Paradies. Erst durch die Mühsal des Broterwerbs konnten die Menschen sich Gottes Segnungen würdig erweisen. Besonders die puritanische Form der Reformation läßt jedoch bereits den Arbeitsbegriff der klassischen Politischen Ökonomie erahnen. Sie bleibt aber befangen in der Ansicht, die Arbeit sei nicht etwa entscheidende Quelle des materiellen gesellschaftlichen Reichtums, sie bewirke vielmehr das Wohlwollen Gottes, aus dessen Hand wir dadurch würdig werden zu empfangen.

Die klassische Politische Ökonomie entthronte die überlieferten Gottheiten, um an ihre Stelle den **Gott der Arbeit** zu setzen. Sie war nun die alleinige Quelle allen gesellschaftlichen Reichtums. Dieser Reichtum selbst hatte bereits wesentlich die Wertform angenommen und wurde von den Ökonomen vor allem in seiner Wertegenschaft wahrgenommen, die sie wiederum auf Arbeit zurückführten.<sup>25</sup> In den Grundbegriffen Wert und Arbeit findet die heraufziehende kapitalistische Gesellschaft ihren angemessenen Ausdruck. Die Begriffe selbst waren revolutionär, besaßen gesellschaftsverändernde Sprengkraft in einem noch überwiegend feudalen Umfeld.

Die durch Marx entwickelte Kritik dieser klassischen Politischen Ökonomie knüpft kritisch an deren Arbeits- und Wertbegriff an und überwindet beide durch die Aufdeckung des Doppelcharakters der Ware und der in den

Waren dargestellten Arbeit. Marx kommt so zum Verständnis und zur radikalen Kritik des Kapitals selbst, kaum daß es noch richtig entwickelt ist. **In den Entwürfen der Marxschen Kritik kündigt sich bereits die Erkenntnis eines folgenschweren Irrtums an. Das mit Hilfe des Arbeitsbegriffs mögliche Verständnis der Besonderheiten des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, die damit mögliche Erkenntnis der wesentlichen Bewandnis menschlicher Gesellschaft, die Begründung einer Wissenschaft von der spezifisch menschlichen Gesellschaft, wird erkauf mit einer selbstzerstörerischen Illusion: die Reproduktion menschlichen Lebens beruhe nur auf Arbeit, die Natur sei nicht wesentlich selbst produktiv, sondern nur passiver, gedankenlos vorausgesetzter Gegenstand menschlicher Produktivität.** Man nehme sich, was man braucht, und werfe fort, was man nicht mehr braucht. Die Überwindung des religiösen Mythos der Göttlichkeit der Natur und der Naturhaftigkeit Gottes wird scheinbar rational begründet. Die fortschreitende Erkenntnis des Rationalismus begründet jedoch zugleich einen neuen Mythos, der auf eine scheinbar sich von jedem Naturbezug emanzipierende Gesellschaftlichkeit hinausläuft. Die Entwicklung der Naturwissenschaften kündigt von der „Beherrschbarkeit“ der Natur, indem mehr und mehr Details von Naturgesetzmäßigkeiten erkannt und für die materielle gesellschaftliche Reproduktion genutzt werden. Die so möglichen Eingriffe reflektieren jedoch nicht die ungeheure Komplexität der natürlichen Erzeugung eines Lebensraumes für Menschen auf diesem Planeten. Die modernen Naturwissenschaften selbst sind borniert. Diese Borniertheit setzt sich fort in den Gesellschaftswissenschaften, mehr noch, sie zeigt an, daß die Naturwissenschaften nichts mit absoluter Erkenntnis zu tun haben, sondern selbst gesellschaftliche Wissenschaften sind. Sie sind immer Produkt ihrer Zeit und bewegen sich wesentlich in den Schranken der Vorstellungswelt dieser Zeit.

Quer durch das Marxsche Werk finden wir Hinweise auf den angesprochenen gravierenden Irrtum. Er selbst ist aber nicht Gegenstand seiner Kritik. Gegenstand der Marxschen Kritik ist wesentlich die spezifisch kapitalistische Form des reproduktiven gesellschaftlichen Zusammenhangs und seine Vergänglichkeit.

Der sich auf Marx berufende Marxismus hat in seiner mainstream Argumentation nicht einmal vermocht diesen Gegenstand der Marxschen Kritik (ökonomisch-soziale Form) weiter im Auge zu behalten und zu entwickeln. Als der klassischen Politischen Ökonomie affine „Arbeitsreligion“ konnte er sich jedoch nur entwickeln und praktisch gesellschaftsumwälzende

<sup>25</sup> Die Nürnberger Identifikation des „Arbeitsbegriffs überhaupt mit der abstrakten Arbeit“ führt sie hinter die Ergebnisse der Kritik der Politischen Ökonomie zurück zum Arbeitsbegriff der Klassik der Politischen Ökonomie. Jeder andere Arbeitsbegriff wird kategorisch abgelehnt, die Kategorie selbst erstarrt zu einer bloßen Definition.

Relevanz entfalten in noch kaum kapitalisierten Gesellschaften. Kapitalkritik konnte hier jedoch niemals fundamental werden, gerade weil die Gesellschaft nach Arbeit in bürgerlicher Form verlangte. „Modernisierung“ war angesagt. Die Befangenheit des Marxismus im Arbeits- und Wertbegriff der klassischen Politischen Ökonomie kommt aber vor allem darin zum Ausdruck, daß er die Produktivität der Natur und deren Bedeutung für die materielle Reproduktion der Menschheit genausowenig thematisierte, wie diese. (Es blieb beim kritischen Hinweis von Marx anlässlich der Verabschiedung des Gothaer Programms.) Erst mit der Bewegung gegen die AKWs und dem damit beginnenden gesellschaftlichen Diskurs über Ökologie wurde das – um mit Lohoff zu sprechen – Ontologische des menschlichen Naturbezugs wieder in angemessener Weise thematisiert. So wie die Produktivität menschlichen Naturbezugs und ihre Spezifika erst mit dem Begriff der Arbeit erfaßt werden können, so ihre Destruktivität erst umfassend im Begriff der Ökologie. Der Begriff der Arbeit kann erst hinreichend entwickelt werden, wenn die Produktivität der Arbeit hinreichend entwickelt ist, der Begriff der Ökologie erst, wenn die Destruktivität der Arbeit hinreichend entwickelt ist. Wir mögen dies bedauern, ändern können wir an dieser Entwicklungsgesetzlichkeit menschlichen Erkennens indes nichts. Wenn wir uns der existentiellen Bedeutung nicht irgendwelcher, sondern ganz bestimmter Naturvoraussetzungen menschlicher Gesellschaft bewußt werden, was in Anbetracht des vorliegenden Materials eigentlich nicht allzu schwer fallen dürfte – könnte es gelingen die Gesellschaftswissenschaften wieder ein Stück weiterzutreiben. Und nur so würde eine wesentliche Gesellschaftsveränderung wieder machbar. Gesellschaftsverändernde Sprengkraft kann Theorie nur entfalten, wenn sie es vermag die tatsächlich vor sich gehende Entwicklungsdynamik auf ihren (kritischen) Begriff zu bringen. Sofern ich optimistisch bin und sein kann, bezieht sich das allemal auf bisherige Entwicklungen und auf die Überzeugung, daß auch die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Schoß unbewußt Daseins- und Denkformen ausbrütet, die über ihren besonderen Formzusammenhang hinausweisen. Um diese Dinge auf ihren gesellschaftsverändernden Begriff zu bringen, ist begriffliche Anstrengung notwendig, die den Dingen selbst auf den Grund geht. Damit jedenfalls, daß wir hinter alle erreichten Erkenntnis-schritte zurückfallen, mit den blödsinnigen Sprüchen von Tätigkeiten und „unmittelbarem Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur“ macht sich jede radikale Gesellschaftskritik allenfalls lächerlich. Irgendeine Handlungsper-

spektive, es sei denn eine unsinnige, wird damit ausgeschlossen.

Dieser kurze Problemaufriß soll deutlich machen, wie sehr Naturanschauung, Naturerkenntnis und gesellschaftliche Form bzw. gesellschaftliches Denken auf einander verwiesen sind. Der Kapitalform entspricht nicht nur ein Denken, das auf die fetischistischen Formen des Werts fixiert bleibt, in denen sich eine historisch spezifische Organisation der gesellschaftlichen Arbeit ausdrückt, ihr entspricht gleichermaßen ein naturwissenschaftliches Denken, das sich in den Grenzen eines Arbeitsbegriffs bewegt, wie ihn die klassische Politische Ökonomie formulierte. Nur durch die Kritik dieses Arbeitsbegriffs kommen wir zur Kritik der kapitalistischen Form gesellschaftlicher Reproduktion, nur durch Kritik dieses Arbeitsbegriffs können wir die Borniertheit der modernen Naturwissenschaften kritisch überwinden.

### 3. Exkurs über Wissenschaft als erste Produktivkraft

Lohoff läßt die LeserInnen also mit der Ontologie der Naturbeziehung allein und verweist uns damit auf unser tierisches Dasein. Kurz macht alle wieder zu Menschen:

*„Mit der Menschwerdung selbst, deren Ursprünge nach wie vor völlig im Dunkeln liegen, ist Subjektivität gesetzt, d.h. Entkoppelung vom Instinkt der Tiere. Aber der wahre Inhalt dieser Subjektivität im ‚Stoffwechselprozeß mit der Natur‘ ist nicht ‚Arbeit‘, sondern reflexives Denken. Nur solange die fetischistischen Entwicklungsstufen nicht überwunden sind, in denen sich die gesellschaftliche Form des Stoffwechselprozesses mit der ersten Natur als bewußtlose ‚zweite Natur‘ geltend macht, erscheint die vom reflexiven Denken bestimmte Praxis als ‚Arbeit‘“<sup>26</sup>*

Endlich, könnte man meinen, fällt jetzt ein erster Lichtstrahl auf das völlige Dunkel der Menschwerdung. Möglich wurde diese bahnbrechende Erkenntnis erst durch die Entwicklung des Kapitalismus:

*„Der Kapitalismus aber hat die Wissenschaft, ... , in den Rang der ersten Praxis und damit der ersten Produktivkraft gesetzt.“*

woraus der überlegene Kopf der fundamentalen Wertkritik, ohne lange zu fackeln, schlußfolgert:

<sup>26</sup> Kurz in KRISIS Nr. 10, S. 13

*„Der Mensch ist die erste Produktivkraft, aber eben nicht als Arbeiter, sondern als Wissenschaftler, d.h. als Denker.“<sup>27</sup>*

Die Linke sitzt also sozusagen dem Irrtum der Arbeit auf, und zwar noch viel fundamentaler, als dies die Klassiker der Politischen Ökonomie taten. Freudig möchte man wieder mit Descartes ausrufen: „Ich denke, also bin ich“ ... nämlich Mensch. Der wahre Inhalt menschlicher Subjektivität resultiert also nicht aus der Besonderheit der Tätigkeiten, die den Stoffwechsel mit der uns umgebenden Natur vermitteln, die nur als Einheit von Denken und Handeln zu verstehen sind, sondern nur im Denken, das, weil es das Handeln leitet, sich einbilden darf, die entscheidend menschliche Lebensäußerung zu sein. Daß dieser „wahre Inhalt“ menschlicher Subjektivität in seiner Entwicklung ganz verwiesen bleibt auf praktische Naturerfahrung (Beobachtung, Arbeit und Experiment) stört den Philosophen als reinen Denker, der immer nur das Denken selbst reflektiert, wenig. Er betont vielmehr, daß dieses Denken „Distanz zum unmittelbaren Stoffwechselprozeß mit der Natur“<sup>28</sup> verlangt. Es ist hier wieder ganz das alte Nürnberger Problem, einer begrifflichen „Trennschärfe“, die immer wenn sie das eine sagt, schon das andere mit meint und dabei einen theoretischen Purzelbaum nach dem nächsten absolviert.

Bevor er uns nämlich die angeblich für die Wissenschaft notwendige „Distanz zum unmittelbaren Stoffwechsel mit der Natur“ unterjubeln wollte, hat er zuvor auf folgendes verwiesen:

*„Die Wissenschaft wurde in der Antike geboren, und nicht aus der Arbeit, sondern aus dem ‚Müßiggang‘, aus der Distanz von der kruden Einheit des Lebensprozesses.“<sup>29</sup>*

Richtig daran ist, daß Menschen die Wissenschaften im alten Griechenland begründeten, die nicht arbeiten mußten. Doch die „Distanz zur kruden Einheit des Lebensprozesses“, ist keineswegs so einfach gleichzusetzen, mit der „Distanz zum unmittelbaren Stoffwechselprozeß mit der Natur“ oder gar mit „Distanz zur Natur“, von der Kurz hier auch sinngleich spricht. Über den Unfug der Unmittelbarkeit dieses Stoffwechselprozesses sehe ich hier mal erneut staunend hinweg, um mich dem Geburtsvorgang der Wissenschaften zuzuwenden:

<sup>27</sup> ebenda S. 14

<sup>28</sup> ebenda S. 18

<sup>29</sup> ebenda

*„Selbstverständlich gingen auch die griechischen Wissenschaftler, ..., von der Erfahrung als Grundlage aus. Erfahrungen sammelt jeder Mensch und jeder tierische Organismus in jedem Moment seines Daseins gleichsam ungewollt. Bewußtes Sammeln von Erfahrung, planmäßiges Beobachten, Belauschen der Natur, ist der nächste Schritt; mit ihm und mit dem Verbinden von Einzelerfahrungen durch Schlüsse beginnt das methodisch gewonnene und systematisch geordnete Wissen und damit die Wissenschaft ...*

*Aber das war noch nicht der Schritt zum Experiment. Damit wir von Experiment sprechen können, ist noch ein Schritt mehr erforderlich. Von Experiment spricht man noch nicht, wenn jemand in die Natur hinausgeht und ihr Geschehen, sei es noch so planmäßig und genau, beobachtet. Ein Experiment muß man ‚veranstalten‘. Man muß bestimmte Vorkehrungen treffen, die ein aktives Eingreifen in den Naturablauf enthalten, indem man bestimmte Bedingungen künstlich herstellt.“<sup>30</sup>*

Bewußt angestellte Beobachtungen und vielmehr noch das Experiment aber sind wieder vermittelnde Tätigkeiten, der Arbeit vergleichbar. Das Experiment bedeutet den mehr oder weniger systematischen Eingriff in natürliche Vorgänge und ähnelt da ganz und gar der Arbeit. Zweck ist aber nicht irgend ein beliebiger Gebrauchswert, sondern die Erkenntnis. Erkenntnis wird produziert. Seit Heisenbergs Ausführungen zur Unschärferelation ist die Problematik dieses Erkennens bekannt.

Vielmehr noch tritt die Nähe der Wissenschaften zum Stoffwechselprozeß mit der Natur hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, was die Wissenschaften heute „in den Rang der ersten Praxis“ hebt. Das hat nämlich ganz und gar nichts mit „Distanz zur Natur“ und „Distanz zum Stoffwechsel mit der Natur“ zu tun, was die Menschheit auch zu ihrem Leidwesen erfahren muß.

Gehen wir vor Ort, in einen großen Chemiebetrieb, ein großes elektrotechnisches Unternehmen oder eine Uni, so werden wir sofort mit einem anderen Wissenschaftsbegriff und einer anderen Praxis konfrontiert, der sofort zusammenfällt mit Begriffen wie Forschung und Entwicklung. Das Denken als erste Praxis erweist sich hier nicht als besonders tragfähige Praxis, kann es doch den Naturstoff nicht die Bohne verändern und gerade deshalb zu keinerlei neuer Erkenntnis führen, gar neue Werkstoff-

<sup>30</sup> Hans Joachim Störig „Kleine Weltgeschichte der Wissenschaft“ Bd. 1, fischer Taschenbuch Frankfurt 1982, S. 98, 99

fe „erdenken“ etc., mag man auch noch so sehr grübeln.

Wissenschaft als erste Praxis geht von der Erfahrung aus und verlangt unbedingt das praktische Experiment, ohne das weder die Grundlagenforschung in der Werkstofftechnologie auskommt, noch die Entwicklung konkreter neuer Produkte im allgemeinen oder Maschinen im besonderen. Da heißt es immer wieder Hand anlegen. Das reine Denken löst sich nur zu oft auf in eine endlose Kette von praktischen Versuchen. Am Anfang steht sicher die gedankliche Hypothese und Anordnung des Experiments und am Ende deren gedankliche Auswertung. Das Denken selbst ist jedoch ganz verwiesen auf das praktische Experiment. Sofern die Wissenschaft zur ersten Praxis geworden ist, etwa in den Labors der chemischen Industrie, ist sie dies eindeutig nicht als reiner Denkprozeß geworden, sondern als experimentelle Wissenschaft.

Wo dieser Wissenschaftsbetrieb nicht selbst das Experiment praktisch organisiert, ist er ganz verwiesen auf die eigentliche Produktion, die ihr sozusagen als Labor dient. Harry Braverman kennzeichnet die Ende letzten Jahrhunderts einsetzende technische Revolution wie folgt:

*„Die wissenschaftlich-technische Revolution kann ... nicht als eine Reihe spezifischer Neuerungen verstanden werden ..., sie muß vielmehr in ihrer Gesamtheit als eine **Produktionsweise** verstanden werden, in welche Wissenschaft und umfassende technische Forschung als Bestandteil ihrer normalen Funktionsweise einbezogen worden sind. Die grundlegende Innovation liegt nicht in der Chemie, Elektronik, automatischen Maschinerie, Luftfahrt, Atomphysik oder irgendeinem der Produkte dieser Wissenschaftstechnologie, sie liegt vielmehr in der Umformung der Wissenschaft selbst in Kapital.“<sup>31</sup>*

Die Ausübung dieser Wissenschaften auch dort, wo sie fast vollständig automatisierte Produktionsabläufe erzeugt hat, bleibt eine den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur vermittelnde Tätigkeit. Insofern – und ich komme damit auf den angeblichen Widerspruch zwischen dem Arbeitsontologen und dem Arbeitskritiker Marx zurück – macht es einen Sinn auch sie unter den Begriff der Arbeit zu subsumieren. Wenn Marx von Verschwinden der Arbeit spricht, so meint er stets die „**unmittelbare Arbeit**“<sup>32</sup>, die den Naturstoff mit Hilfe von Werkzeugen oder einzelnen Maschinen in Gebrauchswerte für den Menschen verwandelt. Diese unmittelbare menschliche Arbeit und Substanz des Wertes verschwindet in dem Ma-

ße, wie komplexe Maschinensysteme diesen Akt der Erzeugung durch Naturstoffumwandlung übernehmen. Der Begriff der Arbeit wird unscharf und problematisch, weil er den qualitativen Unterschied zwischen der „unmittelbaren Arbeit“ und wissenschaftlich gesteuerten Produktionsabläufen von Maschinensystemen verwischt. Die wissenschaftliche Steuerung selbst verlangt wiederum eine Vielzahl sehr banaler, „unwissenschaftlicher“ Tätigkeiten, die auf ihre Verwandtschaft zur Mühsal der unmittelbaren menschlichen Arbeit verweisen. Mehr und mehr kommt es hier auf die Dauer an, die Menschen mit diesen Tätigkeiten verbringen müssen, um deren soziale Qualität zu erfassen. Automation ermöglicht drastische Verkürzungen jener individuell zu verausgabenden Arbeitszeiten, sowie häufigen Wechsel verschiedener Tätigkeiten, so daß der Lebensraum für die Individuen jenseits **dieser** notwendigen Verrichtungen ebenso drastisch ausgeweitet werden kann. Die Fragen einer grundsätzlichen Kritik der Arbeit und ihrer Ontologie sind jedenfalls aus praktischer Sicht nicht so leicht zu beantworten, wie die Nürnberger sich das so denken. Aber wenn das Denken zur ersten Lebenspraxis geworden ist, braucht man sich um solche lästigen Details natürlich nicht zu kümmern.

Kurz geht jedoch noch weiter in seinem Nürnberger „Theoriebrei“. Nicht die verschiedenen Formen der Auseinandersetzung mit der Natur sind ihm, wie gesagt, Garant für Erkenntnis und Produktivität, sondern die „Distanz zur Natur“.

*„Der Müßiggang der alten Herrschenden war aufs ganze gesehen um vieles ‚produktiver‘, als es sämtliche ‚ehrliche Produktionsarbeit‘ der Weltgeschichte zusammengenommen jemals sein konnte.“<sup>33</sup>*

Das heißt ja wohl, aufs Ganze gesehen, die Mehrheit der Menschen verdankte ihre Existenz vor allem nicht der eigenen Plackerei, sondern dem Müßiggang der Wenigen. Dieser Satz bedeutet in der Tat eine grundlegenden Revision jeder sozial-kritischen Geschichtsbetrachtung. Mögen die fundamental wertkritischen Motive auch nur Gutes im Sinn haben, diese Einschätzung teilen sie mit den Apologeten von Sklaverei und Feudalismus. Die ätzende Kritik etwa am prassenden, verschwenderisch-unproduktiven Müßiggang der weltlichen und christlichen Feudalherren, von der Reformation bis zum Aufkommen der klassischen Politischen Ökonomie, wäre danach sozusagen aus heutiger

<sup>31</sup> Braverman a.a.O., S. 131, 132

<sup>32</sup> vergl. GRUNDRISSE S. 592 ff

<sup>33</sup> Kurz in KRISIS Nr. 10 S. 18

Sicht zurückzunehmen. Gaben die Bauern ihren Zehnten ab, so erhielten sie den Neunzigsten in Gestalt von Wissenschaft zurück. Wenn das nichts war!

In der Nr. 12 der KRISIS wird die Männergruppe der Redaktion nicht müde, vor der Gefahr von Rückprojektionen zu warnen. Hier haben wir es mit einer solchen zu tun. Kein Zweifel kann daran bestehen, daß in Anbetracht **heutiger** Arbeitsproduktivität und damit verbundener Destruktivität, die Erlangung von Muße, das Unterlassen von Produktion, etc. zu einer Existenzfrage der Gattung Mensch wird. Daraus zu schlußfolgern, Müßiggang wäre schon immer das non plus ultra gewesen, zeugt von einiger Verwirrung und verschlägt mir einigermaßen die Sprache!

Aufs Ganze gesehen war beispielsweise der Müßiggang der herrschenden Klassen des Feudalismus schmarotzende Prasserei, die für die gesellschaftliche Reproduktion mehr und mehr zu einer Fessel wurde. Die Wissenschaft wurde von einigen Wenigen entwickelt und die konnten von Glück reden, wenn sie davon Anerkennung und Leben in Müßiggang gewährt bekamen. Nicht eben selten jedoch stand ihre Existenz auf dem Spiel, sei es, weil sie nichts zu kauen bekamen, sei es, daß ihre Erkenntnisse von solch gesellschaftlicher Brisanz waren, daß die Herrschenden mit nacktem Terror gegen sie vorgingen.

## II. THESEN zur Kritik des modernen Geschlechterverhältnisses

Die klassische politische Ökonomie verlieh in ihrem wichtigsten Vertreter Ricardo der Arbeit eine „übernatürliche Schöpfungskraft“ (Marx) indem sie ihre Produktivität mit Wertproduktivität identifizierte. Die Natur als Quelle des materiellen Reichtums findet darin keine Berücksichtigung. Der Marxismus verkörpert seit den Tagen des Gothaer Programms eine Kontinuität dieser Auffassung. In der Gesellschaftsvorstellung, die diesem Arbeitsbegriff entspricht, ist aber nicht nur die Produktivität der Natur als Bedingung menschlichen Lebens eine „black box“, ausgeschlossen bleiben auch alle Formen von Arbeit, deren Produkt nicht die Wertform annimmt. In vorbürgerlichen Gesellschaften nimmt die Subsistenzproduktion einen breiten Raum ein. Die Demarkationslinie zwischen Warenproduktion und Subsistenzproduktion bildet dabei keineswegs die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft in Gestalt

des Kapitals dehnt sich die Warenproduktion aus und verdrängt allmählich die Subsistenzproduktion. Die selbstversorgende Hauswirtschaft hört spätestens jetzt auf, Grundlage der materiellen Reproduktion für die Mehrheit der Menschen zu sein. Das griechische oikos, oikonomia wird zur Ökonomie. Der Prozeß der Herausbildung der Ökonomie beruht auf der Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Überführung bisheriger Eigentumsformen in bürgerliches Privateigentum. Die Frauen subordinierende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und die sie subordinierenden Eigentumsformen entstehen jedoch nicht mit der bürgerlichen Gesellschaft, sie finden hier vielmehr einen neuen Ausdruck. Subsistenzproduktion wird nicht auf einen Schlag beseitigt. Im ersten Schritt wird die geschlechtliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen nun, durchaus in widersprüchlichem Verlauf (Beginn der Industrialisierung, Kriegswirtschaft), zur Demarkationslinie zwischen Warenproduktion und der verbleibenden Produktion für den eigenen Verbrauch. In dem Maße wie Existenz der Mehrheit der Bevölkerung abhängig wird vom „Gelderwerb“ und der Geldbesitz selbst zum allein privilegierenden Faktor, wandelt sich das alte (Grund-)Besitzpatriarchat in ein Geldpatriarchat. Die keineswegs subjektlose, moderne Vorherrschaft von Männern gründet sich auf Geldbesitz. In den besitzenden bürgerlichen Familien ist die Frau längst „Nur-Hausfrau“, während in der sich entwickelnden Lohnarbeiterschaft, eine solche Konstellation zwar angestrebt aber nicht realisiert werden kann. Das Lohneinkommen der Lohnarbeiter ist zu knapp bemessen und so muß Frau entweder selbst „dazuverdienen“ oder/und den Garten bewirtschaften. Noch in den 50iger Jahren dieses Jahrhunderts können beispielsweise in Deutschland viele „Proletarierfamilien“ nicht existieren, ohne Kartoffeln, Gemüse, Obst und Fleisch in gewissen Mengen für den eigenen Verbrauch zu erzeugen. Abgesehen von der Hausarbeit im engeren Sinne, sind Frauen vor allem mit der Erzeugung dieser (nicht die Warenform annehmenden) Lebensmittel beschäftigt.

Die Subordination der Frau in der kapitalistischen Gesellschaft verläuft eindeutig entlang einer flexibel praktizierten Arbeitsteilung (Kriegswirtschaft) zwischen den Geschlechtern und einem weitgehend starr durchgehaltenen „Eigentumsvorbehalt“ der patriarchalischen Gesellschaft. Beides jedoch hat Geschichte, entsteht nicht erst nach der industriellen Revolution und verweist auf ein älteres Patriarchat. Als soziale Kategorien sind „Mann“ und „Frau“ ebenso sehr Produkt der Geschichte, wie deren Subjekte. Die Hexenverbrennung am Beginn der Modernisierung legt davon ebenso Zeugnis

ab, wie der Feminismus unserer Tage. Die Menschen machen ihre Geschichte selbst, wenn auch unter vorgefundenen Bedingungen und somit als durch die bereits verfestigten Verhältnisse geprägte Subjekte. Die spezifische Arbeitsteilung und Besitzverteilung zwischen den Geschlechtern, die ihrerseits die Subordination der Frauen kennzeichnen, wurden gegen die Frauen durchgesetzt. Ein historisches Subjekt, das sich allen Konsequenzen seines Tuns ständig bewußt ist, hat es nie gegeben und wird es nie geben. Daraus zu schließen, die Geschichte der menschlichen Gesellschaft gestalte sich subjektlos, erscheint mir ebenso hilflos, wie blind.

Die „reflexive“, also ihre eigenen Grundlagen selbst beständig umwälzende, „Modernisierung“ läßt heute auch die scheinbar ideale Form der bürgerlich-patriarchalischen Familie, bzw. die in ihr zum Ausdruck kommende spezifische Beziehung der Geschlechter zueinander, nicht ungeschoren. Sie führt zu neuen Formen der Subordination der Frau in Gestalt des sich entwickelnden warenförmigen Sexismus. Bevor ich jedoch darauf zu sprechen komme, gilt es, dem Verweis auf die Geschichte des Patriarchats wenigstens methodisch einigermaßen gerecht zu werden.

#### 4. Arbeitsteilung und „weiblicher Lebenszusammenhang“

Wo von Arbeit nicht die Rede sein kann, kann natürlich auch von Arbeitsteilung nicht die Rede. Der Logik die Ehre. Arbeitsteilung zwischen Kopf- und Handarbeit, zwischen Stadt und Land, zwischen den Geschlechtern, das alles ist Schnee von gestern, worüber nicht viel Worte zu verlieren sind. Stattdessen erreichen uns jetzt Nürnberger „Sphärenklänge“ über die getrennten Sphären von Arbeit und Nicht-Arbeit. An die Stelle der Teilung von Arbeit tritt die Abspaltung von Bereichen und die angebliche Zuweisung von Rollen.

Schauen wir uns jedoch zunächst an, auf welcher beeindruckender Logik Ernst Lohoffs Abfertigung der Arbeitsteilung beruht:

*„Wenn wir mit dem Obertitel ‚geschlechtsspezifische Arbeitsteilung‘ einen Blick auf vorkapitalistische Formationen wagen, besteht das Hauptmanko dieses Bezugspunktes darin, daß er dazu angetan ist, zur Rückprojektion moderner Verhältnisse in die Vergangenheit zu verführen. Denn wenn die Art der Arbeitsteilung die Vorherrschaft des Mannes über die Frau konstituieren soll, muß die Kategorie der Arbeit selbstverständlich mindestens so alt sein wie die Subordination der Frau unter den Mann, und*

*sie muß darüber hinaus unter allen historischen Bedingungen als das entscheidende Vermittlungsmedium den Zusammenhang zwischen den Menschen hergestellt haben.“<sup>34</sup>*

Wir wissen bereits im wesentlichen, was dann kommt. In vorbürgerlichen Gesellschaften könne von Arbeit nicht die Rede sein.

Die Lohoffsche Leimrute ist ausgelegt, allein der Kleber tuts nicht.

Die Gefahr einer Rückprojektion moderner Verhältnisse in die Vergangenheit besteht bei jeder historischen Betrachtung, gleich unter welchem „Obertitel“ sie angestellt wird. Schließlich sind die BetrachterInnen stets Kinder ihrer Zeit. Die Zeitumstände selbst aber sind Produkt von Geschichte. Während der erste Umstand die Gefahr der Rückprojektion mit sich bringt, ermöglicht der zweite Umstand, sozusagen vom Resultat her, ein besseres Verständnis der Abläufe in der Vergangenheit. Es ist ebenso fruchtlos die Bedeutung moderner Begriffe einfach auf die Vergangenheit zu übertragen, wie es fruchtlos ist, die Vergangenheit in der Begrifflichkeit der Vergangenheit, also durch die Brille der damals Lebenden, verstehen zu wollen. Ein besseres Verständnis der Geschichte, nämlich der Entwicklung und Veränderung von gesellschaftlichen Zuständen, erlangen wir nur, wenn wir die modernen Begriffe als Ausgangspunkt nehmen und sie sozusagen kritisch genetisieren, sie aus ihrer aktuellen Erstarrung lösen. So wie bestimmte Momente der Vergangenheit in den heutigen Zuständen aufgehoben sind, so sind bestimmte alte Begriffe auch in modernen aufgehoben. So beinhaltet der moderne Arbeitsbegriff etwa sowohl die Bedeutung des alten griechischen Begriffs des Hervorbringens (poiesis) als auch die Bedeutung des christlichen Begriffs der Mühsal. Die Frage nach dem „Obertitel“ ist weniger eine Frage der Gefahr der Rückprojektion, als vielmehr eine Frage des Zugangs zu dem materialen Zusammenhang menschlicher Geschichte.

Die Kategorie der Arbeit, gegen die wertfundamentalistisch angerannt wird, muß also beispielsweise keineswegs so alt sein wie Subordination der Frau unter den Mann, um uns etwas Erhellendes über Teilung der reproduktiven Tätigkeiten und über diese Subordination sagen zu können. Wir müssen nur überprüfen, ob der Begriff der Arbeit tatsächlich eine „uralte Beziehung der Menschen“ ausdrückt, ob also Bedeutungsmomente früherer Begriffe ebenso in ihn eingehen, wie bestimmte historisch vergangene Momente der materiellen gesellschaftlichen Reproduktion formverändert konstitutiv auch für die kapitalistische Moderne sind.

<sup>34</sup> Lohoff in KRISIS Nr. 12, S. 57

Unterstellen wir einmal, daß der Begriff der Arbeit untauglich ist und lassen uns auf den mit der größeren „Trennschärfe“ aus Nürnberg ein, den der „Tätigkeit“<sup>35</sup>. Das Problem der Teilung dieser „Tätigkeiten“ selbst und ihrer Bedeutung für die Ordnung, Strukturierung der Gesellschaft sind wir damit nicht los, auch wenn Lohoff so tut, als sei die Geschichte damit erledigt. Mit der Teilung von „Tätigkeiten“ werden auch Menschen „eingeteilt“, entstehen soziale Funktionen. Über- und Unterordnungen sind jedenfalls immer aufs engste mit der Teilung von „Tätigkeiten“ und den entsprechend sich herausbildenden Funktionen verbunden gewesen.

Wenn aber „Tätigkeiten“ verteilt werden und obendrein noch mit der Ausschließlichkeit von „Zuweisungen“, so verlangt diese soziale Differenzierung nach übergreifenden Institutionen. Wo Arbeitsteilung herrscht, kann die Arbeit selbst natürlich nicht *„das entscheidende Vermittlungsmedium (sein, das) den Zusammenhang zwischen den Menschen hergestellt hat.“*

Die Teilung von Arbeit oder „Tätigkeit“ ist ja gerade Ausdruck der Trennung und nicht des Zusammenhangs der Menschen, sie selbst kann also diesen Zusammenhang auch nicht vermitteln. Teilung von Arbeit oder „Tätigkeit“ bedeutet, daß Menschen besonderer Verrichtung getrennt voneinander nachgehen. Der Zusammenhang der Menschen verlangt also eine besondere Vermittlung, die die Trennung während der Arbeit gesamtgesellschaftlich wieder aufhebt, entweder durch den Austausch der Produkte auf dem Markt oder durch bewußte Verteilung durch Gemeinschaftsinstitutionen, die die Arbeitsteilung übergreifen (der Stamm, der Clan oder ähnliches in frühen Gemeinwesen.) usw.

Gibt es eine Teilung der die materielle Reproduktion sicherstellenden „Tätigkeiten“ oder Arbeiten in einer menschlichen Gesellschaft, so stellt sich sogleich die Frage nach der Verteilung des Produkts dieser „Tätigkeiten“ und damit die Frage, wem diese Produkte gehören. Damit aber sind wir an einem Punkt angelangt, mit dem die Nürnberger nun schon mal gar nichts mehr anfangen können. Entlang der Frage nach der Bedeutung der modernen Kategorie des Privateigentums könnte ich nun die gleiche Polemik aufziehen, wie ich das schon am Beispiel der Arbeit getan habe.

Doch bleiben wir bei der geschlechtsspezifischen Teilung von „Tätigkeiten“ im Rahmen der materiellen Reproduktion menschlicher Gesellschaften. Zwar ist die Arbeit hier selbst kein Vermittlungsmedium des Zusammenhangs von Menschen aber ihre Teilung immerhin konstitutiv für diese Vermittlungsmedien, sei es nun eine patriarchalische oder matriarchalische, wert- oder nicht-wertvermittelte Gesellschaft, was sich in den entsprechenden gesellschaftlichen (Vermittlungs-)Institutionen ausdrückt.

An dieser Stelle nun wäre es eigentlich nötig ausführlich auf ethnologische Untersuchungen zurückzugreifen, um diesen Zusammenhang zwischen Arbeitsteilung und vermittelnden gesellschaftlichen Institutionen deutlich zu machen. Ich vertraue hier jedoch notgedrungen auf die Kenntnis der LeserInnen, die wissen werden, daß von „Lebensbrei“ auf keiner bekannten Stufe der Entwicklung menschlicher Gesellschaften die Rede sein kann. Der Begriff des „Lebensbreis“ suggeriert ja einen weitgehend amorphen Zustand. Und genau dieses Zerrbild untergegangener Gesellschaften ist Ausdruck einer blinden Rückprojektion, die nur in der Moderne eine strukturierte Ordnung wahrzunehmen vermag. Der Begriff des „Lebensbreis“ ist von der gleichen Qualität wie der bürgerlich-eurozentrierte Begriff von den „primitiven“ Völker.

Wir hatten bereits bei Kurz gehört, daß abstrakte Arbeit und Wert auf „Sphärentrennung“ beruht, nämlich der zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Dies setzt sich nun fort bei der Analyse des Geschlechterverhältnisses:

*„Diese Basisstruktur des Wertverhältnisses korrespondiert mit der Ausbildung einer privaten und öffentlichen Sphäre. Die private Sphäre ist demzufolge idealtypisch ‚weiblich‘ besetzt (Familie, Sexualität etc.), die öffentliche Sphäre (abstrakte ‚Arbeit‘, Staat, Politik, Wissenschaft, Kunst) dagegen ‚männlich‘ ...*

*Je geringer die öffentliche Sphäre entwickelt ist, desto diffuser und weniger eindeutig ist das Patriarchat gesamtgesellschaftlich ausgeprägt. Und umgekehrt: je mehr das Wertverhältnis entwickelt ist, je deutlicher Privatheit und Öffentlichkeit geschieden sind, desto eindeutiger die patriarchale Struktur.“<sup>36</sup>*

Ganz und gar eindeutig und überhaupt nicht diffus ist Männerherrschaft indes schon bei sehr wenig arbeitsteilig ausdifferenzierten Gesellschaften auszumachen, wo von einer entwickel-

<sup>35</sup> Geradezu belustigend sind die begrifflichen Skrupel, die sich bei Roswitha Scholz infolge wertfundamentaler „Trennschärfe“ einstellen. Immerhin ahnt sie wenigstens, welches theoretische Eigentor damit verbunden ist, daß Arbeit durch den „diffusen“ Begriff der Tätigkeit ersetzt wird. (vergl. dazu ihre Fußnote auf Seite 20 der KRISIS Nr. 12)

<sup>36</sup> Roswitha Scholz „Der Wert ist der Mann“ in KRISIS Nr.12 S. 25/26

ten „öffentlichen Sphäre“ im modernen Sinne (Staat) überhaupt nicht die Rede sein kann. Ohne die Kategorien der Arbeitsteilung und des Eigentums können wir nichts Gescheites über die Entwicklung des Patriarchats aussagen. Arbeitsteilung und Eigentum in ihren verschiedenen Formen sind konstitutiv für jeden gesellschaftlichen Zusammenhang, ob es sich hierbei nun um Patriarchat, Wert; Kapital oder jede andere historisch-soziale Form von Vergesellschaftung handelt. Das kann und braucht hier wie gesagt nicht näher entwickelt werden, weil die entsprechenden Erkenntnisse von Ethnologie und Geschichte von den Nürnbergern gar nicht diskutiert werden.

Bei seiner Behandlung der Antike liefert Lohoff ein besonders gelungenes Beispiel für eine mißlungene Rückprojektion. Indem er Senecas Einstellung zur Arbeit zitiert, spricht er von einem „antiken common sense“<sup>37</sup> und verrät damit, wie sehr er die Geschichte durch die Brille der Apologeten der jeweiligen Gesellschaftsordnung betrachtet. Das Wort „common sense“ ist jedenfalls eine sehr moderne Kategorie, typisch für die bürgerliche Gesellschaft. „Common sense“ setzt soetwas wie „öffentliche Meinungsbildung“ mit der entsprechenden Möglichkeit der Teilnahme, sowie adäquaten Medien voraus. Wie es in einer Gesellschaft, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die übergroße Mehrheit der Bevölkerung von jeder öffentlichen Meinungsäußerung ausgeschlossen ist, zu diesem „common sense“ über die Arbeit kommen konnte, das wäre interessant zu hören. Hätten die große Mehrheit Frauen und Handwerker der Antike jedenfalls Lesen und Schreiben können, wäre uns wahrscheinlich eine andere Einstellung zur Arbeit überliefert worden, als die des Seneca. (... über die Handarbeiter: „... ; diese Berufe haben nichts Schönes und kaum Ähnlichkeit mit dem Guten.“<sup>38</sup>)

Was Lohoff selbst meint, wird jedoch sogleich deutlich, weil bei ihm „Gesellschaftlichkeit“ erst vorkommt, wo eine getrennte „öffentliche Sphäre“ entstanden ist. Bei den

unterschiedlich entwickelten Stammeskulturen haben wir es unausgesprochen mit „Lebensbrei“ zu tun, der offenbar Gesellschaftlichkeit ausschließt. (Die Antike ist für ihn gekennzeichnet durch eine „*dünne Firmisschicht von Gesellschaftlichkeit*“<sup>39</sup>.) Auch darin wieder wird die Rückprojektion bürgerlicher Gesellschaftlichkeit deutlich.

Feministische Geschichtsforschung hat deutlich gemacht, daß „*der weibliche Lebenszusammenhang*“ ursprünglich matriachale Gemeinwesen auszeichnete, die selbst wieder sich entwickelten bis hin zu weiblicher „Herr“-schaft von Priesterinnen und Königinnen. (z.B. in Afrika, besonders Ägypten) Entwickelte Städte-kulturen wie die von Catal Hüyük haben deutliche Spuren eines entwickelten Matriarchats hinterlassen. Jede unmittelbare Verknüpfung von Öffentlichkeit, Gesellschaftlichkeit und Patriarchat – so dieser Begriff aus Nürnberger Sicht überhaupt akzeptiert wird – ist unhaltbar.

In vielen vorbürgerlichen Gesellschaften ist die Teilung der Arbeit konstitutiv für einen männlichen und einen weiblichen Lebenszusammenhang. Wenn nämlich der durch die Nürnberger aus dem feministischen Diskurs übernommene Begriff von einem weiblichen Lebenszusammenhang einen Sinn machen soll, dann spricht er einen besonderen gesellschaftlichen Zusammenhang unter Frauen an. Die bürgerliche Familie ist gerade die Negation eines solchen besonderen weiblichen Zusammenhangs und das wiederum war über lange Jahre wesentlich für die extrem schlechte Position von Frauen in bürgerlichen Gesellschaften, über die zum Beispiel manch westafrikanische Frau auch heute noch den Kopf schüttelt, weil es hier nämlich noch immer Formen eines weiblichen Lebenszusammenhangs gibt. In vorbürgerlichen Gesellschaften läßt sich Männerherrschaft über Frauen, Verfügbarkeit von Frauen für Männer entlang der oft klaren Trennungslinie zwischen männlichem und weiblichem Lebenszusammenhang festmachen. Der weibliche Lebenszusammenhang als Gemeinschaft von Frauen ist hier zwar dem übergreifenden Patriarchat untergeordnet, bedeutet aber innerhalb dieser Grenzen zugleich noch Lebensraum für die einzelne Frau, in dem sie eine spezifisch weibliche Subjektivität entwickeln und leben kann. (z.B. im Austausch von Zärtlichkeiten) Dies gilt sogar noch in islamischen Ländern.

Bisher wurde noch nicht angesprochen, was der wertkritische Fundamentalismus aus Nürnberg denn überhaupt unter Patriarchat, dem

<sup>37</sup> Ernst Lohoff in KRISIS Nr. 12, S. 60, 61

<sup>38</sup> vergl. KRISIS Nr.12 S. 61

An dieser Stelle sei aber erwähnt, daß Lohoff nicht einmal die Gesellschaftsvorstellung der Sklavenhalter vollständig darstellt. Den modernen Begriff der Technik verdanken wir dem aristotelischen „*techne*“, was soviel hieß wie Kunst. Mit diesem Begriff „*techne*“ werden kompliziertere Arbeiten aufgewertet :

„Die Kunst ist also ... ein mit richtiger Vernunft verbundenes hervorbringendes Verhalten“. (Aristoteles, zitiert nach LEVIATHAN, Sonderheft 11/1990. S. 6)

Diese Kunst wurde ausgeübt von den „*banayos*“, den freien Handwerkern, die aber nicht „von der Arbeit für die Notdurft des Lebens frei sind“ und deshalb auch nicht Bürger werden können.

<sup>39</sup> Ernst Lohoff in KRISIS Nr. 12, S.59

„männlichen Prinzip“ etc., versteht, wie das denn überhaupt zu charakterisieren ist.

## 5. Wert und Mann

Der Wert sei der Mann, heißt es nun aus Nürnberg:

*„Meine Kernthese ... lautet: Der Grundwiderspruch der Wertvergesellschaftung von Stoff (Inhalt, Natur) und Form (abstrakter Wert) ist geschlechtsspezifisch bestimmt. Alles, was in der abstrakten Wertform an sinnlichem Inhalt nicht aufgeht, aber trotzdem Voraussetzung gesellschaftlicher Reproduktion bleibt, wird an die Frau delegiert (Sinnlichkeit, Emotionalität usw).“<sup>40</sup>*

Doch was an den Produktionsverhältnissen, die dem Arbeitsprodukt die Wertform aufdrücken, männlich sein soll, wird logisch qualitativ nicht ausgedrückt. Über weite Strecken bleibt das Ganze in einer Art historischer Zuordnung befangen, etwa wie folgt:

*„Der Wert ist der Mann, nicht der Mann als biologisches Wesen, sondern der Mann als historischer Träger der wertförmigen Versachlichung. Es waren nahezu ausschließlich Männer, die als Initiatoren und Macher der Wertvergesellschaftung auftraten.“<sup>42</sup>*

Es ist diese historische Zuordnung von der im wesentlichen abgeleitet wird, daß „abstrakte Arbeit und Wert schon in ihrem Konstitutionszusammenhang und damit in ihrem Wesenskern als männliches Prinzip“ zu begreifen sind. Man findet aber auf den ganzen langen 168 Seiten keine andere, nähere soziale Bestimmungen des „männlichen Prinzips“, außer jenen, die die Nürnberger bisher für den „Wert überhaupt“ gegeben haben. Wesentlich auf die historische Zuordnung gestützt wird lediglich hinzugefügt, die „Sphäre der abstrakten Arbeit“ sei männlich. Die Frage, was in sozialer Hinsicht männlich sei, wird genau so beantwortet, wie die Frage, was denn der Wert sei. Die Frage nach den Besonderheiten des sozialen Geschlechterant-

agonismus wird beantwortet mit dem Hinweis, daß der allgemeine gesellschaftliche Antagonismus zwischen „Stoff (Inhalt, Natur) und Form (abstrakter Wert)“ eben auch der zwischen Mann und Frau sei. Vereinfacht ausgedrückt läßt sich diese nichtssagende Logik folgendermaßen zusammenfassen:

Was ist der Wert? – Der Mann!

Was ist der Mann? – Der Wert!

Diese merkwürdige Logik wirft jedoch eine Reihe von Problemen auf. Wenn nämlich ein „männliches Prinzip“ konstituierend schon in den „Wesenskern“ von „abstrakter Arbeit und Wert“ eingeht, dann muß dieses logisch hier eingehende Prinzip schon historisch vorher da sein. Es müßte sich also zwischen „männlichem Prinzip“ und Wert ein ähnlicher logisch-historischer Zusammenhang herstellen lassen, wie zwischen Geld und Kapital. Dazu müßte aber das „männliche Prinzip“ zunächst einmal qualitativ besonders erfaßt werden und sich als das noch unentwickelte des Wertes darstellen lassen. Von alle dem kann aber bei den Nürnbergern nicht die Rede sein. Im Gegenteil offerieren sie uns die Sozialcharaktere von „Männlich“ und „Weiblich“ ja gerade als das ureigenste Produkt der Moderne.

*„Durch diese geschlechtsspezifische Konstitution des Werts werden letztlich die bekannten Geschlechterrollen hervorgebracht.“<sup>43</sup>*

Wir könnten genau so gut sagen, die Geschlechterrollen bringen die Geschlechterrollen hervor.

Wir kommen aus diesen ständigen wertfundamentalen Zirkelschlüssen überhaupt nicht heraus, solange wir uns auf der Ebene der „fundamentalen Werttheorie“ mit ihren „basalen“ Kategorien bewegen. Die fundamentale Wertkritik

muß mit ihren verkürzten und unvermittelten Zugriffen auf gesellschaftliche Reproduktion geradezu zwangsläufig auf eine „Abspaltungstheorie“ kommen, weil ja in ihrem Begriff der gesellschaftlichen Abstraktion grundsätzlich das Sinnliche nicht aufgehen kann. Das Sinnliche wird hier nicht in besondere Weise durch das Abstrakte geformt, sondern ist immer gleich ausgeschlossen.

Auch der industrielle Produktionsprozeß beispielsweise ist ja bei den Nürnbergern „entsinnlicht“ etc. Wo Menschen leiden oder Lusterleb-

„Innerhalb des Wertverhältnisses und des darin einbegriffenen Wertausdrucks gilt das abstrakt Allgemeine nicht als Eigenschaft des Konkreten, Sinnlich-Wirklichen, sondern umgekehrt das Sinnlich-Konkrete nur als bloße Erscheinungs- oder bestimmte Verwirklichungsform des Abstrakt-Allgemeinen....“<sup>41</sup>

<sup>40</sup> Roswitha Scholz in KRISIS Nr.12, S.23

<sup>41</sup> Marx zitiert nach Stefan Breuer „Die Gesellschaft des Verschwindens“, Junius Verlag Hamburg 1992, S. 10

<sup>42</sup> Roswitha Scholz ebenda S. 45

<sup>43</sup> Roswitha Scholz a.a.O., S. 24

nis sich selbst gegenüber oder mehr noch gegenüber anderen zerstörerisch wird, erscheint das immer gleich als „entsinnlicht“. Um das hier einigermaßen nachvollziehbar darstellen zu können und die Ansätze einer anderen Theorie des Geschlechterverhältnisses im Kontext kapitalistischer Wertvergesellschaftung entwickeln zu können, muß ich notgedrungen etwas ausholen.

Dazu ist zunächst der Begriff des Kapitals in die Diskussion einzuführen, der bei den Nürnbergern ja nur noch als Phrase vorkommt, jedenfalls qualitativ nicht vom Wertbegriff abgesetzt ist. Erst unter systematischem Bezug auf den Kapitalbegriff läßt sich ein angemessener Zugang zu den tatsächlichen Formen der gesellschaftlichen Reproduktion und damit auch zum Geschlechterverhältnis eröffnen.

## 6. Exkurs über das Kapitalverhältnis

Das Kapital kommt vom Geld her also aus der Zirkulation. (Kaufmannskapital) Das Geld ermöglicht die Zirkulation von Waren, die aus überwiegend handwerklicher und landwirtschaftlicher Produktion stammen. **Die spezifisch kapitalistische, industrielle Produktionsweise** entsteht teils neben den alten Produktionsweisen, teils dadurch, daß die Geldbesitzer sich des Handwerks und der Landwirtschaft bemächtigen und sie umwandeln. Das Kapital entsteht als ein besonderes gesellschaftliches Produktionsverhältnis mit einer besonderen Produktionsweise aus dem Geld, also einer bestimmten Entwicklungsstufe des Wertverhältnisses. Das Geld selbst aber verweist schon auf **bestimmte Produktionsverhältnisse**, ist also keine reine Zirkulationserscheinung. Das Geld unterstellt eine relativ entwickelte gesellschaftliche Arbeitsteilung und die Form der Unabhängigkeit, in der die verschiedenen Arbeiten verausgabt werden (Ausschluß von gesellschaftlichem Eigentum an Produktionsmitteln). Eine diese Arbeitsteilung übergreifende Gesellschaftlichkeit stellt sich über den Austausch auf dem Markt her. Entwickelter Tausch verlangt eine Geldware, in der der Tauschwert der Waren eine den einzelnen Waren gegenüber selbständige Form annimmt. Das im Geld verdinglichte Wertverhältnis verkörpert jedoch **keine spezielle Produktionsweise**, es läßt den Produktionsprozeß der Waren weitgehend unberührt. Das Geld mutiert erst dann zum Kapital, wenn es zum Ausgangs- und Endpunkt der Produktion selbst wird. Dies wiederum setzt die Trennung der ProduzentInnen von den Produktionsmitteln, die Trennung von Arbeit und Eigentum voraus. Das Geld verwandelt sich aus einem handgreiflichen Ding in einen Prozeß und vermittelt nun

nicht mehr nur die Zirkulation der Waren, sondern auch deren Produktion. Allein der Besitz einer entsprechend großen Summe Geldes vermag noch das Zusammenkommen aller zur Produktion notwendigen Elemente (Produktionsmittel aller Art und menschliche Arbeitskraft) zustande zu bringen.

Hier interessiert vor allem folgender Gesichtspunkt: Indem das Geldverhältnis zum Kapitalverhältnis wird, hört die stoffliche, konkret-sinnliche Seite menschlicher Reproduktion auf, weitgehend unberührte Voraussetzung des Austausches zu sein. Indem die Waren kapitalistisch erzeugt werden, wird die Wertform des Arbeitsprodukts zu einer sich verallgemeinernden Erscheinung. Weil diese Wertform nur verdinglichter Ausdruck gesellschaftlicher Produktions- und Verkehrsverhältnisse ist, werden die Beziehungen der Menschen zueinander mehr und mehr zu versachlichten Beziehungen, sozusagen eingefangen in die Sachzwänge eines besonderen ökonomischen Kalküls. Diese Versachlichung der zwischenmenschlichen Beziehungen im Sinne einer Ökonomisierung macht auch vor den intimsten persönlichen Lebensäußerungen nicht halt, wie noch zu zeigen sein wird.

In dem das Geld zum Kapital wird, wird der Wert zu einem „automatischen Subjekt“, das keinen Bereich des gesellschaftlichen Lebens ungeschoren läßt. Die Macht des Wertverhältnisses beruht gerade nicht auf einer abspaltenden, sondern auf einer integrierenden Wirkung gegenüber aller vorgefundenen lebendigen Vielfalt. Was nicht integrativ überformt werden kann, verschwindet und wird zerstört. Die fortschreitende Verwertung von Wert verlangt nach Diversifikation von Produktion und Produkt. Der Beliebigkeit der Vielfalt von Waren entspricht die Beliebigkeit der Vielfalt von Bedürfnissen. In ihrer Beliebigkeit erzeugt die kapitalistische Bereicherung menschlichen Lebens zugleich eine Verarmung der natürlichen Grundlagen. Das Kapital erscheint zwar als die Verkörperung von Produktivität und Erzeugung schlechthin, es ruht aber auf dem Raubbau an Mensch und Natur.

Sofern dem Kapitalverhältnis eine Quasi-Subjektivität zuzuschreiben ist, kann deren Qualität nur als räuberisch bezeichnet werden. Was sich dem Zugriff sperrt, wird zerstört, erschlagen usw., worauf zugegriffen werden kann, das wird kapitalproduktiv verzehrt. In welchem Fall die zurückbleibende Verwüstung größer ist, darüber läßt sich streiten.

Wenn hier von Kapital als „automatischem Subjekt“ die Rede ist, so sollte dies nicht zu falschen Assoziationen verleiten, etwa im Sinne eines belebten Dinges. Kapital ist ein prozessie-

rendes gesellschaftliches Verhältnis von Menschen. Die Wertform der Arbeitsprodukte ist Resultat menschlichen Handelns, Folge spezifisch menschlicher Beziehungen in der Reproduktion ihres Lebens. Es sind diese Beziehungen und Handlungen selbst, die die Macht der Wertdinglichkeit erzeugen. Das Wertverhältnis schließt nicht Subjektivität aus sondern erzeugt eine besondere Form menschlicher Subjektivität, deren Resultat die erweiterte Reproduktion des Kapitalverhältnisses ist. Der uns beherrschende äußere Zwang wird durch uns selbst in die Welt gesetzt.

Nur deshalb ist die Vorstellung von einer Überwindung des Kapitalismus realistisch. Würden wir die gesellschaftliche Macht der Verdinglichung nicht selbst erzeugen, dann wäre jeder Gedanke an ihre Überwindung durch menschliches Handeln vertane Zeit.

Im Kapitalverhältnis werden alle stofflichen und sinnlichen Elemente in für Verwertung taugliche Gebrauchswerte umgewandelt. Das Kapital wirkt dabei nicht im Sinne von „Abspaltungen“ und „Abtrennungen“, sondern im Sinne der differenzierenden Umformung des vorgefundenen Stoffs, der Arbeit etc. Ferner erzeugt das Kapital unausgesetzt neue Bedürfnisse und neue Arten, alte Bedürfnisse zu befriedigen. (Ich werde dies gleich noch am Beispiel von Erotik und Sexualität näher bestimmen.)

Was nun das besondere, patriarchalische Geschlechterverhältnis anbetrifft, so kann das nicht aus dem Kapital selbst abgeleitet werden, weil das Kapital innerhalb einer bereits patriarchalischen Gesellschaft entsteht. Aber die Besonderheiten des modernen Patriarchats können und müssen aus dem Kapitalverhältnis abgeleitet werden. Wenn das Kapital seinem Wesen nach Abstraktion ist, auf Abstraktion beruht, so auch auf der Abstraktion vom Geschlecht. Diese Macht der gesellschaftlichen Abstraktion heißt jedoch nicht, daß das Konkrete aufhört zu existieren, oder nur jenseits der Abstraktion existiert. Vielmehr wird das Konkrete zum Ausdruck dieser Abstraktion.

## 7. Sinnlichkeit und Kapital

Roswitha Scholz läßt uns wissen, daß „geschlechtsspezifische Abspaltung nicht unmittelbar aus der Wertform selbst abgeleitet werden“ kann (S.24) Robert Kurz geht dasselbe Problem wiederum „vertiefend“ an:

*„Der Gebrauchswert als abstrakte Nützlichkeit kann so keinen Gegenpol zur Abstraktionslogik des Tauschwertes bilden, sondern er ist selbst Moment dieser Realabstraktion und insofern integraler Bestandteil des männlichen Univer-*

*sums abstrakter, entsinnlichter Gesellschaftlichkeit. Wenn wir die Beziehung zwischen der Warenform und dem von ihr ‚Abgespaltenen‘ finden wollen, dann müssen wir uns derjenigen Sphäre zuwenden, die tatsächlich (im Unterschied zur abstrakten Gebrauchswertgestalt der Zirkulation) aus dem warenlogischen Formzusammenhang der Realabstraktion herausfällt: nämlich der **Konsumtion**. Erst in der Konsumtion werden die Produkte in den sinnlichen Genuß oder realen Gebrauch entlassen, nachdem sie durch die abstraktifizierende Formungsmaschine der Warenlogik gesellschaftlich gehämmert und geschmiedet worden sind.“<sup>44</sup>*

In diesem letzten Satz haben wir wieder die für die fundamentale Wertkritik so typische Metaphorik als Ersatz für den theoretischen Begriff. ... die Formungsmaschine der Warenlogik hämmert und schmiedet ... Trotzdem um begriffliche „Trennschärfe“ bemüht, verweist Kurz aber sogleich auf den Unterschied zwischen produktiver und individueller Konsumtion:

*„Erst die individuelle, tatsächlich menschlicher Bedürftigkeit zugeführte Konsumtion erscheint als abgespaltenen Raum, in dem der warenlogische Formzwang sich löst“<sup>45</sup>*

Diese angeblich aus „dem Formzusammenhang der Ware herausfallende Konsumtion“ sei dann der „Schleuseneingang in das abgespaltene Reich des Weiblichen“, welcher natürlich sogleich als „unheimlich“ erscheint, weil er unter „abstrakter Formlosigkeit“ leidet. Mit Lohoffs Worten: Nichts als „Lebensbrei“.

Es macht schon einigermaßen sprachlos, wenn in Anbetracht üppigst wuchernder fast-food-Ernährung (Bratwurst, Hähnchen, Pommes, Döner Kebab, Gyros, Pizza usw.), sich überall ausbreitenden Restaurants etc. hier von einem „abgespaltenen Raum“ der Konsumtion der Rede ist. In wachsendem Umfang werden die Lebensmittel als fertige Waren gekauft und in der „öffentlichen Sphäre der abstrakten Arbeit“ verkonsumiert. Der Konsum selbst findet überwiegend statt „im gesellschaftlichen Kontext“ von Reproduktion der Ware Arbeitskraft.

„Die Mystik der Konsumtionssphäre“ nennt Robert Kurz seinen Abschnitt über den „Schleuseneingang zum Reich des Weiblichen“. Nach Lektüre desselben bin ich überzeugt, daß die Konsumtionssphäre für den Autor tatsächlich ein Mysterium sein muß. Doch Ware Arbeitskraft hin oder her, davon ist in Nürnberg schon

<sup>44</sup> Robert Kurz in KRISIS Nr. 12, S. 141

<sup>45</sup> Robert Kurz ebenda S. 142

lange nicht mehr die Rede, hier geht es um den „Schleuseneingang zum Reich des Weiblichen“.

Wenn schon die Konsumtionssphäre „überhaupt“ einigermaßen beschränkt verarbeitet wird, so gilt dies mehr noch von Sinnlichkeit, Erotik, Sexualität. Auch hier tun sich vor allem große Schwarze Löcher fundamentaler Wertkritik auf.

Die Prostitution ist ein altes Geschäft, aber die Porno-Kultur in ihrer heutigen, ganzen Breite zeugt von etwas Neuem, **der warenförmigen Sexualität und Sinnlichkeit**, von der bei den Nürnbergern nirgendwo systematisch die Rede ist. Nehmen wir die Pornohefte und Video-Filme, ob konsumiert zu Hause, in der Kabine oder dem Kino, nehmen wir die Peep-Shows hinzu, den Telefonsex, den Sextourismus und die brandneue Form des Bildschirm-Sexes mittels Computer. Sicher sind die Räume der so erlebten männlichen Sinnlichkeit oft „abgespalten“, noch wird nicht überall auf der Straße gewichst und gevögelt, aber was dieses gigantische Geschäft, diese Konsumsphäre mit „formlos, amorph, flüssig und quallig“ (R. Kurz) gar einer „*terra incognita*“ zu tun haben soll, das ist doch einigermaßen unerfindlich. Terra incognita ist das für die fundamentale Wertkritik, nicht aber fürs Kapital.

Die „*abgespaltene Sphäre ist das ‚Andere‘ der Warenform als eine für sich seiende Sinnlichkeit*“, so Kurz<sup>46</sup> und dieser Satz zeugt davon, daß er nicht weiß, wovon er eigentlich schreibt. Hier haben wir es wirklich mit einer absonderlichen Ontologie zu tun, die auch nicht im entferntesten in der Lage ist die „Sinnlichkeit der Rationalität“ oder besser gesagt die moderne männliche Sinnlichkeit zu thematisieren.

Tatsächlich besteht die Degradation des Genusses, von der Kurz spricht<sup>47</sup> gerade nicht darin, daß er abgespalten wird, sondern darin, daß der Tendenz nach aller Genuß sich der Warenform beugt. Das heißt in unserem Falle der Erotik und Sexualität, daß sie aus einer unmittelbar zwischenmenschliche Lebensäußerung herausgerissen wird und zu einem anzu-eignenden Gebrauchswert wird, der selbst die Form der Ware annimmt. Männlich und weiblich „besetzt“ ist dieser Vorgang dadurch, daß Mann sich die Ware Frau kauft und sie konsumiert, ob als Bild oder als Körper. Die patriarchale Verfügbarkeit von Frauen für Männer nimmt eine neue Qualität an. Das Kapital perpetuiert die vorgefundene Geschlechterunterdrückung, formt sie um und erzeugt sogleich neue, seiner Werteigenschaft entsprechende Formen.

Das überwiegend persönliche Zwangsverhältnis des Zugriffs von Männern auf Frauen erhält eine umfassende geschäftsmäßige Grundlage. Der männliche Pornokonsum wird in Ländern wie Deutschland ebenso alltäglich wie der Konsum von fast-food-Nahrung. (Täglich „besuchen“ in Großdeutschland über eine Million Männer Prostituierte!)

Mit der geschäftsmäßigen Grundlage, auf die Sinnlichkeit und Erotik gestellt werden, hört die Gewalt jedoch keinesfalls auf. Von Entpersonalisierung des Herrschaftsverhältnisses kann nicht die Rede sein. Die Gewalt scheint sogar eher zuzunehmen. Indem Frau allgegenwärtig zur Ware für männlichen Sexualkonsum wird,<sup>48</sup> werden traditionelle „Werte“, die das Geschlechterverhältnis regulierten, zerstört. Die althergebrachte Diskriminierung der Frau als „Natur“ mag auch in ihrer besonderen bürgerlichen Ausprägung immerhin einen Rest von Respekt vor ihrem „natürlichen Beruf als Mutter“ nicht unbedingt ausgeschlossen haben. Indem diese angebliche „Natur“ der Frau als Ware angeboten und nachgefragt wird, wird jeder Anspruch auf weibliche Persönlichkeit negiert. Die männliche Anmache, die Übergriffe, der Anspruch auf warenförmige Verfügbarkeit als Gebrauchswert für den Mann nimmt zu. Die Sozialisationsmacht des warenförmigen Sexismus wird auch dort spürbar und verändert die Geschlechterbeziehung, wo Frau diesem Warenstatus nicht unmittelbar unterworfen ist. Allein der um sich greifende Pornokonsum fängt an den Umgang von SchülerInnen miteinander zu prägen. In Ehen und Beziehungskisten erwarten Männer von Frauen und Freundinnen die gleiche Verfügbarkeit für sich, die sie in Pornos vorgeführt bekommen. Die Pornographie als Kapitalableger ist vielleicht die größte „Revolution“ im Geschlechterverhältnis seit der Zeit der Hexenverfolgungen.

Typisch für die Moderne ist das widersprüchliche Durchsetzungsverfahren solcher Verhältnisse. Die im Namen antirepressiver Sexualität angezettelte „Revolution“ der 60iger Jahre wird wertförmig konterkariert. Wäre die „sexuelle Revolution“ nicht zugleich die Geburtsstunde des modernen Feminismus gewesen, so wäre die Bilanz heute für die Frauen noch weitaus verheerender. So aber endet diese „sexuelle Revolution“ nicht einfach und ausschließlich in der sexistischen Kultur der Pornographie, in der flächendeckenden Umwandlung der Frau als „Natur“ zur „Natur“ der Frau als Ware (sozusagen die spezifische Inwertsetzung der Frau),

<sup>46</sup> ebenda S. 143

<sup>47</sup> ebenda S. 144

<sup>48</sup> Mittlerweile gilt warenförmiger Sexismus schon als infrastrukturelle Voraussetzung für Industrieansiedlung. Jedenfalls locken Städte wie Frankfurt Investoren damit.

sondern erzeugt auch eine sie begleitende radikale Kritik an jeder Form der Unterdrückung der Frau durch den Mann. Die Emanzipation der Frau wird also deshalb nur lösbar im Kontext der Überwindung des Wertverhältnisses, weil die spezifische Unterdrückung der Frau heute selbst in Warenform gekleidet wird. Dies wiederum hängt wesentlich mit den oben skizzierten Charakteristika des Kapitalverhältnisses zusammen, mit seiner propagandistischen Tendenz aus allen vorgefundenen Stoffen und Lebensäußerungen Gebrauchswerte für sich selbst zu machen, was heißt, ihnen die Wertform aufzudrücken.

Abschließend hierzu noch einige Bemerkungen zur „Fortpflanzungs- und Transplantations-technologie“. Daran wird besonders deutlich, daß nichts vor der Kapitalisierung sicher ist, daß von der Nürnberger Idylle einer „für sich seienden Sinnlichkeit“ des Menschen nichts übrig bleibt.

Wenn heute eine Frau mit Hilfe der Intensivmedizin künstlich am „Leben“ erhalten wird, damit ihr auf die Funktion eines Produktionsmittels reduzierter Körper ein Baby erzeugen kann, wenn heute einer toten Frau die Gebärmutter entnommen wird, selbige mit Nährstoffen versorgt wird, um ihr dann eine befruchtete Eizelle einzupflanzen, so zeigt dies wie sehr Frau bereits zum Gebrauchswert für eine ihr fremde ja feindliche Gesellschaftlichkeit geworden ist. Der Weg ist dann nicht mehr weit, bis diese Gebrauchswerte als Waren zirkulieren. In der Transplantationschirurgie ist der menschliche Körper heute schon zum Ersatzteillager geworden. Wenn in Kolumbien Kinder getötet werden, um die Ware Auge handeln zu können so braucht das nicht kommentiert zu werden. In der wertvermittelten Gesellschaftlichkeit des Kapitalismus können selbst Fortschritte in der Chirurgie nur eine Form annehmen, die bedrohlich wird und diese Fortschritte selbst als ad absurdum führen muß. Als fortschrittlich kann immer weniger die Entwicklung selbst als nur noch die radikale Kritik daran angesehen werden. Die Frage ist, von welchem theoretischen Boden aus diese Kritik operiert? Sie kann nur noch vom Boden der „**fundamentalen**“ **Kapitalkritik** aus operieren, oder sie gibt sich selbst auf.

Es gibt keine „*abstrakte Formlosigkeit*“, von der Kurz spricht. Die abstrakte Form wird vielmehr total, prägt unsere Lebenszusammenhänge und formt unsere Lebensäußerungen. Das Kapital erfaßt selbst die Geschlechterbeziehung in ihren intimsten Bereichen.

Der in patriarchalischer Gesellschaftlichkeit sich verdichtende Anspruch der Verfügung von Männern über Frauen hat eine lange Geschichte, über deren Ursachen hier nicht im einzelnen zu

streiten ist. Die alte „linke“ Frage, ob das Kapital selbst schon das Patriarchat aufhebt, zeugt im Grunde von einigem Unverständnis dessen, was der Wert ist und was das Kapital ist. Als historisch-besonderer gesellschaftlicher Formzusammenhang erzeugen all seine Fortschritte nicht unmittelbar soziale Emanzipation. Auch nicht die der Frau. Ein grundlegender Irrtum des Marxismus bestand darin, die Analyse des Geschlechterverhältnisses aufs engste mit der Kritik einer bestimmten Familienform zu verbinden. Wenn diese Familienform sich sozusagen gesetzmäßig auflöste, dann wurde darin immer sogleich die Emanzipation der Frau, das Ende des Patriarchats gesehen.

*„In dem zu Ende gedachten Marktmodell der Moderne wird die familien- und ehelose Gesellschaft unterstellt. Jeder muß selbständig, frei für die Erfordernisse des Marktes sein, um seine ökonomische Existenz zu sichern. Das Marktsubjekt ist in letzter Konsequenz das alleinstehende, nicht partnerschafts- ehe- oder familienbehinderte Individuum. Entsprechend ist die durchgesetzte Marktgesellschaft auch eine kinderlose Gesellschaft – es sei denn, die Kinder wachsen bei mobilen, alleinerziehenden Vätern und Müttern auf.“<sup>49</sup>*

Einmal unterstellt, die hier von Beck aufgezeigte Tendenz setze sich uneingeschränkt durch, so wird in der parallelen Ausbreitung des warenförmigen Sexismus sogleich deutlich, daß eine solche Entwicklung nichts mit einem Verschwinden des Patriarchats zu tun hätte. Die vorherrschende Familienform ist immer nur Ausdruck des Geschlechterverhältnisses, nicht jedoch dieses selbst.

Indem das Kapital jede menschliche Lebensäußerung der Tendenz nach auf sich selbst bezieht, indem es sie der Warenform unterwirft, konzentriert es aber jede Bestrebung nach sozialer Emanzipation gegen sich selbst. Das Kapital perpetuiert die Unterdrückung des Menschen durch den Menschen, so auch das Patriarchat und verleiht im gleichzeitig eine „angemessene“ Form, so im modernen Sexismus. Die soziale Geschlechterdifferenz wird zur sexistisch-warenformigen. Die Überwindung des modernen Sexismus ist nur denkbar im Rahmen der Aufhebung des Kapitalverhältnisses.

---

<sup>49</sup> Ulrich Beck „Risikogesellschaft“ Edition Suhrkampff Frankfurt 1986, S. 191

## 8. Reproduktion des Sexismus in Form fundamentaler Wertkritik

*„Die Frau als Frau widerstreitet nicht dem Männlichkeitswahn, sondern sie verfällt dem Wahn der gesellschaftlich formlosen Weiblichkeit.“<sup>50</sup>*

Kurz hat sich offensichtlich mit der über lange Jahre gegen heftigste Widerstände sich artikulierenden Sexismus-Kritik und der ihr zugrundeliegenden gesellschaftlichen Realität nicht die Bohne auseinandergesetzt. Er hält es nicht einmal für nötig seine Behauptung von der „gesellschaftlich formlosen Weiblichkeit“ vor diesem Hintergrund zu diskutieren. Die Ignoranz kennt keine Grenzen, weil der Autor sich eigentlich immer nur „selbstreflexiv“ seiner wertfundamentalen Irrtümer vergewissert. Ignorant wird seine Betrachtungsweise notgedrungen auch deshalb, weil all sein Nachdenken über das Geschlechterverhältnis eigentlich immer nur ein Nachdenken über einen bestimmten Familientyp ist, der ihm den Zustand des Geschlechterverhältnisses anzeigen soll. Offenbar denkt er dabei an eine Familie, wie sie vorkam in bestimmten bürgerlichen Schichten und vor allem vor dem sozialen „Dammbruch“ des zweiten Weltkrieges.

Ein adäquater Zugang zur Kritik des modernen Geschlechterverhältnisses wird aber verbaut, wenn von der Familie ausgegangen, oder sie ins Zentrum gerückt wird. Davon aber geht die Nürnberger ständig und unausgesetzt aus, als der abgespaltenen privaten Sphäre. Erschwerend kommt hinzu, daß selbst diese vorgestellte Familie, nicht als das wahrgenommen wird was sie ist. Auch hier tut sich wieder eine riesige black box auf, die die fundamentalen Wertkritiker so gerne anderen vorhalten. Die von den Nürnbergern vorgestellte Familie der zerknitterten Zweisamkeit, in der Männlein und Weiblein, teils entsinnlicht, teils entgeistigt nicht mehr zu zueinander finden können, ist ein Phantombild. Das mittlerweile von Feministinnen an die Öffentlichkeit gebrachte Drama von Gewalt, Vergewaltigung, sexuellem Mißbrauch von Kindern etc. wird weder berücksichtigt noch kritisiert. Es paßt einfach nicht ins mühsam zurechtgeschusterte Weltbild, in dem kein Platz ist für die aggressive männliche Sinnlichkeit.

Die fundamental wertkritische Ideologie – man kann mittlerweile von einer Ideologie sprechen – sieht im „entsinnlichten“ Mann den Repräsentanten der „öffentlichen Sphäre“ (abstrakte Arbeit etc.) und in der Frau die Repräsentantin der „privaten Sphäre“, der Familie

etc., die das Sinnliche, die Erotik verkörpert. Männer und Frauen werden so zu reinen Karikaturen oder Zerrbildern. Der Mann nach R. Kurz:

*„Gerade weil der Mann, der dem Leistungszwang warenförmiger Öffentlichkeit verpflichtet ist, ständig zur totalen Genußunfähigkeit tendiert, nimmt er den andauernden Sinnlichkeitsakkord der Frau im Alltag kaum war ...“*

Die Frau nach R. Kurz:

*„Gleichzeitig den Haushalt zu führen ..., Mutter zu werden bzw. Kinder zu betreuen und sich womöglich bis ins Alter als erotisch begehrenswertes Objekt herzurichten, diese Gesamtanforderung setzt übermenschliche Fähigkeiten voraus und ist praktisch niemals durchzuhalten. So muß die Frau zwangsläufig scheitern und jene düstere männliche Frage provozieren, was an ihr denn sinnlich sein sollte, nachdem sie von der unmöglichen Anforderung an die abgespaltene Sphäre zur Vogelscheuche gemacht worden ist.“<sup>51</sup>*

Man könnte das Ganze als so eine Art Geschlechterrobinsonade bezeichnen, wo zwar immer von **dem** Mann und **der** Frau die Rede ist, dabei aber gar nicht an das moderne **gesellschaftliche** Verhältnis der Geschlechter zueinander gedacht wird, sondern an die „abgespaltene“ Insel der Zweisamkeit in der Familie. Es mag nun immer sein, daß der einzelne Mann die „Sinnlichkeitsakkorde“ seiner Frau nicht wahrnimmt, was ihn jedoch nicht daran hindert, jede Lebensäußerung einer anderen Frau als direkt auf ihn selbst bezogene Anmache zu registrieren, selbst wenn diese Frauen Lockenwickler tragen. Prozesse gegen Belästiger, Grappscher, Vergewaltiger bringen immer wieder diese Männerwelt ans Licht. Dieser moderne Mann mit angeblich totaler Genußunfähigkeit, läßt keine Gelegenheit verstreichen, um sich ein Pornoheft anzuschauen, in einer Videokabine zu wischen, kurzum sich teils verschämt, teils provokativ bekennd genüßlich der Befriedigung seiner spezifisch wertkonform ausgebildeten männlichen Bedürfnisse hinzugeben.

Richtig schlimm, sexistische Vorstellungen reproduzierend, sind aber die Äußerungen von Kurz zur Frau. Hier schwadroniert er vom „(ansozialisierten) weiblichen Drang, sich permanent aufdonnern zu müssen, um zwanghaft als Objekt aufsehen zu erregen.“ und erklärt die Frauen gar für „entgeistigt“<sup>52</sup> Darin tritt schlagend sein eigener Männlichkeitswahn hervor, weil er nämlich in diesem „Aufdonnern“, diesen „entgeistigten Sinnlichkeitslei-

<sup>51</sup> Robert Kurz in KRISIS Nr.12, S. 150, 151

<sup>52</sup> Robert Kurz in KRISIS Nr. 12, S. 150

<sup>50</sup> Robert Kurz in KRISIS Nr. 12, S. 145

stungen“ nichts anderes zu sehen vermag, als daß Frau sich für ihn als Objekt zurechtmacht.

Mit diesen Vorstellungen von der dummen Hausfrau reproduziert er im übrigen auch die klassisch-marxistischen Vorurteile.

Auf den Gedanken, daß Frauen sich für sich selbst sozusagen gestalten wollen, kommt er nicht. Darauf verwendet er nicht einen Gedanken und er hätte doch bloß mal Frauen fragen müssen, um seine Einbildung korrigieren zu können. Das Verhalten übrigens, daß Männer und Frauen sich schmücken, „stylen“ ist uralt und hat immer zwei Seiten gehabt, nämlich die Selbstbezogenheit, einen gewissen Narzismus und die gewünschte attraktive Ausstrahlung auf andere, übrigens wiederum Männer und Frauen. Unabhängig von ihrem eigenen Handeln sind Menschen immer Objekt mindestens der Anschauung von anderen Menschen. Darin liegt nicht das Problem. Das Problem beginnt dort, wo der Anschauende nicht reflektiert, daß dieses Objekt seiner Anschauung ein Subjekt ist, in diesem Fall ein weibliches Subjekt. In dieser Subjektivität der durch den Mann als bloße Objektivität wahrgenommenen Weiblichkeit ist Frau Persönlichkeit, die respektiert werden will. Der Respekt vor dieser Persönlichkeit ist schon dort negiert, wo deren Wahrnehmung sich reduziert auf „Aufgedonnertsein“ oder „Vogelscheuche“. Damit sieht Mann Frau nur noch als Gebrauchswert für sich, er tritt ihr bereits als abschätzender Konsument gegenüber, dessen Maßstäbe er allein in sich selber findet. Was Frau als Subjekt will, sich wünscht etc., ist vollständig ausgeblendet. Der Weg von dieser Art, Menschen anzuschauen, bis zur Warenform des Sexismus ist nicht weit. Daß Männer und Frauen sich heute bis zum Exzeß „stylen“, will ich nicht leugnen und hängt jedenfalls mit der besonderen oberflächlich-vielfältigen Subjektivität zusammen, die das Kapital im Zuge seiner Gesellschaftsrevolutionen zurück läßt. Ich will das hier nicht weiter diskutieren. Auf jeden Fall nimmt Kurz Frauen überhaupt nicht in ihrer weiblichen Subjektivität wahr. Sie erscheinen entweder als „aufgedonnert“ oder als „Vogelscheuche“ und das ist eben die männliche Sicht der Dinge. Man merkt der Nürnberger Schrift auf Schritt und Tritt an, daß die „Großtheoretiker“ sich mit dem Feminismus seinem Inhalt nach nicht wirklich auseinandergesetzt haben, daß sie absolutes Neuland betreten (*terra incognita*), und vor allem, daß die Männer ihren eigenen sexistischen Sozialcharakter auch nicht im Ansatz thematisiert haben. Ich merke hier auch nicht die Spur einer selbstkritischen Reflexion ihres Männerdaseins. Entweder sie sind tatsächlich die „entsinnlichten“ Geschöpfe von denen sie da schreiben oder sie kommen von einem anderen Stern, und machen sich soeben

kopfschüttelnd mit dem Geschlechterverhältnis auf diesem Planeten bekannt.

Zweifellos wird heute auch die weibliche Subjektivität im Kontext des gesellschaftlichen Sexismus umfassend geld- und warenförmig geprägt. Radikaler Feminismus sucht noch immer nach der kritischen Antwort darauf und erfährt dabei das gleiche Schicksal wie die übrigen auf soziale Emanzipation orientierten Strömungen, Bewegungen. Abgekoppelt von der fundamentalen Kapitalkritik schwankt er zwischen Anpassung und reaktionärer Illusion, die das Heil in der Welt von gestern sieht. Was die Enthüllung und Beschreibung der Erscheinungen des modernen Geschlechterverhältnisses anbetrifft, bleibt dieser Feminismus jedoch das Maß der Dinge. Niemand sonst hat den Sexismus so thematisiert und damit zur Möglichkeit seiner Kritik beigetragen.

## 9. Über sexistisch-warenförmige Sinnlichkeit

Die Sinnlichkeit, die die fundamentale Wertkritik also im abgetrennten oder abgespaltenen Bereich der Privatheit von Familie, Ehe usw sucht und verortet, hat diese Insel längst verlassen, wenn sie denn in der bürgerlichen Gesellschaft jemals hier beheimatet war. Diese Sinnlichkeit ist nach Geschlecht zu differenzieren aber nicht in dem Sinne, daß es hier einen entsinnlichten und dort einen sinnlichen Raum gibt. Kein sinnliches Wesen, das der Mensch nun einmal ist, kann sich „entsinnlicht“ reproduzieren. Es stellt sich vielmehr die Frage nach den Formen, in denen die Sinnlichkeit der Gattung in der Welt der Abstraktion erlebt wird. Diese Welt der Abstraktion ist sicherlich eine Welt des „Aushaltens“ von Entbehrungen aller Art, aber sie läßt sich nicht darauf reduzieren. In einer Welt, in der die Bedingungen der individuellen Reproduktion bestimmt sind durch die Bedingungen der Kapitalreproduktion, wird das „Aushalten“ zu einer entscheidenden sozialen Qualifikation, was in der Umgangssprache des industriellen Lohnarbeiters immer wieder thematisiert wird. (Was uns nicht umbringt, das macht uns härter ... Stell Dich nicht so an ... Geh erst mal richtig Malochen ...) Das alles ist Ausdruck der gegen die Individuen vollzogenen Verselbständigung ihrer Gesellschaftlichkeit, Ausdruck von Fremdheit und Unterworfenheit etc. Im Kapital beherrscht uns das Geld nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalt (Stofflichkeit, Sinnlichkeit) nach, denn hier bestimmt das Angebot die Nachfrage und schafft sich sein eigenes gesellschaftliches (kaufkräftiges) Bedürfnis.

Der Grundwiderspruch der Wertvergesellschaftung zwischen Stoff und Form, von dem Roswitha Scholz spricht, besteht zweifellos. Er wird im Kapitalismus niemals verschwinden und doch immer wieder auf „angemessene“ Weise gelöst. In der fundamental wertkritischen Version wird dieser prozessierende Widerspruch aber nun in einen Dualismus umgedeutet, bei dem das eine das andere ausschließt. Dieser Dualismus ist Konsequenz aus der Theorie der „Selbstbewegung des Geldes“ und der „abstrakten betriebswirtschaftlichen Vernutzung von Mensch und Natur“. Der Wert ist danach eigentlich Form von sich selbst und nicht von Gebrauchswert. Der Prozeß, wie das Arbeitsprodukt Wertform annimmt, wie diese Wertform mehr und mehr alle „Tätigkeiten“ und Aktivitäten von Menschen prägt, wird der Reflexion entzogen. Der Prozeß der Wertformung des Lebens stellt sich so unversehens dar als Prozeß der Selbstformung des Wertes unter Ausschluß des Lebens.

Worum es geht ist also nicht die Abspaltung einer „Sinnlichkeit für sich selbst“, die ebenso wenig existiert wie eine Selbstbewegung des Geldes, es geht vielmehr um eine oberflächliche „Diversifikation“ und Verrohung der Sinnlichkeit gleichermaßen; wobei diese Verrohung bei denen, die außerhalb von lohnabhängiger Arbeit hungern müssen, anders aussieht, als bei jenen, die reichlich Pommes essen, Autofahren und täglich acht und mehr Stunden in Fabrikhallen und Büros verbringen. Es tut gleichermaßen sinnlich wahrnehmbar weh, acht Stunden eine Schleifhexe schwingend Chrom, Nickel oder Aluminium in die einzuatmende Luft abzusondern, oder dieselbe Zeit sitzend hinter einem Bildschirm zu verbringen, nichts außer der eigenen Ausdünstung abzusondern und ständig die noch dazu häufig durch Asbest, Formaldehyd und andere Stoffe „veredelte“ Luft einzuatmen. Mit Genuß hat das natürlich nichts zu tun, wohl aber mit sinnlicher Wahrnehmung und damit mit Sinnlichkeit. Diese Art der Sinnlichkeit kennt übrigens keine geschlechtlichen Unterschiede, trifft Männlein wie Weiblein gleichermaßen. Das „Aushalten“ dieser Torturen bekommt masochistische Züge, indem der Erfolg des Aushaltens selbst zum „Genuß“ wird. Allein, das reicht nicht und ebensowenig die dazu nötige Verkopfung, sprich Selbstbeherrschung. Die Droge wird zum Essential. Ohne sie geht kaum noch was. Wir müssen unsere Sinne betäuben, um einerseits uns für Leiden unempfindlich zu machen und andererseits auf veränderter Grundlage genußfähig zu bleiben. Die Drogen bewirken eine Anhebung der Reizschwelle. Sie ermöglichen es, „auf neuer Stufe“ Genuß zu erleben. Das gilt wieder für die Arbeit wie für die Erotik.

Auch innerhalb der angeblich entsinnlichten Arbeitswelt der „abstrakten betriebswirtschaftlichen Vernutzung“ findet Leben statt und wird sogar genossen. Wie dieser Genuß aussieht will ich an kleinen Beispielen erläutern. Wenn ich zum Beispiel über längere Zeit in unbequemer Stellung zu Montagearbeiten verdonnert bin, so verschafft mir allein die Möglichkeit, diese Stellung aufzugeben, zu ändern, Genuß. (Alltagssprachlich: Was ist das schön, wenn der Schmerz nachläßt!) Dieser Genuß wird aber nur durch die zuvor erlittene Tortur zu einem solchen. Ohne die Möglichkeit, sich diese kleinen Genüsse des Schmerznachlasses zu verschaffen, stünden schlagartig aller Fabriken still.

Für die kleinen wie die großen sinnlichen Genüsse gilt immer, daß sie mit dem Erlebnis von Zustandsunterschieden verbunden sind. Der Genuß selbst kann von zweifelhafter Qualität sein, entscheidend bleibt zunächst, daß er subjektiv als solcher erfahren wird. Das gleiche gilt auch für bestimmte zwischenmenschliche Vergnügungen, die sich im Arbeitsalltag abspielen. So fragwürdig sie im einzelnen sind, sie verschaffen den Individuen genüßliche Selbsterfahrung. Ohne diese Möglichkeiten mitten in der Scheiße zu **leben**, stünden die Fabriken still. Da wird gesoffen, gegrillt (selbst am Band) und gezockt, treibt starker Mann seine Späße mit schwachem Mann, werden Frauen angemacht usw. Selbst Freundschaften und Liebesbeziehung bahnen sich hier an und werden auch bereits hier gelebt. Der Begriff der „abstrakten Vernutzung“ blendet dies alles konsequent aus und verweist alles sinnliche, jede Lebensäußerung in Bereiche jenseits der sogenannten „Sphäre abstrakter Arbeit“. Theoretisch verheerend daran ist, daß die oft zweifelhaften Formen dieser Genüsse gar nicht zum Gegenstand der Kritik werden können. Die fundamentale Wertkritik bleibt der realen Wertvergesellschaftung äußerlich und wird niemals verstehen können, warum sich Menschen in diesen verdinglichten Daseinsformen zu Hause fühlen können. Auch hierin stehen die Nürnberger dem vermaledeiten Marxismus letztlich in nichts nach.

Sinnliche Wahrnehmung ist im Arbeitsprozeß jedoch vorwiegend durch Erleiden bestimmt. Es bedarf der Desensibilisierung um genußfähig zu bleiben. Die Desensibilisierung, die beispielsweise vom Alkohol ausgeht, ermöglicht innerhalb gewisser Grenzen trotzdem noch „Genuß“. Es kommt auf das richtige Level an. Die Menschen müssen sozusagen eingestellt werden, wie bei bestimmten Medikamenten in der Psychiatrie, die noch Teilnahme an Geselligkeit ermöglichen und gleichzeitig die Selbstwahrnehmung herabsetzen, um einerseits aushalten und trotzdem noch genießen zu können.

Die so erfolgende Desensibilisierung bewirkt teilweise Verrohung und prägt auch die warenförmige Sexualität.

Die männliche Annahme, eine Frau mit Lockenwicklern im Haar, könne keine erotische Ausstrahlung haben, deutet bereits auf die Wahrnehmungsstörung hin. Heute hilft allerdings auch das „Aufgedonnert sein“ kaum noch. Wird auf der einen Seite jede Frau zur sexuellen Ware, so gelingt dies andererseits nur bei entsprechender Stimulation ... und wie diese Stimulation männlicher Sexualität heute aussieht zeigen uns wiederum die Pornos. Heftigst und ununterbrochen bewegt sich das Glied in der Scheide. Krönender Abschluß der Samenerguß vor der Kamera über den Körper der Frau oder, besser noch, in ihren den Samen wieder herauslaufen lassenden Mund. Unterhalb dieser Schwelle ist alles „kalter Kaffee“. Wo auch dies nicht mehr reicht, muß Gewalt die Sache würzen, oder müssen Tiere und Kinder das Ganze über sich ergehen lassen. Von Drogen betäubt stößt Mann ständig zu neuen Ufern männlicher Sinnlichkeit vor. Von Drogen betäubt „genießt“ Frau. Da gibt es auch keine männliche „Technik“, die nicht wollüstig stöhnend begleitet wird.

Das Problem des „männlichen Prinzips“ ist hier das des subjektiven Genusses, der sich nicht stört am Leid der Frau. Dabei kann das ganze Spektrum in Betracht kommen, vom nörgelnd zum Geschlechtsverkehr nötigen „Softie“ bis zum sogenannten „Triebtäter“, der erst dann zum Orgasmus kommt, wenn Blut fließt. Soweit nämlich reicht die Palette zweifelhafter männlicher Sinnlichkeit. Überall bleibt die Persönlichkeit der Frau das zu überwindende Hindernis. Was auf der einen Seite subjektiv Genuß beschert, bedeutet auf der anderen Seite erlittenes Leid. Bei den „milden“ Formen männlicher Grenzüberschreitungen wird dies in Kauf genommen, und in extremer Form ist die Beobachtung des Leids der Genuß selbst. Das Problem ist nicht die Entsinnlichung des Mannes, sondern seine Sinnlichkeit selbst, in der sich in unseeliger Allianz die asoziale Destruktivität des alten Patriarchats mit der der Wertlogik verknüpfen.

Das fundamentale Problem des heutigen Geschlechterverhältnisses läßt sich an Hand der sexistischen Erotik und der desensibilisierenden Lohnarbeit wie folgt benennen:

1. Die weibliche Subjektivität wird von Männern nicht einmal mehr in ihrer sogenannten „natürlich-mütterlichen“ Form wahrgenommen, weil Frau selbst zu Ware geworden ist.

2. Die Verrohung der Sinne, die Desensibilisierung verlangt ständig neue Stimulation, den Exzeß.

Damit ist das moderne Geschlechterverhältnis natürlich keineswegs umfassend begriffen, aber wir bekommen ausgehend von dieser „öffentlichen Sphäre“ der Geschlechterbeziehung einen adäquaten Zugang zur Kritik.

Beide benannten Aspekte erhalten Kontur im Kontext des Kapitalverhältnisses als einer Form und Inhalt ergreifenden verdinglichten Gesellschaftlichkeit materieller Reproduktion.

In der Öffentlichkeit selbst liegt die Möglichkeit nicht nur Kritik, sondern auch der Veränderung.

Das Kapitalverhältnis selbst setzt wie gesagt an Verhältnissen an und entwickelt sich aus Verhältnissen, die nicht geschlechtlich zu spezifizieren sind. Insofern als das Kapital den gesamten gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß ergreift, wandelt es auch das dazugehörige, aber jeder Gesellschaftlichkeit ontologisch vorausgesetzte Geschlechterverhältnisse um, bzw. formt es neu. Es spaltet die „Sinnlichkeit“, das „Stoffliche“ nicht ab, sondern unterwirft der Tendenz nach alles sinnlich-stoffliche der Wertform. Indem es dies tut, trägt es seinem eigenen Doppelcharakter Rechnung, nicht durch Abtrennung.

## 10. Befreiung der Frau als Abschaffung der „sexuellen Differenz“?

Zu welchen Absurditäten die bloß wertfundamentalen Überlegungen letztlich führen, das will ich abschließend kurz skizzieren.

Norbert Trenkle wendet sich in seinem Artikel „*Differenz und Gleichheit*“ gegen eine „*Ontologisierung der Geschlechterdifferenz*“<sup>53</sup>. Das macht schon stutzig, denn zweifelsfrei gehört die Geschlechterdifferenz zur Ontologie des gesellschaftlichen Lebens der Menschen und zwar in einem biologisch-sozialen Sinn. Zweifellos konstituiert die biologische Differenz soziale Unterschiede. Kein Mann wird jemals jene „Tätigkeiten“ übernehmen können, die unmittelbar mit der Erzeugung des fremden Lebens im weiblichen Körper zusammenhängen. Das ist eine soziale Differenz allerdings kein sozialer Antagonismus. Trenkle kritisiert nun jene feministische Strömung „*der die sexuelle Differenz als ontologische Wesenhaftigkeit*“<sup>54</sup> erscheint. Unter der Hand und ohne große begriffliche Skrupel wird diese sexuelle

<sup>53</sup> vergl. Norbert Trenkle „Differenz und Gleichheit“ in KRISIS Nr.12, S. 99

<sup>54</sup> Norbert Trenkle ebenda, S. 99

Differenz dann kurzerhand zur „*sexistischen Differenz*“<sup>55</sup>. Der Autor kommt wie gesagt nicht auf den Gedanken, daß die Begriffe sexuell und sexistisch unterschiedliche Sachverhalte benennen, und folglich kann auch nicht die Rede sein von einer Diskussion dieser unterschiedlichen Sachverhalte.

Und wieder nimmt des Drama der begrifflichen Nürnberger Trennschärfe seinen Lauf. Wenn immer mehr Frauen „vermännlichen“ und Männer „verweiblichen“, so kritisiert Trenkle daran bezeichnender Weise, daß das nichts „*mit einer Aufhebung der Spannung selbst*“<sup>56</sup> zwischen den Geschlechtern zu tun habe. Arme Welt fundamentaler Wertkritik! Die Spannung zwischen den Geschlechtern soll also aufgehoben werden. Ja die Ontologie-Kritik kennt keine Schranken, da bleibt nichts ungeschoren. Ich gestehe offen, daß ich einer solchen geschlechtslosen Welt nicht leben möchte. Auf nichts anderes aber weist die Überwindung der Spannung zwischen den Geschlechtern „als solcher“ hin. Wir hätten so tatsächlich die „Entsinnlichung“ von der immer die Rede ist ein Stück weit realisiert. Es geht hier aber nicht darum, was ich schön finde und was ich nicht schön finde, sondern darum, was überhaupt geht und wie weit die Ontologie-Kritik trägt. Diese wird spätestens dann absurd, wenn die sexuelle Differenz hinterfragt wird.

Wer noch Zweifel an der Begriffskonfusion der fundamentalen Wertkritik hat, der sei wiederum auf den Vordenker verwiesen. Kurz verlangt eine „*grundsätzliche Umwälzung der Erotik ... im weitesten Sinn*“<sup>57</sup>.

---

<sup>55</sup> Norbert Trenkle ebenda, S. 102

<sup>56</sup> Norbert Trenkle ebenda, S. 105

<sup>57</sup> Robert Kurz in KRISIS Nr.12 S. 166

Was könnt damit gemeint sein? Hat er gar den doppelten Auerbach beim Geschlechtsverkehr vor Augen, meint er, daß nunmehr grundsätzlich die Frau den Mann stellungsmäßig „missionieren“ solle? Da er sich über die „grundsätzliche Umwälzung“ der Erotik wieder nur metaphorisch und nicht theoretisch-begrifflich ausläßt, müssen wir uns an sein Bild halten:

*„Wenn Hennen bloß gockelhaft werden und die Gockel hennenhaft, ohne daß sie aufhören weiter Gockel und Hennen zu sein, dann hat sich nichts wesentlich geändert.“*<sup>58</sup>

Dank dieses Bildes wissen wir nun Bescheid. Gockel und Hennen sollen aufhören Gockel und Hennen zu sein. Also nichts wie Clitoris und Schwanz ab und Möse zu. Schließlich geht es um eine „grundsätzliche Umwälzung der Erotik im weitesten Sinne“. Und nach dieser Umwälzung wird dann überhaupt nicht mehr „gewälzt“. Es herrscht vielmehr endlich ein spannungsloser Zustand zwischen den Geschlechtern. Frau und Mann begegnen sich in ihrer Eigenschaft als Wissenschaftler, d. h. als Denker und da hört sich das gockel- und hennenhafte Getue und Herumgewälze jedenfalls auf.

Der einzig positive Anknüpfungspunkt für die „Umwälzung“ der Erotik im besonderen und des Geschlechterverhältnisses im allgemeinen, die Austauschbarkeit von männlichem und weiblichem „Rollenverhalten“ wird fundamental wertkritisch niedergemacht im Namen der „Radikallösung“ eines spannungslosen Zustands zwischen den Geschlechtern. Wenn das keine Leistung ist? <>

---

<sup>58</sup> ebenda

Klaus Braunwarth

## Zur Kritik des Abspaltungstheorems

Ein Brief zum Beitrag von Robert Schlosser

Ulm, den 26.2.93

Lieber Robert,

Mit dem ganzen I. Teil Deines Papieres, der Anti-Kritik zur ‚Kritik‘ der Arbeitsontologie, stimme ich völlig überein und finde ihn ganz ausgezeichnet. Arbeit ist eben nicht immer schon abstrakte Arbeit und damit Wert. Wäre dem so, wozu bedürfte es dann noch der Subsumtion der Arbeit unter Kapital, wie wäre denn dann die mit dem Vollzug der Abstraktion in der Wirklichkeit einhergehende Zerstörung der Elementarfaktoren des Arbeitsprozesses selbst, Naturbedingungen und menschliches Arbeitsvermögen, zu erklären?

Mit dem II. Teil Deines Papieres verhält es sich für mich etwas komplizierter. Alle die darin von Dir entwickelten Gedanken finde ich gut, aber es bleibt ein gewisses Unbehagen dagegen, wie Du den Gesamtakzent setzt. Du widerlegst sehr treffend die behauptete Konstitution des Patriarchats entlang der Scheidung von Öffentlichkeit und Privatheit. Ganz richtig weist Du darauf hin, daß der Identifikation von Wert und Mann eine bloße Tautologie zugrunde liegt und wie immer entwickelst Du völlig korrekt das Verhältnis von Wert und Kapital (Wert = Stoff-Form-Dualismus, während dem Kapital die Durchdringung der beiden Momente mit der Form als Bestimmendem entspricht). Nur ergeben sich für mich daraus andere Konsequenzen als die Deinen, was den Nürnbergern hinsichtlich ihres Verhältnisses zum Feminismus vorzuwerfen ist. Um das zu erklären, will ich versuchen, einige in Deinem Papier nicht oder nicht so pointiert angeführte Gesichtspunkte zu entwickeln, die bloß ein Herausarbeiten weiterer logischer Konsequenzen aus Deinen von mir gerade rekapitulierten Hauptargumenten sind.

Gerade weil das Kapital ein ‚totalitäres‘ Produktionsverhältnis ist, formt es alle gesellschaftlichen Bereiche und alle (die weiblichen inklusive) Sozialcharaktere. Weil es weiter ein dynamisches Verhältnis und die Umwälzung aller jeweils vorgefundenen Produktionsbedingungen geradezu sein Lebenselixier ist, läßt es auch keinen Raum für statische persönliche Identitäten, denn mit der Revolutionierung der Produktionsweise wird mehr oder weniger periodisch auch die Gesamtheit der Lebensverhältnisse verändert. Das Kapital herrscht den Subjekten

seine Bestimmungen auf und nicht umgekehrt. Niemand, nicht der profitgierigste Kapitalist und schon gar nicht ‚der Mann‘ kann der Wert oder das Kapital sein.

Das Kapital ist sich Selbstzweck, die Reproduktion der Subjekte kennt es nur als abgeleitete Funktion, soweit für seine Selbstverwertung nötig. Daraus folgt unmittelbar, daß *keine* bestimmte Art und Weise persönlicher Reproduktion, also auch nicht eine (groß- oder klein-)familiale, zum Begriff des Kapitalverhältnisses gehört. Die Formen persönlicher Reproduktion sind vielmehr als abhängige Variable der Notwendigkeiten und Möglichkeiten der Kapitalakkumulation und der Strukturen der gesellschaftlichen Gesamtproduktion, zu denen jene sich verlängern, zu begreifen. Dabei findet das Kapital zu Beginn seiner Entwicklung einfach bestimmte, noch nicht von ihm selbst geprägte Formen persönlicher Reproduktion vor, die es erst allmählich seiner Logik gemäß umgestaltet und der Tendenz nach schließlich auflöst.

Was folgt daraus jetzt konkreter für unser Thema?

Erstens, und das ist oben schon gesagt, ist es falsch, aus dem Begriff des Wert- oder Kapitalverhältnisses eine bestimmte unveränderliche Form persönlicher Reproduktion ableiten zu wollen, wie es im Abspaltungstheorem geschieht (dort über die Pseudo-Differenzierung, daß bestimmte Tätigkeiten weil nicht als Arbeit verrichtbar, kapitalistisch nicht zu vereinnahmen seien, also „abgespalten“ werden müssen und sich deshalb gleich bleiben). Es mag ja sein, daß nicht alles, was zur persönlichen Reproduktion gehört, sich als kapitalistisch betriebenes Geschäft oder sozialstaatlicher Dienst abwickeln läßt, obwohl ich mir da nicht so sicher bin, auf jeden Fall aber die Grenze dafür viel weiter hinausschieben würde, als die Nürnberger, die in Sachen kapitalistischer Formbestimmung der Dienste und staatlicher Kompensation der Mängel der Reproduktion nur sich aufplusternde Ignoranten sind (z B die Kapitalproduktivität von Diensten nicht begreifen und glauben, der Sozialstaat werde vor allem durch Umverteilung von Mehrwert und nicht durch Abzug vom Lohn finanziert). Aber kapitalistische Formbestimmungen von Konsum und persönlicher oder familiärer Reproduktionstätigkeit ergeben sich nicht erst dann, wenn sie mit Geschäften einzel-

ner Kapitale verbunden sind. Solche Formbestimmungen schlagen sich schon darin nieder, daß sich die Subjekte durch ihren Konsum z.B. als variables Kapital erhalten, was heißt, daß je nach Entwicklungsstand der Kapitalakkumulation bestimmte Dinge in den Konsum eingehen müssen oder auch nicht, daß die verkonsumierten Produkte vermittelt der gesellschaftlich und d.h. letztlich kapitalistisch geprägten Sinne angeeignet werden usw. Der Konsum und private Betätigungen tragen allenthalben kompensatorische Züge und werden habituell besetzt, d.h. symbolisch aufgeladen und werden darüber zu Betätigungsweisen gesellschaftlich geformter Charaktere (Bourdieu). Ausgerechnet den Konsum wollen die Abspaltungstheoretiker jetzt als Schleuse zu einem Reich des wertlogisch nicht durchdrungenen Sinnlichen entdeckthaben – das ist der abgeschmackteste Witz, den ich seit langem gehört habe.

Mit der Erziehung verhält es sich nicht anders. In alle von den Abspaltungstheoretikern so platt bis hin zur Idealisierung beschworenen zwischenmenschlichen Verhaltensweisen wie Empathie, Zuwendung usw. gehen die gesellschaftlich geprägten Verkehrsformen, Kommunikationsmuster, Techniken der Bildung von Ich-Identität und -Behauptung, Logiken des Konkurrenzverhaltens usw. ein. Erziehung ist Formung eines für die Gesellschaft tauglichen Persönlichkeitstypus, wie sollten da die via Sozialisation vermittelten Eigenschaften und damit auch die diese Eigenschaften *produzierenden* Tätigkeiten nicht ihrerseits gesellschaftlich und d.h. hier und heute kapitalistisch formbestimmt sein. Natürlich geht nicht alles, was da vorgeht, in diesen Formbestimmungen auf. Aber das ist schon im unmittelbaren Produktionsprozeß so und näher als hier kann man der Kapitallogik gar nicht sein, der ja nicht nur Verwertungsprozeß sein kann, sondern immer auch Arbeitsprozeß bleiben muß und kapitalistisch gerade als Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozeß ist. Erst recht hat man es in den Nichtarbeitsphären nicht nur mit kapitalistisch Formbestimmtem zu tun, aber die Aneignung und der Umgang z.B. mit Naturresiduen ist gesellschaftlich vermittelt und überformt. In dem Aufspüren und der Bestimmung dieser Vermittlungen besteht das ganze Geheimnis und die ganze Kunst der vielgeschmähten „Ableitung“. Das ist für die „fundamentale Wertkritik“ bis heute eine ‚terra incognita‘ geblieben. Sie kennt nur unmittelbare Identität oder Abspaltung, Vermittlung nur in der äußerlichen Form des empirischen Werdens. Hegel, den sie so oft im Munde führt, rotierte in seinem Grabe, könnte er davon Wind bekommen. Allerdings bist auch Du in Deinem Papier in den

Passagen über Sexualität und Porno-Industrie nicht ganz frei von diesem Fehler des Reduktionismus. Auch Du entdeckst die kapitalistisch geformte Subjektivität erst in der industriellen Vermessung und Vermarktung des weiblichen Körpers und des männlichen Begehrens. Nebenbei: das Umgekehrte gibt es auch, wenn auch in viel geringerer Dimension, und wird es zunehmend geben. Dabei spiegelt die industrielle Pornographisierung der Sexualität die vorher schon längst gesellschaftlich präformierten sexuellen Verkehrsformen und ‚Codierungen‘ von Intimität zwischen den Geschlechtern (und innerhalb derselben). Diese schon unterhalb der Schwelle kapitalistisch-industrieller Vermarktung stattfindende gesellschaftliche Formung und ‚Codierung‘ von Sexualität gilt für Mann und Frau, was nicht in Widerspruch dazu steht, daß im Durchschnitt ein Element dieses ‚Codes‘ immer noch die männliche Dominanz ist, aber nicht allein darin drückt sich sein soziales Geformtsein aus. Sexuell besetzt können alle möglichen Phänomene werden, oder anders ausgedrückt mit der Sexualität kann sich alles vermischen: Herrschafts- wie Unterwerfungsgelüste, Verdinglichung und Fetischisierung, Ängste und allerlei kompensatorische Phantasien bis hin zu allen möglichen an und für sich nicht direkt sexuellen physiologischen Regungen (Schmerzempfindungen z.B.). Erzähle mir doch keiner und keine, das gäbe es nur bei Männern und Frauen seien irgendwie näher an vermeintlich ‚natürlich-unschuldigerer‘ Sinnlichkeit. Der Mensch in beiden Geschlechtern ist Natur- und Gesellschaftswesen, das Gesellschaftliche formt (und deformiert) seine Natur und entwickelt sie und, mehr noch, läßt auch Gesellschaft werden, wo zuvor Natur war.

Zweitens. Selbst da, wo privat abzuwickelnde Reproduktionstätigkeiten verbleiben, gibt es von der Kapitallogik her nicht den geringsten Grund dafür, warum das bevorzugt Frauen machen sollen. Dem Kapital ist es völlig wurscht, ob Mann oder Frau die Unterhosen bügelt (so man nicht bügeln läßt oder gleich ungebügelt trägt) und wer die gemeinsamen Blagen großzieht (abgesehen davon, daß die Erziehung sich ohnehin mehr und mehr außerhalb der Familie und ihrer Surrogatformen abspielt). Weil die auf die Kapitalform gründende Produktionsweise keine naturwüchsige mehr ist, untergräbt sie auch alle tatsächlich oder vermeintlich naturwüchsigen Formen von Subjektivität. Das gilt für handwerkliche Produzentensubjektivität genauso wie letztlich für ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘. Davon ist zu unterscheiden, daß die Verschiedenheit und die Hierarchisierung produktiver wie reproduktiver Funktionen nicht aufgehoben sondern auf wach-

sender Stufenleiter reproduziert wird. Was beseitigt wird, ist die konstant bleibende Zuordnung immer derselben Personen zu diesen Funktionen, was ja den Prozeß der Individualisierung und des Abstraktwerdens der Klassenverhältnisse ausmacht. Daß für die mit der persönlich-familialen Reproduktion verbundenen Funktionen fast komplett die Frauen als zuständig erklärt wurden und noch werden, ist nicht aus der Logik des Kapitals herzuleiten, sondern aus den Verhältnissen, die das Kapital vorgefunden hat, mit anderen Worten: es ist traditionelles Relikt.

Indem das Kapital die Daseinsweise der Subjekte der Form nach als abstrakte Individualität setzt, schafft es das Milieu, aus dem alle Gleichheitsvorstellungen erwachsen. Der Kapitallogik entspricht gerade das Prinzip, in dessen Namen die Subjekte gegen ihre noch überkommene exklusive Subsumtion unter als subaltern gesetzte Funktionen protestieren: freie und gleiche (d.i. abstrakte) Individualität. Natürlich produziert das Kapital auch die Hemmnisse, die der Verallgemeinerung der freien und gleichen Individualität entgegenstehen: Die Hierarchisierung der gesellschaftlichen Funktionen bleibt ja und die Verteilung der Individuen auf diese Funktionen verläuft friktionsloser und meist auch billiger, wenn ihr vermeintlich natürliche Selektionskriterien zuarbeiten (Frauen an den Herd oder in die schlechter bezahlten Jobs, Schwarze oder ‚Gastarbeiter‘ an die Drecksarbeit usw.). Der springende Punkt an der Sache ist nur, daß die Trennung von Person und Funktion der Logik und dem allgemeinen Begriff des Kapitals entspricht, während in die Kriterien, nach denen das Menschenmaterial dann auf der Basis dieser Trennung zeitweilig mit diesen Funktionen kombiniert wird, eben auch traditionelle Maßstäbe eingehen, die nichts direkt über die Logik, sondern mehr über den empirischen Stand der Modelung aller gesellschaftlichen Verhältnisse durch sie aussagen. Daher die Struktur, die Verwirklichung des Ideals (der abstrakt mit sich identischen Idee) gegen die schlechte Realität (in der es die Idee nie nur mit sich selbst zu tun hat, also Eintrag erleidet) einzuklagen.

Drittens. Die Differenz zwischen struktureller Logik und der sich auf ihrer Grundlage noch fortwährenden, aber durch sie auch schon modifizierten traditionell eingefärbten Verhältnisse hat der Feminismus soweit ich sehe eher verwischt. als aufgehellt (ich lasse mich da gerne vom Gegenteil überzeugen, so es das gibt, und gestände mich dann durchaus der männlichen Ignoranz überführt), indem er doch ein in die strukturelle Logik eingelassenes ‚Prinzip‘ personal, d.h. hier geschlechtlich, gebundener

Über- und Unterordnung sozialer Daseinsweisen erkennen zu können glaubte. Das muß zu Ende geführt zwangsläufig in einem anderen Verständnis der bürgerlichen Moderne resultieren, als das sich aus der Kritik der politischen Ökonomie ergebende.

Das Nürnberger Abspaltungstheorem konfundiert zwei verschiedene strukturelle Logiken eklektisch miteinander, daher die tautologischen Konstruktionen (der Wert ist der Mann, weil der Mann der Wert ist). Das geht nur, weil in diese Konstruktionen die politökonomischen Kategorien verkrüppelt eingehen, weshalb ihnen dann ein abgespaltenes Anderes beigeclatscht werden kann, wie Du ja auch kritisierst hast. Aber dann läge es doch näher, die Nürnberger erstmal dafür zu beuteln, daß sie sich viel zu weit auf die Logik des feministischen ‚Diskurses‘ eingelassen haben, anstatt vor allem dafür, wie Du es getan hast, daß sie der feministischen Kritik und Enthüllung männlicher Gewalt zu wenig Referenz erwiesen haben (und Du hast recht mit Deiner Feststellung, daß in der „Krisis“ 12 diese männliche Gewalt, jedenfalls ihre manifesten Äußerungen, kaum vorkommt). In dieser feministischen ‚Ergänzung‘ der reduktionistisch ergänzungsreif gemachten politökonomischen Kategorien lauert der endgültige Bruch mit der Kritik der politischen Ökonomie. Da das Ganze ein eklektisches Konstrukt ist und die Nürnberger das, was sie verzapfen, zwar immer wichtig aber nicht unbedingt ernst nehmen und in ihren Theorien schon mal die fünf gerade sein lassen, ist es noch nicht ausgemacht, ob und wenn ja nach welcher Seite, dessen immanenter Widerspruch aufgelöst wird. Man wird sehen, sollte sich aber aus Erfahrung auf das Schlimmste gefaßt machen.

Viertens. Alle Argumente, mit denen die Nürnberger begründen wollen, daß sich die Wertlogik mit dem Geschlechtergegensatz deckt sind falsch. Erst recht gilt das für die noch weitergehende Behauptung – die aber, um es zu wiederholen, gar nicht hergeleitet, sondern bloß tautologisch konstruiert wird – der Letztere läge der Ersteren zugrunde. Deine Kritik dieser Argumente habe ich ja schon vorne gewürdigt, so daß ich dem nur noch ein paar Ergänzungen hinzufüge, die das eine oder andere etwas schärfer akzentuieren.

a) Gegensatz von Abstraktion und Sinnlichkeit, wobei Abstraktion männlich (und gleich Wert und Kapital) und Sinnlichkeit weiblich (und gleich abgespaltene Sphäre der Privatproduktion) sein soll: Zunächst fällt auf, daß sich R. Scholz nicht über die Implikationen dessen klar ist, was sie schreibt. Was in der Wertabstraktion an Sinnlichkeit nicht aufgeht wird abgespalten, behauptet sie. Im folgenden

behandelt sie dann aber den Wert als etwas überhaupt Unsinnliches, wonach dann nicht nur die im Wert nicht aufgehende Sinnlichkeit, sondern jegliche Art von Sinnlichkeit überhaupt im Wert abgespalten werden müßte. Das stimmt allein schon deshalb nicht, weil die Abstraktionen real werden müssen, um als Abstraktionen überhaupt gesellschaftlich strukturelle Prägestkraft entfalten zu können. Als Realabstraktionen können sie aber gar nicht unsinnlich, d.h. bloß gedanklich, bleiben, sondern müssen selber sinnlich werden (Verdinglichung). Das aber heißt weiter, daß diese Abstraktionen gar nicht als gedanklich fest umrissene das Durchschnittsbewußtsein beherrschen, sondern als selber sinnlich gewordener Schein. Nicht die gedanklich bewußte Abstraktion der Arbeit sans phrase gibt den Grund des Werts, vielmehr wird dieser mit seiner dinglichen Inkarnation im Geld identifiziert, das auch nicht als Formbestimmung verstanden, sondern nur in seinen Funktionen aufgefaßt wird, weshalb man auch keinen Wert sondern nur noch Preise kennt. Nichts alberner, als weismachen zu wollen, der durchschnittliche männliche Verstand sei ein Ausbund abstrakter Rationalität. Das männliche Alltagsbewußtsein ist wie das weibliche eingefleischter Empirist. Es orientiert sich am vermeintlich Handgreiflichen und sortiert die im Umgang mit ihm gemachten Erfahrungen mehr schlecht als recht mit Hilfe einiger ziemlich plumper Abstraktionen. Da die evidente Sinnlichkeit („das Leben“), aus deren Anschauung das Durchschnittsindividuum seine Weisheiten bezieht, aber eine kapitalistisch schon strukturierte ist, setzt der ungebildete egal ob männlich oder weibliche Verstand nicht reine Sinnlichkeit um, sondern rationalisiert immer schon den sinnlichen Schein real gewordener Abstraktionen. Es gibt sowenig den einfachen Dualismus von Abstraktion und Sinnlichkeit, wie es den von Stoff (Gebrauchswert) und Form (Wert) gibt. Im Begriff der Aneignung der gesellschaftlichen Totalität durch die Subjekte müssen Abstraktion und Sinnlichkeit zusammen und wechselseitig durchdrungen gedacht werden, wobei die Abstraktion insofern das Übergreifende ist, als sie es im sinnlichen Material mit ihrem eigenen dinglichen Schein zu tun hat, so wie im zum Kapital aufgestiegenen Begriff des Werts der Wert sich im anderen seiner Gebrauchswertgestalten nicht verliert, sondern sich gerade dadurch erhält, indem er sich in sein Gegenteil verwandelt.

Für das wissenschaftliche Denken, das aber nicht das bürgerliche Alltagsbewußtsein prägt, gilt gewiß die Herrschaft der Abstraktionen in dem Sinne, daß es sich mit Hilfe subjektiv bewußt vollzogener Abstraktionen organisiert.

Aber die zweifellos vorhandene historische Affinität zwischen dem Aufkommen abstrakten Denkens und der Verfestigung von Tauschbeziehungen, zwischen Philosophien der Naturbeherrschung durch einen männlich imaginierten reinen Geist und der Durchsetzung des Patriarchats bedeutet nicht, abstraktes bzw. wissenschaftliches Denken könne immer nur diesen Inhalt denken. Tatsächlich waren diese Identifikationen ja immer schon ideologisch, und die Entfaltung der Wissenschaft war keineswegs gezwungen, diesen ideologischen Schein immer nur zu reproduzieren. Nach der der Behauptung von R. Kurz in seinem Artikel in der „Krisis“ 12 zugrundeliegenden Logik – ‚männliche‘ Vernunft könne das abgespaltene Weibliche nicht begreifen, weil sie von ihrer Entstehung her für immer in den patriarchalen Horizont gebannt sei – ließe sich ebensogut sagen, der Mensch könne, weil aus dem Tierreich hervorgegangen, nie über das Niveau tierischer Intelligenz hinaus gelangen. Selbstverständlich kann das Resultat einer Evolution seine Ausgangsbedingungen unter sich lassen, d.i. Entwicklung als Negation. Die Entfaltung des wissenschaftlichen Denkens in der Geschichte war ja auch real einer der auf die Auflösung naturwüchsiger und auf persönlicher Abhängigkeit basierenden Verhältnisse drängenden Faktoren. Als eines seiner späten Resultate wurde das wissenschaftliche Denken reflexiv, klärte sich über sich selbst auf und holte seine Konstitutionsbedingungen ein. Damit ist die Auflösung wissenschaftlicher Selbstbornierungen prinzipiell gedacht, wenn auch mitnichten verallgemeinert. Die theoretischen Abstraktionen verraten nicht nur etwas über ihre genetische Abkunft, sondern, und zwar sogar zuvor, auch etwas über die reale Beschaffenheit der Welt. Vermittelt des bestimmten Inhalts des sich dadurch allmählich aufhäufenden Materials entwickelt sich eine – natürlich nie abgeschlossene, aber dennoch – Totalität des Weltbezugs, die nicht mehr in partikularen Daseinsweisen bornierter Subjekte aufgehen kann. So wie vielleicht Ludwig der XIV. aber nicht mehr Bundeskanzler Kohl sagen kann, „l’etat c’est moi“, oder der Feudaladel wirklich der Staat war, aber die Politiker oder die Kapitalisten heute das gewiß nicht sind, so konnten griechische Philosophen noch ihre Männlichkeit als personifizierten Geist sehen, einer der das heute täte, machte sich nur noch lächerlich.

Die Identifikation von Wissenschaft = Reich der Abstraktion = Herrschaft des mit sich identischen Geistes über die chaotisch sinnliche Natur = Herrschaft des Mannes über die Frau ist schon historisch nie aufgegangen. Wenn männliche Denker die körperliche Arbeit verachtet

haben, haben sie damit auch arbeitende Männer verachtet. Die Scheidung von Geist/Natur hat sich nie einfach mit der Geschlechterpolarität gedeckt, obwohl die letztere darin enthalten war. Das allgemeine männliche Ideal dürfte für die längste Zeit der agrarischen Zivilisationen nicht die Denkerdrohne sondern der Krieger als Figur einer ganz speziellen Sorte Sinnlichkeit gewesen sein.

Die Bornierungen der Wissenschaft spiegeln die Borniertheit kapitalistischer Verhältnisse – was nicht heißt, die Wissenschaft ginge darin auf – und die drückt sich weniger in der Verobjektivierung von Subjektivem, sondern vor allem in der Versubjektivierung von Objektivem aus. Die Wissenschaft ist sowenig das verobjektivierte Gattungswesen „Mann“, wie der Wert.

b) Abstraktes Individuum und Mann: Mit dem Abspaltungstheorem will man jetzt in Nürnberg entdeckt haben, daß das abstrakte Individuum eine geschlechtsspezifisch-männlich geprägte Figur ist. In Nürnberg hat man noch nie gewußt, was das abstrakte Individuum ist. Bisher wurde da tatsächlich geglaubt, es sei eine Art verfleischlichtes Abstraktum, ein gesichts- und merkmalsloses Gespenst, ein Zombie usw. Weil Abstraktion jetzt männlich heißen soll, muß logischerweise auch das abstrakte Individuum männlich sein und die immer als allerentwirklichste vorgestellte Abstraktion zeigt nun zur allgemeinen Überraschung eine konkrete Kehrseite.

Abstrakt an der Individualität des bürgerlichen Subjekts ist aber einfach zunächst die Form, in der es als Vereinzeltetes gesetzt ist. Einzelner wird es durch seine Trennung von den Quellen des gesellschaftlichen Reichtums, d.h. der Mittel zur Betätigung seiner Individualität. Seine Lebensnotwendigkeiten sehen sich als seine Privatsache behandelt, das heißt sie kommen als gesellschaftlicher Zweck nicht vor, sind Zwecke nur für ihn, die er nur über seine Instrumentalisierung für den Zweck der Selbstverwertung des Werts realisieren kann. Alle konkreteren Bestimmungen, die ja durchaus in die leere Formhülle der abstrakten Individualität eingehen – seien es die nie ganz sich eliminieren lassenden Merkmale der konkreten Arbeit, seien es die lebensweltlichen Bezüge, in denen das Dasein als Einzelner sich abspielt – und derentwegen der vereinzelt Einzelne auch nicht die Gespenstermonade ist, von der die Nürnberger Gruselgeschichten handelten, heben aber den abstrakten Charakter dieser Form nicht auf. Ihre gesellschaftliche Gültigkeit erlangen diese Konkretionen nicht dank der ihnen eigenen Qualitäten, vielmehr ist sie teils abhängig von ihrem Einfluß auf die Bewährung der Person als Mittel für die Zwecke des Kapitals, teils erhal-

ten sie den Charakter einer beliebigen Sinnsuche als Kompensation für den Verlust an sozialer Relevanz des ins Private Abgedrängten usw. Das alles ist im Prinzip für die Frau nicht anders als für den Mann. Mir wäre nicht bekannt, daß die Trennung der Subjekte von den Bedingungen der Möglichkeit ihrer Existenz als Individuen vor den Frauen haltgemacht hätte.

Soweit die Frau nicht arbeitet und ganz in der Familie aufgeht, die zugleich nicht mehr als Produktions-, sondern nur noch als Reproduktionseinheit fungiert, bevölkert sie als lebendes Inventar eine um die Arbeit des Mannes zentrierte Sphäre. Genau das hat in den Anfängen der bürgerlichen Gesellschaft die Verschlechterung der gesellschaftlichen Stellung der Frau ausgemacht. Diese Aufgaben haben eben nur noch einen privaten und keinen sozialen Zusammenhang mehr gestiftet. Aber wo soll da ein Widerspruch zur allgemeinen Subjektform der abstrakten Individualität bestehen? Das damit zu begründen, Kindererziehung und ausschmücken der Privatsphäre des Mannes seien halt keine abstrakte Arbeit, ist der pure Schwachsinn. Darauf kommt es in diesem Zusammenhang gar nicht an, abgesehen davon, daß auch die hier anfallenden „Tätigkeiten“ Merkmale abstrakter – wenn auch nicht wertschöpfender – Arbeitsverausgabung tragen und daß, worauf Du in Deiner Kritik zurecht hingewiesen hast, auch das, was der Mann im Arbeitsprozeß treibt, nicht ganz im Ausstoß abstrakter Arbeitseinheiten aufgeht.

Die Auflösung der Einheit von Arbeit und persönlicher Reproduktion in der vorbürgerlichen Familie mit dem Übergang zur bürgerlichen setzt Mann und Frau als in ihren alltäglichen Sozialwelten voneinander Getrennte. (Erstes Moment der Abstraktion.) Die Gemeinsamkeit von Mann und Frau soll sich jetzt auf gewisse persönliche Eigenschaften und wechselseitige Zuneigung gründen (Liebesheirat anstelle von ‚Vernunftheirat‘). Gerade darüber werden die Geschlechterrollen abstrakt, denn die Mann und Frau zueinander findenden lassenden Eigenschaften werden als Verkörperung geschlechtlicher Stereotype, männliche und weibliche Tugenden, gedacht. (Zweites Moment der Abstraktion: das ‚konkrete‘ Individuum soll Verkörperung eines Abstrakten sein.) Daß der Mann die öffentliche und die Frau die private Sphäre mit ihren geschlechtsspezifischen Eigenschaften besiedeln, macht in der Tat eine Asymmetrie dieses Verhältnisses aus. Die von allen gesellschaftlichen Bezügen abgelösten, ganz der Frau zugewiesenen privaten Reproduktionsarbeiten werden so zu Betätigungsfeldern, in denen die in dem abstrakten Bild von Weiblichkeit imaginierten Tugenden sich zu bewäh-

ren haben. Sie werden symbolisch aufgeladen, mit kompensatorischen Erwartungen überfrachtet und nehmen dadurch selbst Züge der Exekution von Abstraktionen an. (Drittes Moment der Abstraktion.) In dem Maße wie solche privaten Reproduktionsarbeiten als kapitalistisch betriebene private Dienste angeboten bzw. an außerfamiliale Sozialisationsinstanzen (Erziehung – Schule) verwiesen werden, wird die Bedeutung dieser Tätigkeiten für die Vermittlung eines privaten menschlichen Zusammenhangs weiter ausgehöhlt, teils werden sie (Erziehung z.B.) direkt aufgespalten. (Viertes Moment der Abstraktion.) Die traditionelle Geschlechterrolle der Frau ist also nicht nur eine Besonderung der Form abstrakter Individualität, die ihr zugehörigen Bestimmungen unterliegen selbst wieder verschiedenen Abstraktionsprozessen.

Ausgerechnet die „fundamentalen Wertkritiker“, die ja sonst mit dem Wort Abstraktion nur so um sich schmeißen, erweisen sich bei näherem Zusehen als völlig unfähig, den Gedanken des Abstraktwerdens der gesellschaftlichen Verhältnisse und der sozialen Daseinsweisen der Subjekte in der bürgerlichen Gesellschaft konsequent durchzuhalten. Wo sie es nicht mit der sozusagen sinnfälligen Abstraktion der Entleerung der Arbeit im unmittelbaren Produktionsprozeß (die berüchtigte „betriebswirtschaftliche Vernutzung ...“) zu tun haben, verstehen sie nur noch Bahnhof und fallen auf die bürgerlichen Mystifikationen herein, sehen von aller Abstraktion unberührte, weil gerade von ihr „abgespaltene“ Sinnlichkeit, wo sich doch die in der ‚Charaktermaske‘ der Weiblichkeit imaginierten Abstraktionen versinnlichen sollen usw.

In der bürgerlichen Vorstellung der Familie nicht bloß als naturwüchsiger sozialer Einheit, sondern als Verbindung zweier freier Willenssubjekte ist natürlich andererseits im Keim eine Möglichkeit für die Frau auf Gleichberechtigung als ganze Person (gleiche Arbeitsmöglichkeiten, Bildungschancen usw.) zu pochen schon angelegt. Der Rückzug der Weiblichkeit auf Persönlichkeitsmerkmale einer abstrakten Ge-

schlechtsnatur führt außerdem ähnlich wie bei anderen Abstraktifikationsprozessen (z.B. dem Abstraktwerden der Arbeit als Inhalt des Arbeiterdaseins) an die Schwelle heran, jenseits derer die Frauen anfangen können, auf Distanz zur Zuschreibung von solchen Abstraktionen zu gehen, eine typisierte Geschlechterrolle in Frage zu stellen. Wie schon gesagt liegt aber der Unterschied etwa zum Abstraktwerden der Klassenlagen darin, daß es sich um einen Sozialcharakter handelt, unter den man qua ‚natürlicher‘ Eigenschaften subsumiert wird, so war es jedenfalls ursprünglich, und das steht in Widerspruch zur allgemeinen Tendenz der Denaturalisierung d.h. Depersonalisierung aller sozialen Funktionskategorien in der bürgerlichen Gesellschaft. Dieses an dem Sozialcharakter Frau als Besonderung abstrakter Individualität haftende naturalistische Relikt ist ein Makel, der zugleich schon das Motiv dafür abgibt, auf Eliminierung dieser Besonderheit gegenüber ihrer ‚Stammform‘ zu drängen. Was bleibt, sind bestimmte Funktionen, die ursprünglich als weiblich galten, was verschwinden kann, ist die exklusive oder auch nur überwiegende Subsumtion von Frauen unter diese, womit es auch jeden Sinn verlöre, die damit verbundenen Tätigkeiten bzw. Eigenschaften noch als weiblich und die anderen als männlich zu apostrophieren. Das aber bedeutet, die Emanzipation der Frau von ihren geschlechtsspezifischen sozialen Zwängen ist prinzipiell innerhalb des bürgerlichen Horizonts möglich und hat an und für sich nichts diesen Horizont Überschreitendes. Ob sich das auch real durchsetzen wird, steht auf einem ganz anderen Blatt und hängt von vielen Faktoren ab, nicht zuletzt der Entwicklung der Kapitalakkumulation selbst, denn floriert die Reichumsproduktion nicht, verengen sich die Spielräume für Reformen und in der Krise pflegt die Flucht in traditionelle Identitäten ‚unten‘ bzw. der Rückgriff auf traditionelle Selektionskriterien ‚oben‘ immer Konjunktur zu haben.

Herzliche Grüße

# Ontologie und Geschichte

## Über den Ursprung einiger Schwierigkeiten im Verständnis der Kritik der politischen Ökonomie

Dieser Text basiert auf einem mündlichen Vortrag. Wenngleich stark überarbeitet und erweitert, begründet es sich vor allem daher, daß die angesprochenen Probleme z.T. äußerst knapp, cursorisch und thesenhaft dargestellt sind. Nichtsdestoweniger soll der Text eine Diskussion in Gang bringen, nicht beenden.

### 1. Einleitung

Ein wesentliches Problem erschwert das Verständnis der Marxschen Theorie. Dabei geht es um die Frage, ob und inwieweit die Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie ontologisch oder gesellschaftlich-geschichtlich ausschließlich als „Daseinsformen und Existenzbestimmungen“ der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zu verstehen sind.

Es scheint banal und überflüssig zu bemerken, daß Marx sich als Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft verstand. Allein ist damit noch nichts darüber gesagt, was genau Marx an der bürgerlichen Gesellschaft zu kritisieren suchte. Ganz besonders unklar ist dies hinsichtlich zentraler Kategorien wie „Arbeit“ und „Wert“. Eine Kritik der „Wertvergesellschaftung“ muß sich daher zunächst über die Existenz und Geltung ontologischer wie gesellschaftlich-geschichtlicher Bestimmungen im Marxschen Text vergewissern. Dazu sollen die folgenden Überlegungen einen Beitrag leisten.

### 2. Ontologie

#### 2.1 Die Pariser Manuskripte

Sehr deutlich tritt der ontologische Charakter der Marxschen Kategorien in den Frühschriften, v. a. den sog. Pariser Manuskripten (1844) hervor.

„Das praktische Erzeugen einer gegenständlichen Welt, die Bearbeitung der unorganischen Natur ist die Bewährung des Menschen als eines bewußten Gattungswesens, d.h. eines Wesens, das sich zu der Gattung als seinem eignen Wesen oder zu sich als Gattungswesen verhält ... in der Bearbeitung der gegen-

ständlichen Welt bewährt sich der Mensch daher erst wirklich als Gattungswesen.“<sup>1</sup>

„Der Mensch“ ist der Ausgangspunkt des Marxschen Textes, über den in dieser übergeschichtlichen Allgemeinheit einige Wesensbestimmungen gemacht werden. Das „Wesen“ des Menschen ist hier „die Arbeit“, die Bearbeitung der gegenständlichen Welt, und die „Gattung“, die Bestimmung des Menschen als Gattungswesen, welches sich durch die Arbeit erst als menschliches Gattungswesen verwirklicht.

„Indem aber für den sozialistischen Menschen die ganze sogenannte Weltgeschichte nichts anderes ist als die Erzeugung des Menschen durch die menschliche Arbeit, also das Werden der Natur für den Menschen, so hat er also den anschaulichen, unwiderstehlichen Beweis von seiner Geburt durch sich selbst, von seinem Entstehungsprozeß.“<sup>2</sup>

Auch das Geschichtsverständnis erschließt sich für Marx über die ontologische Auffassung von Arbeit. Arbeit gilt ihm als die Selbsterzeugung des Menschen. Erst indem der Mensch arbeitet, macht er seine Geschichte selbst.

„Das menschliche Wesen der Natur ist erst da für den gesellschaftlichen Menschen; denn erst hier ist sie für ihn da als Band mit dem Menschen, als Dasein seiner für den anderen und des anderen für ihn, wie als Lebelement der menschlichen Wirklichkeit, erst hier ist sie da als Grundlage seines eignen menschlichen Daseins. Erst hier ist ihm sein natürliches Dasein sein menschliches Dasein und die Natur für ihn zum Menschen geworden. Also die Gesellschaft ist die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Na-

<sup>1</sup> Marx, EB 1, Berlin 1977, S. 516 f

<sup>2</sup> a.a.O., S. 546

turalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur.“<sup>3</sup>

„Die Natur“ des Menschen ist hier „die Gesellschaft“, die Humanisierung der äußeren Natur ihre vollständige Bearbeitung durch und für die Gattung Mensch.

Was die Entfaltung der so verstandenen „Wesenskräfte des Menschen“ verhindert, ist die Herrschaft des Privateigentums. Sie basiert auf der Entfremdung des Menschen. In mehrfacher Hinsicht.

„Die Verwirklichung der Arbeit ist ihre Vergegenständlichung. Diese Verwirklichung der Arbeit erscheint im nationalökonomischen Zustand als Entwirklichung des Arbeiters, die Vergegenständlichung als Verlust und Knechtschaft des Gegenstandes, die Aneignung als Entfremdung, als Entäußerung“<sup>4</sup>

„Indem die entfremdete Arbeit dem Menschen 1. die Natur entfremdet, 2. sich selbst, seine eigne tätige Funktion, seine Lebenstätigkeit so entfremdet sie dem Menschen die Gattung; sie macht ihm das Gattungslieben zum Mittel des individuellen Lebens.“<sup>5</sup>

„Die entfremdete Arbeit macht also: 3. das Gattungsvermögen des Menschen, sowohl die Natur als sein geistiges Gattungsvermögen, zu einem ihm fremden Wesen, zum Mittel seiner individuellen Existenz. Sie entfremdet dem Menschen seinen eignen Leib, wie die Natur außer ihm, wie sein geistiges Wesen, sein menschliches Wesen. 4. Eine unmittelbare Konsequenz davon, daß der Mensch dem Produkt seiner Arbeit, seiner Lebenstätigkeit, seinem Gattungswesen entfremdet ist, ist die Entfremdung des Menschen von dem Menschen.“<sup>6</sup>

Die Auflösung dieses Zustandes ist für Marx der Kommunismus.

„3. Der Kommunismus als positive Aufhebung des Privateigentums als menschlicher Selbstentfremdung und als wirkliche Aneignung des menschlichen Wesens durch und für den Menschen; darum als vollständige, bewußt und innerhalb des ganzen Reichthums der bisherigen Entwicklung gewordene Rückkehr des Menschen für sich als eines gesellschaftlichen, d.h. menschlichen Menschen. Dieser Kommunismus ist als vollendeter Naturalismus = Humanismus, als vollendeter Humanismus = Naturalismus, er ist die wahrhafte Auflösung des Streits zwischen Existenz und Wesen, zwischen Vergegenständlichung und Selbstbestätigung, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung. Er ist das

aufgelöste Rätsel der Geschichte und weiß sich als diese Lösung.“<sup>7</sup>

Die ontologischen Wesensbestimmungen bilden auch die Matrix für die Kritik an der Entfremdung, in der dem „wahren Wesen“ des Menschen ein „fremdes Wesen“ gegenübertritt in Gestalt des Privateigentums.

Die Kritik an der entfremdeten Arbeit, am Privateigentum lebt von dieser Gegenüberstellung vom wahren Wesen des Menschen und seiner fremden, entfremdeten Gestalt, die ihre Auflösung im Kommunismus finden soll.

Marx kritisiert zwar die Setzungen und Unterstellungen der Nationalökonomie:

„Die Nationalökonomie geht vom Faktum des Privateigentums aus. Sie erklärt uns dasselbe nicht. Sie faßt den materiellen Prozeß des Privateigentums, den es in der Wirklichkeit durchmacht, in allgemeine, abstrakte Formeln, die ihr dann als Gesetze gelten. Sie begreift diese Gesetze nicht, d.h. sie zeigt nicht nach, wie sie aus dem Wesen des Privateigentums hervorgehen..., sie unterstellt, was sie entwickeln soll“<sup>8</sup>

Marx Kritik an der Nationalökonomie erfolgt selber auf ontologischer Grundlage.<sup>9</sup>

Kritik und Utopie werden der bürgerlichen Gesellschaft *gegenübergestellt*, die falsche an der unterstellten wahren Welt gemessen. Ebenso wird ein nicht näher erläuteter geschichtlicher Ursprung unterstellt, zu dem hin eine „Rückkehr“ stattfinden soll.

Letztendlich bleibt die Marxsche Kritik in den Pariser Manuskripten trotz aller poetischen Schönheit ihrem Gegenstand äußerlich. Ausgehend von den ontologischen Wesensbestimmungen kann der Gegenstand der Kritik zwar verurteilt, aber nicht erklärt werden.

## 2.2. „Das Kapital“

Ontologische Bestimmungen finden sich auch im „Kapital“. Insofern ist hier die übliche Trennung zwischen dem „jungen“ und dem „reifen“ Marx nicht zutreffend.

Und zwar in den Bestimmungen des Arbeitsprozesses, von konkret-nützlicher Arbeit, des Gebrauchswerts und von abstrakter Arbeit.

### 2.2.1. Der Arbeitsprozeß

„Die Produktion von Gebrauchswerten oder Gütern ändert ihre allgemeine Natur nicht dadurch, daß sie für den Kapitalisten und unter seiner Kontrolle vorgeht. Der Arbeitsprozeß ist daher zunächst unabhän-

<sup>3</sup> a.a.O., S. 537 f

<sup>4</sup> a.a.O., S. 512

<sup>5</sup> a.a.O., S. 516

<sup>6</sup> a.a.O., S. 517

<sup>7</sup> a.a.O., S. 536

<sup>8</sup> a.a.O., S. 510

<sup>9</sup> Vgl. dazu auch die Excerpte zu James Mill, a.a.O., S. 462 f

gig von seiner gesellschaftlichen Form zu betrachten.“<sup>10</sup>

Hieran ist erst mal zu bemerken, daß Marx der Auffassung ist, daß sich der Arbeitsprozeß tatsächlich unabhängig von seiner gesellschaftlichen Form charakterisieren läßt. Und diese seine wesentlichen Bestimmungen sich auch im Kapitalverhältnis nicht ändern. Es handelt sich also um ontologische Bestimmungen „der Arbeit“.

Was sind nun die verschiedenen Momente „der Arbeit“?

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit.“<sup>11</sup>

Arbeit erscheint hier – ganz naturwissenschaftlich<sup>12</sup> – als Vermittlung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur. Der Mensch nimmt darin die Rolle des „Mächtigen“ ein, der die äußere Natur gemäß ihrer Potenzen und gemäß seiner Zwecke unterwirft.

Marx untersucht die Arbeit zunächst hinsichtlich ihrer Wirkung auf den Menschen.

„Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vornherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut. Am Ende des Arbeitsprozesses kommt ein Resultat heraus, das beim Beginn desselben schon in der Vorstellung des Arbeiters, also schon ideell vorhanden war. Nicht daß er nur eine Formveränderung des Natürlichen bewirkt; er verwirklicht im Natürlichen zugleich seinen Zweck, den er weiß, der die Art und Weise seines Tuns als Gesetz bestimmt und dem er seinen Willen unterordnen muß. Und diese Unterordnung ist kein einzelner Akt. Außer der Anstrengung der Organe, die arbeiten, ist der zweckmäßige Wille, der sich als Aufmerksamkeit äu-

bert, für die ganze Dauer der Arbeit erheischt und um so mehr, je weniger sie durch den eignen Inhalt und die Art und Weise ihrer Ausführung den Arbeiter mit sich fortreißt, je weniger sie daher als Spiel seiner eignen körperlichen und geistigen Kräfte genießt.“<sup>13</sup>

Es ist demnach der bewußte Zweck, der Plan, der vom menschlichen Baumeister durch Arbeit in die Wirklichkeit umgesetzt wird, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Zugleich impliziert Arbeit ein bestimmtes Verhältnis von Kopf, Bewußtsein, Zweck auf der einen und dem Körper auf der anderen Seite. Der Unterwerfung der äußeren Natur entspricht die Unterordnung des menschlichen Körpers unter den bewußt gesetzten Zweck der Arbeit. Der Körper muß diszipliniert werden, um so mehr, wenn die Arbeit selbst keinen Genuß bereitet.

Über das Verhältnis zur äußeren Natur heißt es weiter:

„Die Erde ... wie sie den Menschen ursprünglich mit Proviant, fertigen Lebensmitteln ausrüstet, findet sich ohne sein Zutun als der allgemeine Gegenstand der menschlichen Arbeit vor. Alle Dinge, welche die Arbeit nur von ihrem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Erdganzen loslöst, sind von Natur vorgefundne Arbeitsgegenstände ... Ist der Arbeitsgegenstand dagegen selbst schon sozusagen durch frühere Arbeit filtriert, so nennen wir ihn Rohmaterial.“<sup>14</sup>

Die Natur erscheint hier rein als Gegenstand der Nützlichkeit für die Zwecke des arbeitenden Menschen.

„Der Gebrauch und die Schöpfung von Arbeitsmitteln, obgleich im Keim gewissen Tierarten eigen, charakterisieren den spezifisch menschlichen Arbeitsprozeß, und Franklin definiert daher den Menschen als ‚toolmaking animal‘, ein Werkzeuge fabrizierendes Tier.“<sup>15</sup>

Abschließend heißt es:

„Der Arbeitsprozeß, wie wir ihn in seinen einfachen und abstrakten Momenten dargestellt haben, ist zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher unabhängig von jeder Form dieses Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam.“<sup>16</sup>

<sup>10</sup> Marx, MEW 23, Berlin 1977, S. 192

<sup>11</sup> a.a.O.; der erste Teil des letzten Satzes könnte sich gleichermaßen auf die innere wie äußere Natur beziehen. Der zweite Teil macht jedoch m. E. deutlich, daß Marx hier von äußerer Natur spricht.

<sup>12</sup> Den Begriff des Stoffwechsels hat Marx vermutlich von Moleschott übernommen. Vgl. dazu Alfred Schmidt, Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx; Ffm 1978, S. 86 f.

<sup>13</sup> Marx a.a.O., S. 193

<sup>14</sup> a.a.O.

<sup>15</sup> a.a.O., S. 194

<sup>16</sup> a.a.O., S. 198. Eine fast identische Formulierung findet sich in der Bestimmung konkret-nützlicher Arbeit im Kapitel über die Ware: „Als Bildnerin von Gebrauchswerten, als nützliche Arbeit, ist die Arbeit eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbe-

Es lassen sich folgende ontologische Bestimmungen des Arbeitsprozesses bei Marx festhalten:

- Die Arbeit vermittelt den Stoffwechselprozeß des Menschen mit der äußeren Natur.
- Der Mensch ist Subjekt, indem er in der Arbeit die Natur seinen Zwecken unterwirft. Die äußere Natur ist dem Menschen Arbeitsgegenstand, Rohmaterial, Proviantkammer, Objekt seiner Aneignung.
- Der Mensch ist Subjekt als Baumeister, der ideell das Resultat seiner Arbeit im Kopf vorwegnimmt.
- Der Mensch ist Subjekt, indem er bewußt seine Zwecke in der Arbeit setzt
- Der Mensch ist Subjekt, indem er seine Leiblichkeit zugunsten seiner bewußten Zwecke diszipliniert.
- Der Mensch unterscheidet sich noch dadurch vom Tier, daß er Werkzeuge produziert und anwendet.
- Arbeit ist ewige Naturnotwendigkeit menschlicher Existenz, unabhängig von der gesellschaftlichen Form.

### 2.2.2. Gebrauchswert

Entsprechend ontologisch wie der Gebrauch der Arbeitskraft, der Arbeit als Tätigkeit, stellt sich für Marx auch ihr Resultat dar, der Gegenstand, den sie produziert. und dessen Nützlichkeit. Der Gebrauchswert der von der Arbeit produzierten Gegenstände erscheint als unabdingbare Voraussetzung menschlicher Existenz.

„Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei.“<sup>17</sup>

Ferner ist zu bemerken, daß Marx den Gebrauchswert einer Ware immer an ein „Ding“, an einen stofflichen Gegenstand bindet.

„Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert.“<sup>18</sup>

### 2.2.3. Abstrakte Arbeit

Im Warenkapitel geht Marx der Frage nach, was das Austauschverhältnis konstituiert. Der Austausch setzt einen gemeinsamen Gehalt voraus, etwas Drittes. Augenscheinlich kann dies Gemeinsame nicht im Dasein der Waren als

---

dingung des Menschen, ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln.“ (a.a.O., S. 57)

Es liegt daher der Schluß nahe, daß für Marx kein Unterschied zwischen konkret-nützlicher Arbeit und „der Arbeit“, wie sie im Kapitel über den „Arbeitsprozeß“ dargestellt ist, besteht.

<sup>17</sup> a.a.O., S. 50

<sup>18</sup> a.a.O.

Gebrauchswerte bestehen, als solche sind sie qualitativ verschieden.

Was ist nun dieses gemeinsame Dritte?

„Sieht man vom Gebrauchswert der Warenkörper ab, so bleibt ihnen nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten. Jedoch ist uns das Arbeitsprodukt bereits in der Hand verwandelt ... Es ist nicht länger Tisch oder Haus oder Garn oder sonst ein nützliches Ding. Alle seine sinnlichen Beschaffenheiten sind ausgelöscht. Es ist auch nicht länger das Produkt der Tischlerarbeit oder der Bauarbeit oder sonst einer bestimmten produktiven Arbeit. Mit dem nützlichen Charakter der Arbeitsprodukte verschwindet der nützliche Charakter der in ihnen dargestellten Arbeiten, es verschwinden also auch die verschiedenen Formen dieser Arbeiten, sie unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit.

Betrachten wir nun das Residuum der Arbeitsprodukte. Es ist nichts von ihnen übriggeblieben als dieselbe gespenstige Gegenständlichkeit, eine bloße Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit, d.h. der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ohne Rücksicht auf die Form ihrer Verausgabung. Diese Dinge stellen nur noch dar, daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabte, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte.“<sup>19</sup>

Diese zentrale Passage, die deswegen auch ausführlich zitiert wurde, läßt verschiedene Fragen offen. Welcher Art ist dieses „Ding“, das Marx „Wert“ nennt und für das er verschiedene Metaphern – Gallerte, gespenstige Gegenständlichkeit – zur Hilfe nimmt, um es zu charakterisieren? Was ist das für eine Arbeit, die abstrakt menschliche Arbeit, die jeder nützlichen Bestimmtheit entbehrt?

In der entsprechenden Passage der ersten Ausgabe des „Kapitals“ heißt es:

„Als Gebrauchsgegenstände oder Güter sind die Waaren körperlich verschiedene Dinge. Ihr Werthsein bildet dagegen ihre Einheit. Diese Einheit entspringt nicht aus der Natur, sondern aus der Gesellschaft. Die gemeinsame gesellschaftliche Substanz, die sich in verschiedenen Gebrauchswerten nur verschieden darstellt, ist – die Arbeit.“<sup>20</sup>

Deutlich ist hier Marxens Ziel zu bemerken, die Gesellschaftlichkeit des Werts herauszustellen. Jedoch bleibt unklar, was die gesellschaftliche Formbestimmung der „Werts substanz“, der Arbeit schlechthin, sein soll. Marx scheint sich hier nicht von den Klassikern der politischen Ökonomie zu unterscheiden, die ebenfalls schon

---

<sup>19</sup> a.a.O., S. 52

<sup>20</sup> Das Kapital, 1. Ausgabe (1867); Hildesheim 1980, S. 4

zu dem Ergebnis gekommen waren, daß „die Arbeit“ die Substanz des Wertes sei.<sup>21</sup>

Marx beschäftigt sich dann ziemlich überganglos mit dem Problem der Wertgröße. In den folgenden Abschnitten finden sich jedoch einige Erläuterungen zum Begriff der abstrakten Arbeit.

Bei der Bestimmung der Wertgröße nennt Marx die gesellschaftliche durchschnittlich-notwendige Arbeitszeit als maßgebend für die Bestimmung der Wertgröße.

„Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist Arbeitszeit, erheischt, um irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.“<sup>22</sup>

Die Wertgröße wird hier gebunden an die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen, mithin an den konkreten materiellen Produktionsprozeß. Insofern ist es konsequent, wenn Marx die Wertgröße an die Produktivkraft der Arbeit bindet.<sup>23</sup>

Weiter unklar bleibt jedoch, was abstrakte Arbeit eigentlich ist. Bei der Bestimmung der Wertgröße kommt es offenbar auf die Dauer der konkreten Arbeit an.

Im Kapitel über den „Doppelcharakter der Arbeit“<sup>24</sup> bemüht sich Marx noch einmal, den Unterschied zwischen konkreter und abstrakter Arbeit deutlich zu machen.

Zur wertsetzenden Arbeit heißt es dort:

„Als Werte sind Rock und Leinwand Dinge von gleicher Substanz, objektive Ausdrücke gleichartiger Arbeit. Aber Schneiderei und Weberei sind qualitativ verschiedene Arbeiten ... Sieht man von der Bestimmtheit der produktiven Tätigkeit und daher vom nützlichen Charakter der Arbeit ab, so bleibt das an ihr, daß sie eine Verausgabung menschlicher Arbeitskraft ist. Schneiderei und Weberei, obgleich verschiedene produktive Tätigkeiten, sind beide produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw., und in diesem Sinn beide menschliche Arbeit. Es sind nur verschiedene Formen, menschliche Arbeitskraft zu verausgaben. Allerdings

muß die menschliche Arbeitskraft mehr oder minder entwickelt sein, um in dieser oder jener Form verausgabt zu werden. Der Wert der Ware aber stellt menschliche Arbeit schlechthin dar, Verausgabung menschlicher Arbeit überhaupt.“<sup>25</sup>

Abgesehen von dem Hinweis, daß die menschliche Arbeitskraft irgendwie „entwickelt“ sein muß, erscheint abstrakte Arbeit hier als ganz ungeschichtliches Vermögen der menschlichen Gattung. In ähnlichem Sinne geht es weiter:

„Sie ist Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt. Die einfache Durchschnittsarbeit selbst wechselt zwar in verschiedenen Ländern und Kulturepochen ihren Charakter, ist aber in einer vorhandenen Gesellschaft gegeben. Kompliziertere Arbeit gilt nur als *potenzierte* oder vielmehr *multiplizierte* einfache Arbeit, so daß ein kleineres Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größerem Quantum einfacher Arbeit. Daß diese Reduktion beständig stattfindet, zeigt die Erfahrung. Eine Ware mag das Produkt der kompliziertesten Arbeit sein, ihr Wert setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar.“<sup>26</sup>

Auch hier wird abstrakte Arbeit mit einem bestimmten Typus konkreter Arbeit identifiziert, sog. einfacher Arbeit, die quasi einen Durchschnitt eines gegebenen gesellschaftlichen Zustandes darstelle. Der Vorgang der Reduktion auf einfache Arbeit sei der Erfahrung zugänglich. Die Hervorhebung der Leiblichkeit verweist noch einmal auf den allgemein-physiologischen Charakter der abstrakten Arbeit.

Marx resümiert das Kapitel über den Doppelcharakter mit der Bemerkung:

„Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte“<sup>27</sup>

Als vorläufiges Resultat läßt sich festhalten:

- 1) Alle menschliche Arbeit – unabhängig von der gesellschaftlichen Form – ist Verausgabung abstrakter und konkreter Arbeit.
- 2) Abstrakte Arbeit ist allgemein die leibliche, physiologische Verausgabung von Arbeitskraft, unabhängig von ihrer konkreten Bestimmtheit.

<sup>21</sup> So Ricardo: „Der Wert eines Gutes oder die Menge irgendeines anderen, für welches er sich austauschen läßt, hängt von der verhältnismäßigen Menge der zu seiner Produktion erforderlichen Arbeit ab...“ (Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung; Ffm 1972, S. 35)

<sup>22</sup> Marx, MEW 23, a.a.O., S. 53

<sup>23</sup> Vgl. a.a.O., S. 54 f

<sup>24</sup> das in der 1. Ausgabe nicht enthalten ist. Auch wenn Marx in der Ausgabe von 1873 hervorhebt, daß der „zwieschlächtige Charakter der Arbeit bereits von ihm nachgewiesen sei“ – in „Zur Kritik ...“ (1859) – so ist der Begriff des Doppelcharakters doch neu, wie auch der Begriff der abstrakten Arbeit in der ersten Ausgabe erst im Anhang (Die Werthform) auftaucht.

<sup>25</sup> Marx, MEW 23, a.a.O., S. 58 f

<sup>26</sup> a.a.O., S. 59; ähnlich ist auch der Hauptstrang der Argumentation in „Zur Kritik ...“ (1859) und in der 1. Ausgabe (1867)

<sup>27</sup> Marx, MEW 23, a.a.O., S. 61

3) Abstrakte Arbeit stellt die durchschnittliche Arbeitskraft einer gegebenen Kulturepoche dar.  
 4) Abstrakte Arbeit gilt als einfache Arbeit, in ihr wird komplizierte auf einfache Arbeit reduziert.

5) In diesen ihren genannten Eigenschaften bildet die abstrakt menschliche Arbeit die Substanz des Warenwertes.

Es läßt sich aus diesen Passagen kein anderer Schluß ziehen, als der, daß die „abstrakte Arbeit“ von Marx ontologisch aufgefaßt wird.

Die abstrakte Arbeit soll „Wertsubstanz“ sein. Es ist nun aber die Frage, wie aus einer als ontologisch aufgefaßten „Substanz“ der Wert und die Wertvergesellschaftung als Spezifikum der bürgerlichen Gesellschaft dargestellt und kritisiert werden soll, ein Problem, das Marx selber auch an anderer Stelle gesehen hat:

„Es gibt allen Produktionsstufen gemeinsame Bestimmungen, die vom Denken als allgemeine fixiert werden; aber die sogenannten allgemeinen Bedingungen aller Produktion sind nichts als diese abstrakten Momente, mit denen keine wirkliche geschichtliche Produktionsstufe begriffen ist.“<sup>28</sup>

Dennoch bleibt die Frage, ob es nicht bei diesem Verständnis von abstrakter Arbeit eigentlich konsequent ist, den Wert ebenfalls ontologisch zu bestimmen.<sup>29</sup>

### 3. Knoten

Schon kurz nach der Abfassung der Pariser Manuskripte findet ein Bruch mit dem von Feuerbach inspirierten „anthropologischen Materialismus“ statt.<sup>30</sup>

Ein Bruch, der aber keineswegs den prinzipiellen Verzicht auf ontologische Positionen bedeutet.

Jedoch wird der Anspruch formuliert,

<sup>28</sup> Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie; Berlin 1977, S. 10

<sup>29</sup> Wie z.B. Georg Lukács: „Das Allerallgemeinste (Gesetz), das Wertgesetz, hat Marx z.B. in seiner Genesis im Einleitungskapitel seines Hauptwerks aufgezeigt. Es ist freilich der Arbeit selbst immanent, indem es durch die Arbeitszeit mit der Arbeit selbst als Entfaltung der menschlichen Fähigkeiten verknüpft ist, ist aber dort schon implizite enthalten, wo seine Produkte noch nicht zu Ware werden, und bleibt auch noch nach dem Aufhören von Kauf und Verkauf der Waren implizite in Geltung.“ (Lukács, Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins, 1. Halbband, Darmstadt und Neuwied 1984, S. 631)

<sup>30</sup> Vgl. hierzu ausführlicher Siefert, Die Revolution in der Theorie von Karl Marx, Ffm, Berlin, Wien 1979, bes. S. 52 ff, und Michael Heinrich, Die Wissenschaft vom Wert, Hamburg 1991, S. 113 ff. Vgl. z.B. die Kritik an Stirner in der „Deutschen Ideologie“, wo Marx/Engels für die Verwendung des Gattungsbegriffs nur Hohn und Spott übrig haben (MEW 3, Berlin 1969, S. 410). Weite Teile der „Deutschen Ideologie“ lassen sich allerdings auch als – freilich uneingeständene – Selbstkritik lesen. Ähnliches gilt für den Entfremdungsbegriff, der nur noch ironisch in Anführungszeichen erscheint (a.a.O., S. 34).

„Das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft“<sup>31</sup>

und darin auch ihre „vergängliche Seite“<sup>32</sup> aufzuspüren.

Die „Naturgesetze“ der kapitalistischen Produktionsweise sollen in ihren immanenten Widersprüchen dargestellt und kritisiert werden. Dieses Verfahren der immanenten Kritik scheint eines äußeren Maßstabs zu entbehren.

Es tritt jedoch in ein äußerst verwickeltes und widersprüchliches Verhältnis zu den bereits aufgezeigten ontologischen Bestimmungen zentraler Kategorien der Kritik der Politischen Ökonomie. Dieses Verhältnis soll an einigen Stellen beleuchtet und kommentiert werden.

#### 3.1. Arbeit

Im „Kapital“ erscheint „die Arbeit“ als ganz selbstverständliche Voraussetzung menschlicher Existenz. In den „Grundrissen“ finden sich zum Begriff „Arbeit“ folgende Überlegungen: .

„Arbeit“ scheint eine ganz einfache Kategorie. Auch die Vorstellung derselben in dieser Allgemeinheit – als Arbeit überhaupt – ist uralte. Dennoch, ökonomisch in dieser Einfachheit gefaßt, ist ‚Arbeit‘ eine ebenso moderne Kategorie, wie die Verhältnisse, die diese Kategorie erzeugen. Es war ein ungeheurer Fortschritt von Adam Smith jede Bestimmtheit der reichertumzeugenden Tätigkeit fortzuwerfen – Arbeit schlechthin, weder Manufaktur-, noch kommerzielle, noch Agrikulturarbeit aber sowohl die eine wie die andre. ... Nun könnte es scheinen, als ob damit nur der abstrakteste Ausdruck für die einfachste und uralteste Beziehung gefunden, worin die Menschen – sei es in welcher Gesellschaftsform immer – als produzierend auftreten. Das ist nach einer Seite hin richtig. Nach der andren nicht“<sup>33</sup>

Nach der einen Seite sei es also richtig, „Arbeit“ so zu bestimmen, wie es Marx später auch im „Kapital“ getan hat. Andererseits nicht. Es tritt hier hinzu eine Erklärung, die sowohl „die Arbeit“ als auch die Kategorie „Arbeit“ als Ausdruck einer bestimmten gesellschaftlichen Epoche begreift. Das wird zunächst festgemacht an Adam Smith, der als erster die Arbeit überhaupt, ohne nähere Bestimmtheit, als „Quelle allen Reichtums“ bezeichnet hatte.

„Die Gleichgültigkeit gegen eine bestimmte Art der Arbeit setzt eine sehr entwickelte Totalität wirklicher Arbeitsarten voraus, von denen keine mehr die alles beherrschende ist. So entstehn die allgemeinsten Abstraktionen überhaupt nur bei der reichsten Entwicklung, wo Eines vielen gemeinsam erscheint, allen

<sup>31</sup> Marx, MEW 23, a.a.O., S. 28

<sup>32</sup> a.a.O., S. 28

<sup>33</sup> Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 24 f

gemein ... Die Gleichgültigkeit gegen die bestimmte Arbeit entspricht einer Gesellschaftsform, worin die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in die andre übergehen und die bestimmte Art der Arbeit ihnen zufällig, daher gleichgültig ist. Die Arbeit ist hier nicht nur in der Kategorie, sondern in der Wirklichkeit als Mittel zum Schaffen des Reichtums überhaupt geworden, und hat aufgehört als Bestimmung mit den Individuen in einer Besonderheit verwachsen zu sein ... Hier also wird die Abstraktion der Kategorie ‚Arbeit‘, ‚Arbeit überhaupt‘, Arbeit sans phrase, der Ausgangspunkt der modernen Ökonomie, erst praktisch wahr. ... Das Beispiel der Arbeit zeigt schlagend, wie selbst die abstraktesten Kategorien, trotz ihrer Gültigkeit – eben wegen ihrer Abstraktion – für alle Epochen, doch in der Bestimmtheit dieser Abstraktion selbst ebenso sehr das Produkt historischer Verhältnisse sind und ihre Vollgültigkeit nur für und innerhalb dieser Verhältnisse besitzen.“<sup>34</sup>

Die Kategorie der Arbeit setzt demnach einen gesellschaftlichen Zustand voraus, der erstens einen Reichtum verschiedener Arbeiten kennt, und zweitens die Bindung des Menschen an eine bestimmte Art der Arbeit, wie etwa die Arbeit von Handwerk und Landwirtschaft im Mittelalter nicht mehr kennt.<sup>35</sup>

Die Ambivalenz von ontologischen und gesellschaftlich-spezifischen Bestimmungen taucht hier in der merkwürdigen Formulierung auf, daß die Kategorie „Arbeit“ zwar für alle Epochen *Gültigkeit*, aber nur in einer bestimmten Epoche *Vollgültigkeit* besitze. Was ist der Unterschied zwischen Gültigkeit und Vollgültigkeit? Welcher Art ist eine Gültigkeit, die nicht „voll“ ist?

### 3.2 Abstrakte Arbeit

Der spezifisch gesellschaftliche Charakter der abstrakten Arbeit wird im Kapitel über den „Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit“ nicht geklärt. Dies ist merkwürdig genug, soll doch der Doppelcharakter der Springpunkt der Kritik der Politischen Ökonomie sein.<sup>36</sup>

Es finden sich jedoch v.a. im „Fetischkapitel“ Hinweise auf die gesellschaftliche Formbestimmung abstrakter Arbeit. Dort heißt es:

„Erst innerhalb des Warentausches erhalten die Arbeitsprodukte eine von ihrer sinnlich verschiedenen Gebrauchsgegenständlichkeit getrennte, gesellschaftlich gleiche Wertgegenständlichkeit. ... Von diesem Augenblick erhalten die Privatarbeiten der Produzen-

ten tatsächlich einen doppelten gesellschaftlichen Charakter. Sie müssen einerseits als bestimmte nützliche Arbeiten ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen und sich so als Glieder der Gesamtarbeit, des naturwüchsigen Systems der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit bewähren. Sie befriedigen andererseits nur die mannigfachen Bedürfnisse ihrer eignen Produzenten, sofern jede besondere nützliche Privatarbeit mit jeder andren nützlichen Art Privatarbeit austauschbar ist, also ihr gleichgilt.“

Der gesellschaftliche Charakter der abstrakten Arbeit besteht demnach in ihrer Gleichheit, die zwangsläufig durch den Tausch hergestellt wird. Die Gleichheit der menschlichen Arbeit ist Resultat der privaten Organisation der Produktion, die den Tausch als Vermittlung des gesellschaftlichen Zusammenhangs notwendig macht.

„Nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten treten einander als Waren gegenüber.“<sup>37</sup>

Daraus ergeben sich folgende Konsequenzen:

- 1) Die Gleichsetzung impliziert ein gesellschaftliches Verhältnis. Eine einzelne Arbeit kann nie an sich selbst „gleich“ sein, sie wird erst gleich=gesetzt im Tausch und in ihrer Veräußerung als dem vorausgesetzten Prozeß.
- 2) Die Gleichheit kommt den menschlichen Arbeiten nicht von Natur aus zu, sondern wird erst hergestellt, gesetzt.
- 3) In der Gleichsetzung wird von der Qualität der konkret-nützlichen Arbeit abstrahiert. Die Qualität verschwindet in dieser Abstraktion. Die Gleichheit ist als Ergebnis der Abstraktion reine Quantität.
- 4) Abstrakte Arbeit ist immer vorausgesetzt als die Arbeit der vereinzelt Einzelnen, die nicht gemeinschaftlich produzieren.<sup>38</sup>

### Exkurs: Abstrakte Arbeit – Abstrakte Zeit<sup>39</sup>

Die – gesellschaftlich notwendige – Arbeitszeit erscheint in der Marxschen Warenanalyse als Bestimmungsgröße des Werts.

„Wie nun die Größe seines Werts messen? Durch das Quantum der in ihr enthaltenen ‚wertbildenden Substanz‘, der Arbeit. Die Qualität der Arbeit mißt sich an ihrer Zeitdauer, und die Arbeitszeit besitzt wieder

<sup>34</sup> a.a.O., S. 25

<sup>35</sup> Es läßt sich allerdings sehr darüber streiten, ob, wie hier behauptet, es den Individuen so leicht fällt, von der einen in die andre Arbeit überzugehen und ihnen die bestimmte Art ihrer Arbeit dermaßen gleichgültig geworden ist.

<sup>36</sup> Marx, MEW 23, a.a.O., S. 56

<sup>37</sup> a.a.O., S. 57

<sup>38</sup> Vgl. a.a.O., S. 87

<sup>39</sup> vgl. zum folgenden: E.P. Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: Plebeische Kultur und moralische Ökonomie, Ffm, Berlin, Wien 1980, und Rainer Zoll, Zeiterfahrung und Gesellschaftsform, in: ders. (Hrsg.): Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit; Ffm 1988

ihren Maßstab an bestimmten Zeiteilen, wie Stunde, Tag usw.“<sup>40</sup>

Es entsteht hier wie auch an anderen Stellen der Eindruck, daß diese Form der Zeitmessung völlig selbstverständlich sei.<sup>41</sup>

Zeitstrukturierung und Zeiterfahrung haben sich jedoch in und durch die moderne bürgerliche Gesellschaft grundlegend verändert. In der mittelalterlichen Agrarwirtschaft waren die Zeitmaße zyklisch und aufgabenorientiert, entsprechend waren die Benennungen der Zeit auch begrifflich noch nicht von den Tätigkeiten geschieden, Tagwerk, Morgen etc. Archaische Gesellschaften kannten den Begriff der Zeit überhaupt nicht.<sup>42</sup> Uhren waren bis zum Ausgang des Mittelalters nur in Klöstern von Bedeutung. Erst mit der allmählichen Herausbildung des Industriekapitalismus und der modernen Naturwissenschaften setzt sich das uns heute geläufige Zeitverständnis durch. Darin haben sich Lebens- und Arbeitsvorgänge voneinander getrennt, „Leben“ und „Arbeit“ überhaupt zu verschiedenen Sphären ausdifferenziert<sup>43</sup>, ist Zeit zu einer unendlich teilbaren und qualitätslosen Recheneinheit geworden, gegen die alle anrennen. Dergestalt ist sie nun Maßstab für Tempo, Leistung und Arbeit in der bürgerlichen Epoche. Die Arbeit wird also nicht schlicht gemessen, sondern die abstrakte Zeit ist die Vorgabe, in der die Arbeit zu leisten ist.

### 3.3. Wert

Der Wert als Resultat abstrakter Arbeit, als Resultat der Gleichsetzung verschiedener konkret-nützlicher Arbeiten ist die dergestalt produzierte Gleichheit der Waren. Die Gleichheit besteht darin, daß die Waren als Werte quantifiziert sind, reine Quantitäten, ohne jede qualitative Bestimmtheit. Aus diesem Umstand erklärt sich auch der „gespenstische“ Charakter des Werts.

Die Qualitätslosigkeit des Werts muß besonders hervorgehoben werden. Denn sie ist das A&O, Anfang und Ende des sich selbst verwertenden Werts, der als Ziel nur seine quantitative Vermehrung kennt.

Der Wert existiert nicht an der einzelnen isolierten Ware, sondern nur im Vergleich und im

Austausch mit anderer Ware, als gesellschaftliches Verhältnis.

Diese Auffassung steht allerdings im krassen Gegensatz zur ontologisch-physiologischen Auffassung von abstrakter Arbeit und Wert bei Marx.

Der Begriff der „Werts substanz“ führt in diesem Sinne in die Irre, wenn er im handfest-materiellen Sinn genommen wird. Ebenso der Begriff der Vergegenständlichung. Nur die konkret-nützliche Arbeit kann sich vergegenständlichen.

### 3.4. Gebrauchswert

Es ist oft unterstellt worden, daß der Gebrauchswert völlig aus der Kritik der politischen Ökonomie herausfalle und Darstellung und Kritik sich nur entlang der so verstandenen ökonomischen Formen wie Wert, Geld, Mehrwert, Kapital etc. bewege. Als solcher erscheint der Gebrauchswert als völlig unhistorische Konstante, in manchen Varianten auch als Antipode des Werts. Dies auch in den Interpretationen, in denen von „Gebrauchswertorientierung“ die Rede ist und dem Gebrauchswert allerlei Subversives, Revolthafte (Reinicke) angedichtet wird.<sup>44</sup>

Der Gebrauchswert fällt aber mitnichten aus der Analyse heraus.

Erstens ist der Gebrauchswert nicht Widerspruch, sondern Voraussetzung jeglicher, d.h. auch kapitalistischer Produktion und Reproduktion.

Zweitens geht es nicht um Gebrauchswert „als solchen“.

„Wer durch sein Produkt sein eigenes Bedürfnis befriedigt, schafft zwar Gebrauchswert, aber nicht Ware. Um Ware zu produzieren, muß er nicht nur Gebrauchswert produzieren, sondern Gebrauchswert für andre, gesellschaftlichen Gebrauchswert.“<sup>45</sup>

Eine gesellschaftliche Formbestimmung der Ware liegt also in dem gesellschaftlichen Nutzen ihres Gebrauchswerts, Gebrauchswert für andere.

Drittens ist er „stofflicher Träger des Tauschwertes“<sup>46</sup>. Das Verhältnis von Wert bzw. Tauschwert zum Gebrauchswert wird von Marx im Warenkapitel in der Analyse von Wert- und Äquivalentform näher entwickelt.

<sup>40</sup> Marx, a.a.O., S.53

<sup>41</sup> Vgl. z.B. „Fetischkapitel“: „In allen Zuständen mußte die Arbeitszeit, welche die Produktion der Lebensmittel kostet, den Menschen interessieren.“ (a.a.O., S.85 f, Hervorh. von mir - F.L.)

<sup>42</sup> Sehr sympathisch in diesem Zusammenhang die kabyllischen Bauern Algeriens, die Uhren „Mühlen des Teufels“ nannten. Vgl. Zöll, a.a.O., S. 75

<sup>43</sup> Vgl Thompson: „In Gesellschaften mit aufgabenbezogener Zeiteinteilung scheint die Trennung von ‚Arbeit‘ und ‚Leben‘ am wenigsten ausgeprägt.“ (a.a.O., S. 39)

<sup>44</sup> Vgl. dazu und zum Folgenden: Kornelia Hafner, Gebrauchswertfetischismus; in: Diethard Behrens (Hg.), Gesellschaft und Erkenntnis, Freiburg 1993, vgl. auch zum selben Problem: Hartmut Apel / Joachim Heidorn, Subjektivität und Öffentlichkeit, Kritik der theoretischen Position Oskar Negts; Prokla 29, Berlin 1977

<sup>45</sup> Marx, a.a.O., S. 55

<sup>46</sup> a.a.O., S. 50

„Relative Wertform und Äquivalentform sind zueinandergehörige, sich wechselseitig bedingende, unzertrennliche Momente, aber zugleich einander ausschliessende oder entgegengesetzte Extreme, d.h. Pole desselben Wertausdrucks.“<sup>47</sup>

Der erste Ausdruck dieses Widerspruchs ist, daß

„Gebrauchswert in der Äquivalentform zur Erscheinungsform des Werts“<sup>48</sup>

wird. Der Gebrauchswert ist daher nicht einfach apriorischer Gegensatz zum Wert, sondern der Gegensatz ist eingebunden in die Existenzform der Ware selbst.

Der Gebrauchswert befindet sich in einem Verhältnis der Identität und Nicht-Identität zum Wert. Das identische Moment ist schon sprachlich erkennbar. Der Begriff des Werts ist in dem des Gebrauchswerts enthalten, ist eine auf ihn „gepfropfte Bedeutung.“<sup>49</sup>

Für die Realisierung des Werts ist der Gebrauchswert zwar unabdingbar. Für die Anhäufung von Wert und Mehrwert als dem Zweck kapitalistischer Produktion ist es letztendlich aber egal, ob dies mit Apfelkuchen oder Atomraketen geschieht. Die Dominanz und Gleichgültigkeit des Werts gegenüber dem Gebrauchswert kennt daher nur dessen „abstrakte Nützlichkeit“. D.h. der Gebrauchswert interessiert nicht unmittelbar zur Befriedigung von Bedürfnissen, sondern nur in Bezug auf die Realisierung des Werts.

Das nichtidentische Moment des Gebrauchswerts, mithin der Widerspruch zwischen Wert und Gebrauchswert besteht darin, daß die Verwertung des Werts, die Erhaltung und Vermehrung von abstrakten Quantitäten gebunden bleibt an die Umformung, Gestaltung und Bewegung von stofflicher Materie.

### 3.5 Gebrauchswert und Kapital

Das Kapital benötigt die Ware Arbeitskraft, um sich auf erweiterter Stufenleiter zu reproduzieren. Die Arbeit verwandelt sich dabei in Gebrauchswert fürs Kapital, in den Gebrauchswert des Kapitals als variables Kapital. „Die Arbeit“ als „Subjektivität“<sup>50</sup> ist aber wiederum erst Resultat der ursprünglichen Akkumulation.

„Es widerspricht sich also in keiner Weise, oder vielmehr der in jeder Weise sich widersprechende Satz, daß die Arbeit einerseits die absolute Armut als Gegenstand, andererseits die allgemeine Möglichkeit des Reichtums als Subjekt und als Tätigkeit ist, be-

dingen sich wechselseitig und folgen aus dem Wesen der Arbeit, wie sie als Gegensatz, als gegensätzliches Dasein des Kapitals vom Kapital vorausgesetzt ist, und andererseits ihrerseits das Kapital voraussetzt.“<sup>51</sup>

Subjekte sind hier die, die eigentumslos gemacht wurden und sind, und nun kein anderes Eigentum haben als ihre Arbeitskraft. Als solches ist sie erst „die Arbeit“, d.h. nichts als Arbeit.

Im kapitalistischen Produktions- und Verwertungsprozeß ist die Arbeit nun insofern entscheidend, als die Differenz zwischen dem, was die Arbeit an Wertbildung zustande bringt und dem, was ihre Erhaltung kostet, den Mehrwert zustande bringt. Die Rede davon, daß die lebendige Arbeit Wert, Mehrwert und Kapital schaffe, ist insofern mißverständlich, daß sie dies nicht in ihrer Eigenschaft als konkret-nützliche tut.

„Der Wert der Arbeitskraft und ihre Verwertung im Arbeitsprozeß sind also zwei verschiedene Größen. Diese Wertdifferenz hatte der Kapitalist im Auge, als er die Arbeitskraft kaufte ... Was aber entschied, war der spezifische *Gebrauchswert dieser Ware, Quelle von Wert zu sein* und von mehr Wert, als sie selbst hat.“<sup>52</sup> (Hervorh. von mir)

Damit sind die Bestimmungen der Warenanalyse auf den Kopf gestellt.

Hier scheint es ganz natürliche Eigenschaft der Arbeit, Wert zu produzieren. In den Vorarbeiten zum „Kapital“, in den „Resultaten“ heißt es demgegenüber:

„Ich habe bereits früher gezeigt, dass die Analyse der Ware auf ‚Arbeit‘ bei allen bisherigen Oekonomen zweideutig und unvollständig ist. Es genügt nicht sie auf ‚Arbeit‘ zu reduzieren, sondern auf Arbeit in der Doppelform, worin sie sich einerseits als konkrete Arbeit im Gebrauchswert der Waren darstellt, andererseits als gesellschaftlich notwendige Arbeit im Tauschwert berechnet wird. Vom ersten Gesichtspunkt hängt alles von ihrem besondern Gebrauchswert, ihrem spezifischen Charakter ab, der eben dem von ihr geschaffenen Gebrauchswert den spezifischen Stempel aufdrückt ... Dagegen wird von ihrer besondern Nützlichkeit, ihrer bestimmten Natur und Art und Weise ganz und gar abstrahiert, soweit sie als wertbildendes Element berechnet und die Ware als ihre Vergegenständlichung berechnet wird. Als solche ist sie unterschiedslose, gesellschaftlich notwendige, allgemeine Arbeit, ganz und gar gleichgültig gegen jeden besondern Inhalt, weshalb sie auch an ihrem selbständigen Ausdruck, dem Geld, an der Ware als Preis, einen allen Waren gemeinschaftlichen

<sup>47</sup> a.a.O., S. 63

<sup>48</sup> a.a.O., S. 70

<sup>49</sup> Marx, Theorien über den Mehrwert; MEW 26.3, Berlin 1977 S. 291

<sup>50</sup> vgl. Marx, Grundrisse, a.a.O., S. 183

<sup>51</sup> a.a.O., S. 203

<sup>52</sup> MEW 23, a.a.O., S. 208

und durch Quantität unterscheidbaren Ausdruck erhält.“<sup>53</sup>

Wert und Mehrwert produziert die Arbeit eben nicht als Gebrauchswert, sondern als allgemein-abstrakte. Veränderungen in der Produktivität der Arbeit, durch Wissenschaft, Maschinen, erhöhte Arbeitsintensität, gehen daher nicht direkt in die Wertbildung ein, sondern nur insofern sie die Arbeitszeit betreffen. Veränderungen im konkreten Arbeitsprozeß beeinflussen die Wertbildung nur, insofern sie zu Quantitäten, meßbaren Zeiteinheiten reduziert werden.

### 3.6 Fetischismus

Die Analyse des Warenfetischismus soll erklären, warum sich die verkehrte Welt im Bewußtsein der Beteiligten noch einmal verkehrt darstellt. Der rätselhafte Charakter der Ware soll, so heißt es zunächst, weder aus dem Gebrauchswert noch aus dem „Inhalt der Wertbestimmungen“, also der abstrakten Arbeit, entspringen:

„Denn erstens, wie verschieden die nützlichen Arbeiten oder produktiven Tätigkeiten sein mögen, es ist eine physiologische Wahrheit, daß sie Funktionen des menschlichen Organismus sind, und daß jede solche Funktion, welches immer ihr Inhalt und ihre Form, wesentlich Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgan usw. ist. Was zweitens der Bestimmung der Wertgröße zugrunde liegt, die Zeitdauer jener Verausgabung oder die Quantität der Arbeit, so ist die Quantität sogar sinnfällig von der Qualität der Arbeit unterscheidbar.“<sup>54</sup>

Woraus entspringt der Fetischismus der Warenform aber dann?

„Offenbar aus dieser Form selbst. Die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erhält die sachliche Form der gleichen Wertgegenständlichkeit der Arbeitsprodukte, das Maß der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer erhält die Form der Wertgröße der Arbeitsprodukte. endlich die Verhältnisse der Produzenten, worin jene gesellschaftliche Bestimmungen ihrer Arbeit betätigt werden, erhalten die Form eines gesellschaftlichen Verhältnisses der Arbeitsprodukte.“<sup>55</sup>

Hier ist nun erstmals von „gesellschaftlichen Bestimmungen ihrer Arbeit“ die Rede. Worin bestehen sie?

„Die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erhalten die sachliche Form etc.“

Die „Gleichheit“ scheint hier ganz selbstverständliche Eigenschaft der Arbeit zu sein. Das Gesellschaftliche sei ihre „sachliche Form“.

„Die Gleichheit ... verschiedener Arbeiten kann nur in einer Abstraktion von ihrer wirklichen Ungleichheit bestehen, in der Reduktion auf den gemeinsamen Charakter, den sie als Verausgabung menschlicher Arbeitskraft, abstrakt menschliche Arbeit, besitzen.“<sup>56</sup>

„In Wirklichkeit“ sind die Arbeiten in dieser Lesart ungleich. Wie wirklich ist dann ihre Gleichheit? Und was bringt die Abstraktion bzw. Reduktion zustande?

„Indem sie (die Menschen) ihre verschiedenartigen Produkte einander im Austausch als Werte gleichsetzen, setzen sie ihre verschiedenen Arbeiten als menschliche Arbeit gleich. Sie wissen das nicht, aber sie tun es. ... Was nur für diese besondere Produktionsform, die Warenproduktion gültig ist, daß nämlich der spezifisch gesellschaftliche Charakter der voneinander unabhängigen Privatarbeiten in ihrer Gleichheit als menschliche Arbeit besteht und die Form des Wertcharakters der Arbeitsprodukte annimmt ...“<sup>57</sup>

Es liegen hier offensichtlich zwei Konzepte der Gleichheit der menschlichen, der abstrakten Arbeit vor. Einmal erscheint sie als ursprüngliche Eigenschaft der Arbeit, andererseits als gesellschaftliches Resultat des Warentausches.

### 3.7. Castoriadis: Marx und Aristoteles

Zum Schluß hin einige Bemerkungen zur Aristoteles-Kritik von Marx, wobei ich weitgehend die Interpretation von Castoriadis<sup>58</sup> unkommentiert übernehme.

„Daß aber in der Form der Warenwerte alle Arbeiten als gleiche menschliche Arbeit *und daher als gleichgeltend* ausgedrückt sind, konnte Aristoteles nicht aus der Wertform selbst herauslesen, weil die griechische Gesellschaft auf der Sklavenarbeit beruhte, daher die Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte. Das Geheimnis des Wertaustauschs, die Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, *weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind*, kann nur entziffert werden, sobald der Begriff der menschlichen Gleichheit bereits die Festigkeit eines Volksvorurteils besitzt. Das aber ist erst möglich in einer Gesellschaft, worin die Warenform die allgemeine Form des Arbeitsprodukts, also auch das Verhältnis der Menschen zueinander als Warenbesitzer das herrschende gesellschaftliche Verhältnis ist. Das Genie des Aristoteles glänzt grade

<sup>53</sup> Marx, Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses Ffm 1969, S. 20 f

<sup>54</sup> Marx, MEW 23, a.a.O., S. 85

<sup>55</sup> a.a.O., S. 86

<sup>56</sup> a.a.O., S. 89 f

<sup>57</sup> a.a.O., S. 88

<sup>58</sup> Cornelius Castoriadis, Wert, Gleichheit, Gerechtigkeit, Politik. Von Marx zu Aristoteles und von Aristoteles zu uns. In: Durchs Labyrinth: Seele, Vernunft, Gesellschaft, Ffm 1983

darin, daß er im Wertausdruck der Waren ein Gleichheitsverhältnis entdeckt. Nur die historische Schranke der Gesellschaft, worin er lebte, verhindert ihn herauszufinden, worin denn „in Wahrheit“ dies Gleichheitsverhältnis besteht.“<sup>59</sup> (Hervorhebungen von mir)

Von einer „Schranke“ läßt sich sinnvoll nur sprechen, wenn hinter dieser Schranke noch etwas ist.

„Eine analoge Zweideutigkeit ist in der Marxschen Kritik an Aristoteles enthalten – und in der Rechtfertigung, mit der er ihn entschuldigt. Sah Aristoteles die ‚Gleichheit‘ der menschlichen Arbeiten nicht, weil ihn die Vorurteile seiner Zeit (oder das Fehlen des ‚Volksvorurteils‘ der Gleichheit) daran hinderten? Oder sah er nicht, was zwar schon da, aber noch nicht *erschienen* war? Oder sah er nicht, weil es *nichts zu sehen gab*, weil die Gleichheit der menschlichen Arbeiten erst im Kapitalismus ‚existiert‘ und durch ihn *geschaffen* worden ist? Erneut enthüllt sich hier die Antinomie, die das Marxsche Denken durchzieht, zwischen der Idee einer ‚geschichtlichen Produktion‘ der gesellschaftlichen (und Denk-) Kategorien und dem Gedanken einer letztlich ‚Vernünftigkeit‘ des geschichtlichen Prozesses (*also* der Möglichkeit, diese Kategorien *rational* auseinander zu entwickeln, *also* ihrer ‚Zeitlosigkeit‘) andererseits: Wenn die Antike die ‚Ungleichheit der Menschen und ihrer Arbeitskräfte zur Naturbasis hatte‘, wenn die Arbeit tatsächlich nicht gleichartig war, hatte Aristoteles recht zu sagen, was sie *war*, und nicht, was sie *nicht war*. Und er hätte Unrecht gehabt, wenn er – wie durch ein Wunder historischer Eingebung – behauptet hätte, die Arbeit sei das, was sie erst zweitausend Jahre später werden sollte. Was soll es heißen, Aristoteles sei durch ‚die historische Schranke der Gesellschaft worin er lebte‘ behindert worden, wenn es nicht doch schon etwas zu sehen *gab*, das der ‚Denkkrise‘ Aristoteles angesichts jener ‚Schranke‘ nicht sehen *konnte*? Doch was gab es denn in Wahrheit zu sehen? *Nichts*. Jenes reale Trugbild, jenes geschichtliche Konstrukt einer tatsächlichen Pseudogleichartigkeit der Individuen und der Arbeiten ist eine Einrichtung und Schöpfung des Kapitalismus, ein ‚Produkt‘ des Kapitalismus, mittels dessen der Kapitalismus *sich* produziert – und das Marx, gefesselt an die ‚historische Schranke‘ der Gesellschaft, in der er lebte, von Fall zu Fall in eine universale, übergeschichtliche Bestimmung, nämlich die Substanz Arbeit verwandelt.“<sup>60</sup>

### 3.8. Feministische Kritik am Marxschen Arbeitsbegriff<sup>61</sup>

Christel Neusüß versucht in ihrem Buch „Kopfgeburten der Arbeiterbewegung oder: die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander“,

„den inneren Zusammenhang der Produktivitäts-, Arbeits-, Handlungs-, Organisations- und Politikvorstellungen (der Arbeiterbewegung) am Kopf-Hand-Baumeistermodell“<sup>62</sup>

aufzuzeigen. Der Marxsche Arbeitsbegriff ist also ausdrücklich ihr Thema. Grob vereinfacht läßt sich ihre Kritik an Marx so zusammenfassen:

1) Marx bindet Arbeit immer an ein fertiges Produkt. Arbeit soll sich immer vergegenständlichen. Damit wird die Arbeit unterschlagen, die sich nicht unmittelbar in erzeugten Produkten niederschlägt, das ist Hausarbeit, Reproduktionsarbeit, die Produktion und Reproduktion von Arbeitskraft. Mit anderen Worten, Arbeit, die in der Regel oder überwiegend von Frauen geleistet wird. Womit zentrale Bereiche gesellschaftlich notwendiger Arbeit, d.h. hier v.a. Formen geschlechtsspezifischer Ausbeutung schon analytisch-kategorial überhaupt nicht mehr wahrgenommen werden können.<sup>63</sup>

2) Das Baumeistermodell unterstellt einen quasi willen- und widerstandslosen Gegenstand der Bearbeitung, an dem der fix und fertige Plan – bei Einhaltung und Kenntnis der betreffenden Naturgesetze – realisiert werden kann. Die äußere Natur, der Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel werden dabei zu bloßen Objekten der Aneignung reduziert.

3) Das Baumeistermodell setzt ein instrumentelles Verhältnis von Kopf und Körper voraus, wobei der Kopf den Körper zu disziplinieren hat.

4) Insgesamt liegt dem Baumeistermodell das Ideal der inneren und äußeren Naturbeherrschung zugrunde, das selber keineswegs ontologisch, sondern ein Produkt der modernen neuzeitlichen Zivilisation und Aufklärung ist.

Damit macht Marx eine spezifische, historisch zu verortende Auffassung von Arbeit zum Modell von Arbeit überhaupt.

<sup>59</sup> a.a.O., S. 74

<sup>60</sup> a.a.O., S. 234 (Hervorh. im Original)

<sup>61</sup> Die folgenden Ausführungen beziehen sich in erster Linie auf Christel Neusüß, Kopfgeburten der Arbeiterbewegung, Osnabrück 1992. Chr. Neusüß kann zwar wohl nicht als typische Feministin gelten, faßt aber jedoch einige Ergebnisse der feministischen Forschung zusammen und setzt sich ausführlich mit dem Marxschen Arbeitsbegriff auseinander.

<sup>62</sup> Neusüß, a.a.O., S.285

<sup>63</sup> Vgl. a.a.O., bes. S.130 ff und 256 ff

#### 4. Kein Ende

In der Marxschen Theorie gibt es zwei Diskurse, einen ontologischen und einen gesellschaftlich-geschichtlichen, die mehr oder weniger unvermittelt miteinander sind, sich aber ständig überkreuzen. Aus dieser Doppelstruktur ergeben sich auch die unterschiedlichen und gegensätzlichen Lesarten und Interpretationen. Beide Lesarten – die ontologische wie auch die historisch gesellschaftliche – haben Grund, sich auf den Marxschen Text zu berufen. Es macht jedoch keinen Sinn, die eine Lesart gegen die andere auszuspielen und sich auf den „wahren“ Marx zu berufen.

Es ist hoffentlich deutlich geworden, daß das dargestellte Problem nicht bloß von philologisch-exegetischem Interesse ist. Die beiden Diskurse sind letztendlich nicht miteinander vereinbar und führen auch zu unterschiedlichen praktischen Konsequenzen.

Der ontologische Begriff der abstrakt-allgemeinen Arbeit suggeriert, daß es um nichts anderes ginge als darum, daß Menschen sich Naturstoff aneignen und umformen müssen, um ihre Existenz zu sichern. Gegen diese Vorstel-

lung wird sich kein plausibler Einwand finden lassen. Die Implikationen dieses Begriffs sind aber sehr viel weitreichender.

In dem Bemühen, eine Werts substanz aufzufinden, setzt und konstruiert Marx die Vorstellung einer ursprünglichen und unwandelbaren Gleichheit aller menschlichen Arbeit, die quasi schon immer keimhaft vorhanden, in der Warenwelt im Wert ihren Ausdruck finde.

Damit ist auch der Sprung zur Entqualifizierung bzw. Quantifizierung, der sich erst durch den Warentausch ergibt, verdeckt. Infolgedessen erscheinen Wert und Geld als adäquate Ausdrucksformen menschlicher Arbeit. Von hier aus führt m. E. eine gerade Linie zu einer Priorität der Klassentheorie und Mehrwertkritik in der Geschichte der Arbeiterbewegung, oder heute zur Vorstellung von regulierten Märkten oder sozialistischer Marktwirtschaft.

Zur Kritik des Marxschen Naturverständnisses und, damit zusammenhängend, dem vollständigen Fehlen einer Analyse des Geschlechterverhältnisses und der Reproduktionsarbeit sind oben einige Hinweise gegeben. Eine gründliche Darstellung dessen muß ein andermal geschehen. <>

## Thesen zur Arbeit

Der Anlaß, dieses Papier zu schreiben, war die allgemeine Verwirrung (unsere selbstverständlich inbegriffen) bezüglich Bedeutung und Historizität so wichtiger und zentraler Begriffe wie Arbeit (im allgemeinen bzw. abstrakte / konkrete Arbeit im besonderen), Wert, Tauschwert und Wertvergesellschaftung (die Auflistung ließe sich fortsetzen ...). Nachdem die alte Gewißheit, die Zusammenhänge im Kapitalismus / Imperialismus zumindest im Groben begriffen zu haben (womit der „Rest“ dann mehr ein politisches Problem der Vermittlung, der Agitation und geeigneter Aktionsformen war), spätestens mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und ihrer Verbündeten heimlich und hinterhältig einer allgemeinen Verunsicherung bezüglich der Richtigkeit der gelernten arbeiterbewegungsmarxistischen Sichtweise der Welt gewichen war, schien die neue Position der Krisis (vormalig MK) einen echten Ausweg aus dem Sumpf festgefahrener Ideologien zu weisen. Nach anfänglichem Unverständnis und Zweifeln warfen wir uns mit wachsender Begeisterung und Überzeugung auf die Thesen der Krisis. Es ergaben sich viele neue Aspekte wie die fundamentale Wertkritik (endlich mußten wir nicht mehr mit dem Widerspruch sozialistischen Geldes leben), das Überbordwerfen des Schutts von Überproduktions-, Unterkonsumptions-, Überakkumulations- und anderen Modellen, die alle doch nicht befriedigend die Krisen und Phasen relativer Stabilität des Kapitalismus erklären konnten (schon gar nicht, warum irgendwann einmal Schluß sein sollte mit der Basis kapitalistischer Verwertungslogik, außer aufgrund ihrer gewaltsamen Beseitigung, aber wie sollte das gehen und was war in der SU daraus geworden?). Die Idee einer finalen Krise des Kapitalismus war zwar nicht neu, dafür aber ihre Begründung auf Grundlage der Entwicklung der Produktivkräfte, die genau genommen auch schon von Marx in den Grundrissen skizziert wurde, aber jetzt mit Inhalten aus der aktuellen Wirklichkeit kapitalistischer Produktivität versehen wurde.

Jetzt ließ es sich verstehen, warum die Wertgesellschaft angesichts progressiv / sprunghaft steigender Produktivität, zunehmender realer Vergesellschaftung von immer größeren Sektoren von Produktion und Reproduktion und der immensen Bedeutung von Bildungs- und Wissenschaftsbetrieb für die Aufrechterhaltung der Produktion auf immer höherem Niveau an ihre historische Grenze stößt. In dieser und manch anderer Hinsicht hat sich die Krisis ein unbe-

streitbares Verdienst um die Weiterentwicklung revolutionärer Theorie erworben. Es schien sogar so, als ob die kleinen Ungereimtheiten und Ungenauigkeiten sowie auch der „trompetenhafte Stil“ mindestens verzeihlich sind, wenn nicht gar auf Mißverständnissen oder Unverständnis und Unwissen seitens der Leser beruhen. Ein zwiespältiges Gefühl entwickelte sich bei verschiedenen Leuten erst, als die eben erst mühsam nachvollzogenen und verstanden geglaubten Theorien Stück für Stück und ohne ein Wort der Erklärung wieder verschrottet zu werden schienen. Kaum war das eine Theorem gefressen, da kam auch schon das nächste heraus, vorgeblich auf diesem aufbauend, bei näherem Hinsehen aber eher in erheblichem Widerspruch zu letzterem stehend<sup>1</sup>. Kein Wunder also, daß eine wachsende Zahl von Leuten der Ableitungswut seitens der Krisisredakteure, stets neue Kategorien und Theoreme aus dem Ärmel zu schütteln, nicht mehr folgen wollte. Dazu kamen etwas befremdliche Strategien zur Wertformüberwindung wie die gesamtdeutsche Lichterkette, Bartergeschäfte tätigende Kommunen sowie das Sprengen von Autobahnbrücken als Frontalangriff auf die Inkarnation der modernen Wertgesellschaft. Es geht hier nicht darum, eine Tragödie zu beschwören und seine Enttäuschung über die vermeintlichen Abweichungen der Krisis (im Grunde Ausdruck einer Konsumhaltung gegenüber der Krisis) in beleidigter Attitüde auf selbige zu projizieren. Alle mal geht es jedoch darum, eine gewisse Konsolidierung der theoretischen Basis zu beginnen. In diesem Zusammenhang sehen wir das oben genannte Anliegen, zur eindeutigen Definition, zur Historizität und zur begrifflichen Entwicklung der marxischen Termini beizutragen.

Wir gehen von der Überlegung aus, daß der begriffliche Inhalt solcher Kategorien wie Arbeit, abstrakte / konkrete Arbeit und Wert weder zu irgendeinem historischen Zeitpunkt einfach vom Himmel gefallen ist, noch daß er schon

<sup>1</sup> Widerspruch bei der Krisis z.B. im Arbeitsbegriff. Bezog man sich noch vor wenigen Jahren ausdrücklich auf die Marxsche Terminologie und trug in vorderster Front zur Wiederbelebung des, durch den (institutionalisierten) Arbeiterbewegungsmarxismus plattgewalzten, Marxschen Gedankengebäudes bei, so wirft man nun, ohne schlüssige Erklärung, (nicht nur) die ursprüngliche Definition der Arbeit einfach über Bord. Das Ärgerliche und Verwirrung stiftende dabei ist die Neudefinition längst belegter Begriffe, obgleich es doch Attribute wie ‚konkret‘, ‚abstrakt‘ und ‚entfremdet‘ gibt um den jeweiligen Aspekt der Arbeit zu fassen. Jedenfalls erscheint uns die Neuentdeckung der sog. Sphärentrennung nicht so revolutionär, als daß hieraus ein Ende der Arbeit gefolgert werden müßte. Eher sehen wir hier den Mechanizismus aus den Fugen zu hervorquellen.

immer in seiner heutigen Form dagewesen wäre. Beide Betrachtungsweisen wären metaphysisch-idealistisch und geben keinerlei instruktive Perspektive, die heute herrschende Wertvergesellschaftung samt ihrer möglichen Überwindung zu erklären.

## 1.

Abstrakte Arbeit setzt eine Mannigfaltigkeit unterscheidbarer konkreter Tätigkeiten sowie eine gesellschaftliche Arbeitsteilung voraus. In Urgesellschaften, in denen jedes Gesellschaftsmitglied (abgesehen von unterschiedlichen individuellen Begabungen und Geschicklichkeiten) alle innerhalb der Gesellschaft anfallenden Tätigkeiten ausüben in der Lage ist (eine Arbeitsteilung also allenfalls biologisch vorgegeben sein kann) und eine scharfe Abgrenzung verschiedener Tätigkeiten gegeneinander noch gar nicht möglich ist, kann von abstrakter Arbeit (noch) keine Rede sein. Die abstrakte Arbeit und erst recht die von ihr abgeleiteten Größen schlummern quasi in embryonaler Form in der noch rohen menschlichen Arbeit, die sich bis dahin von tierischen Verrichtungen (nur) darin unterscheidet, daß sie bewußte reflexive Tätigkeit ist. (Definition der menschlichen Arbeit als Gattungsbegriff von Lukács)

Der Unterschied zwischen Mensch und Tier bezüglich der anatomischen Voraussetzungen (Ausformung der Greiforgane, Hirnfunktionen, psychischer „Haushalt“ und innerartlicher Artikulation/Kommunikation) ist nicht scharf, wie viele eindrucksvolle Experimente mit höheren Säugetieren, insbesondere Primaten, gezeigt haben. Viele Tiergattungen sind unter experimentellen Bedingungen in der Lage, Werkzeuge zu gebrauchen. Daß Tiere einen Gefühlshaushalt besitzen, kann jedes Herrchen / Frauchen eines Hundes beobachten, wenn dieser beleidigt ist und nicht selten mit erstaunlicher Treffsicherheit Herrchens / Frauchens liebste Dinge zerfetzt und sich dann mit „reuiiger Miene“ in irgend einer Ecke verkriecht. Das in dieser Hinsicht wohl sensationellste Experiment war der erfolgreiche Versuch, einer Schimpansin die Taubstummensprache beizubringen, aus der Überlegung heraus, daß die Schimpansen zwar anatomisch nicht sprachbefähigt sind, jedoch eine ausgeprägte Feinmotorik ihrer Hände besitzen. Es gelang nicht nur, die Schimpansin auf den intellektuellen Stand eines 4-jährigen Menschenkindes zu bringen, sondern sie brachte darüber hinaus ihrem Jungen aus eigenem Antrieb ihrerseits die Taubstummensprache bei. Wir wollen damit betonen, daß die einzelnen

Tiergattungen untereinander bzw. in ihrem Verhältnis zum Menschen sich lediglich in der Quantität ihrer Voraussetzungen unterscheiden. Aber eben nur beim Menschen reichten sie zum Sprung zur neuen Qualität Arbeit. In diesem Sinne ist der Begriff „Arbeit“ ein wissenschaftlich sinnvolles Unterscheidungskriterium menschlicher und tierischer Tätigkeiten. Es sei dahingestellt, welchen Bewußtheitsgrad die frühen Menschen bezüglich ihrer neuen Errungenschaft aufwiesen. A. Baumgart<sup>2</sup> soll Recht behalten dürfen, daß die frühen Menschen ihre Reproduktion in kultisch-integraler Form vollzogen, daß zwischen Sphären der Produktion und Reproduktion nicht unterschieden werden kann, dennoch **arbeiteten** sie im Gegensatz zur Tierwelt. Genau das ist auf diesem rohen Entwicklungsstand der menschlichen Arbeit das wesentliche<sup>3</sup>. Im Laufe der menschlichen Entwicklung differenzierte und effektivisierte sich die menschliche Arbeit soweit, daß eine Aufteilung der einzelnen Arbeitstätigkeiten unter den Mitgliedern der Sippen opportun wurde.

Daß auf diesem Niveau der menschlichen Entwicklung biologische Geschlechtsmerkmale eine entscheidende Rolle im Sinne der von F. Engels<sup>4</sup> vertretenen Weise der Arbeitsteilung gespielt haben, erscheint uns durchaus einleuchtend<sup>5</sup>. An diesem Punkt der Evolution der menschlichen Historie gewinnt der physiologische Aspekt des Begriffes der *abstrakten Arbeit* seine Bedeutung in dem Sinne, daß wir davon absehen dürfen, für welche konkrete Arbeitstätigkeit die einzelnen Menschen Hirn, Muskel, Nerv (kurz menschliche Energie) verausgaben. Selbstverständlich war diese Tatsache für die Menschen auf dieser Stufe völlig bedeutungslos, der begriffliche Inhalt der abstrakten Arbeit entwickelte sich aber mit der allmählichen Steigerung der Produktivkräfte aus dieser em-

<sup>2</sup> A. Baumgart, Spezial-Reader zum Seminar im Juni '93 in HH.

<sup>3</sup> Angesichts der allgemeinen Akzeptanz der evolutiven Entwicklung der belebten und unbelebten Natur ist es eigentlich erstaunlich, wie schwer es vielen fällt, auch eine Evolution der menschlichen Arbeit, deren Formen und aus ihr abgeleiteter Größen und Gesellschaftsformen zu akzeptieren. Nicht nur an dieser Stelle zeigt sich, daß dialektisches Denken nicht nur die Analyse der entwickelten Warengesellschaft befruchtet.

<sup>4</sup> F. Engels, „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“; MEW, Bd. 21

<sup>5</sup> Wir wollen hier nicht den Biologismus predigen, schon gar nicht die gesellschaftliche Benachteiligung der Frau rechtfertigen. Im Gegenteil sind wir davon überzeugt, daß die ursprünglichen Gründe für eine geschlechtliche Arbeitsteilung aufgrund der Produktivkraftentwicklung und der Möglichkeiten der **gesellschaftlichen** Kinderbetreuung- und versorgung längst verschwunden sind. Es ist hier nicht der Ort zu diskutieren, ob es nun den „letzten kleinen Unterschied“ zwischen Mann und Frau gibt oder nicht; auch wenn es ihn gäbe, das Niveau der heutigen Produktivkraftentfaltung hätte ihn längst gegenstandslos gemacht.

bryonalen Form fort. Mit der Erwirtschaftung erster Überschüsse über das zum unmittelbaren Verzehr notwendige Maß hinaus (zunächst auf Basis des Zufalls oder überdurchschnittlicher individueller Geschicklichkeit) gewinnen die menschlichen Produkte eine neue Bedeutung:

Sie können als Geschenk an benachbarte Stämme überbracht (oder auch von diesen geraubt) werden.

Aus dem Geschenkausch mag sich der gewohnheitsmäßige Tausch überschüssiger Produkte entwickelt haben, und damit ergab sich die Notwendigkeit der Taxierung der Tauschobjekte. Es sei dahingestellt, ob diese bewußt erfolgte oder, was wahrscheinlicher ist, in mythisch-kultischer Form. Wiederum kam, lange bevor die Menschen davon Bewußtsein erlangten, ein Prinzip zu sich, das in zunehmendem Maße die Gesellschaftsstruktur diktierte, der zeitliche Aspekt der abstrakten Arbeit. Natürlich spielte die Zeit von Anfang an in der menschlichen Geschichte eine Rolle; schon allein durch die Tatsache, daß menschliche Arbeit auf die Zeitspanne zwischen Sonnenauf- und -untergang begrenzt war. Die erste durchschlagende Wirkung des zeitlichen Aspekts mag gewesen sein, daß jene Stammesmitglieder, die am geschicktesten arbeiteten, also im gegebenen Zeitintervall die meisten Produkte für die Sippe herstellen konnten, an Ansehen gewannen. Die Bedeutung des zeitlichen Aspekts der abstrakten Arbeit als Konstituent des Werts kommt erst zu einem viel späteren Zeitpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung ins Spiel, aber im Keim ist sie bereits hier angelegt.

## 2.

Das obige evolutive Modell der Genese der Arbeit und ihr untergeordneter Kategorien läßt sich unschwer auf die Entstehung, Etablierung und Persistenz der Wertgesellschaft ausdehnen. Die entscheidenden Bedingungen und Voraussetzungen sind :

- Gesellschaftliche Arbeitsteilung auf einem Niveau, das die einzelnen Produzenten zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes zum regelmäßigen Tausch mit ihnen gleichgestellten Produzenten entsprechender benötigter Produkte zwingt.
- Ein stabiles und wachsendes durchschnittliches gesellschaftliches Mehrprodukt.
- Die Möglichkeit der privaten Aneignung von Teilen des gesellschaftlichen Mehrprodukts.
- Die Unmöglichkeit für einzelne Individuen oder Gruppen von Individuen sich außerhalb der Wertvergesellschaftung (z.B. in der viel-

beschworenen Subsistenz / Autarkie!) zu reproduzieren.

- Gesellschaftliche Relevanz der Arbeit im unmittelbaren Produktionsprozeß gegenüber der unmittelbar gesellschaftlichen (nicht mehr einem bestimmten Produkt zuzuordnenden) Arbeit<sup>6</sup>.
- Gemessen am aktuellen durchschnittlichen Niveau der gesellschaftlichen Bedürfnisse muß eine Mangelsituation<sup>7</sup> vorherrschen.

An dieser Stelle halten wir einen kleinen Ausflug zur Frage, ob im tertiären Sektor Wert produziert wird, für berechtigt.

Zunächst wollen wir versuchen, die Frage zu klären, was Dienstleistungen überhaupt sind:

– Ausgelagerte Bereiche der integralen<sup>8</sup> kapitalistischen Produktion. Dazu gehören Planung, Betriebsorganisation und -verwaltung, sowie Entwicklung, Verpackung, Transport, Vertrieb etc. der Produkte, des weiteren Bank- und Versicherungswesen. Zurück bleibt der eigentliche Kern der Mehrwertproduktion, gewissermaßen das Skelett der Kapitalverwertung. Die Anbieter der obengenannten Dienstleistungen erbringen jeweils notwendige Voraussetzungen für die Produktion und Realisation des Mehrwerts im Kernbereich und erhalten dafür einen Anteil des produzierten Mehrwerts. Durch die Spezialisierung und Rationalisierung

<sup>6</sup> Die Warenproduktion ist die höchste und zugleich letzte Gesellschaftsformation, in der unmittelbare Produktionsarbeit die gesellschaftlich dominierende ist.

<sup>7</sup> Empirisch scheint es so zu sein, daß in der Phase, in der die unmittelbar gesellschaftliche Arbeit dominierend wird, das dann erreichte Produktivitätsniveau den gesellschaftlichen Mangel auf ein qualitativ neues Niveau zurückdrängt. Wir haben hierbei im Auge, daß zwar einerseits gesellschaftliche Bedürfnisse eine prozessierende Größe sind, d.h. mit der Entfaltung der Produktivkräfte quasi mitwachsen und auf diese zurückwirken, also ein Zustand vollständiger Saturation nicht nur nicht eintreten wird, sondern darüber hinaus das Ende jeglicher Entwicklung und menschlicher Kreativität bedeuten würde. Ohne die ständige Herausforderung der Erfüllung bislang unbefriedigter Bedürfnisse bzw. deren Differenzierung und Verfeinerung wären die Menschen auf mechanische Wesen, die ihre Bewußtseinsbegabung völlig ungenutzt lassen, reduziert und damit eher im Reich der Tiere anzusiedeln. Andererseits werden jene im Kommunismus zum jeweiligen Zeitpunkt unbefriedigten und immer neu entstehenden Bedürfnisse von einem qualitativ verschiedenen Niveau sein. Zum einen, weil in einer kommunistischen Gesellschaft die „groben“ an das schlichte physische aber auch psychische Überleben geknüpften Bedürfnisse längst befriedigt sein werden und müssen. Zum anderen, weil in einer auf die Bedürfnisbefriedigung ihrer Mitglieder ausgerichteten Gesellschaft die Entwicklung der gesellschaftlichen Bedürfnisse und die Methodik ihrer Befriedigung bewußt und kollektiv vollzogen sowie direkt ineinander verzahnt sein werden und nicht, wie in der Warengesellschaft indirekt über den Markt vermittelt werden bzw. dem pathologisch deformierten und seinem produktiven Beitrag zur gesellschaftlichen Reproduktion vollständig entfremdeten bürgerlichen Subjekt entspringen.

<sup>8</sup> Mit *integral* ist hier der Stoffwechsel der Kapitalverwertung von der Investition in Produktionsmittel und Arbeitskräfte über Produktion und Distribution bis zur Realisation des produzierten Mehrwerts gemeint.

in diesen Teilbereichen wird die Kapitalverwertung intensiviert. Die ultimative Essenz dieser Intensivierung / Beschleunigung der Kapitalverwertung ist die lean production / just in time production.

– Teilbereiche der kapitalistischen Reproduktion wie die Versorgung mit / Zubereitung von Nahrungsmitteln, kosmetische und medizinische Versorgung, Aus- und Fortbildung und der aufgeblähte Sektor der Freizeitindustrie.

Unter den Bedingungen der Wertvergesellschaftung kann selbstverständlich jede Arbeitstätigkeit nur warenförmig und damit wertförmig erscheinen. Damit ist aber noch lange nicht bewiesen, daß im tertiären Sektor tatsächlich Wert / Mehrwert produziert wird, schon gar nicht, daß dieser die Rolle des Rettungsankers für die untergehenden Kapitalverwertungsmöglichkeiten spielen wird.

Die produktionsbezogenen Dienstleistungen der ersten Kategorie hängen ohnehin direkt von der Quantität der tatsächlichen Produktion ab, jene der zweiten Kategorie haben im weitesten Sinne die Funktion, die im Produktionsprozeß vernutzte Ware *Arbeitskraft* wiederherzustellen, und wie jede Produktion im Kapitalismus macht auch die (Re)produktion der Ware *Arbeitskraft* ökonomisch nur solange Sinn, wie auch eine kaufkräftige Nachfrage besteht.

Reibungslose Kapitalverwertung ist solange möglich, wie zum einen die vereinte Kaufkraft der Arbeiter aus Konsumptions- und Produktionsgütersektor ausreicht, die gesamte Masse der produzierten Konsumtionsgüter (vermindert um den mengenmäßig belanglosen Anteil, den die Kapitalisten selbst konsumieren) nachzufragen, zum anderen die vereinte Kaufkraft der Kapitalisten (vermindert um ihren im Konsumtionsgütersektor verpraßten Anteil) darauf verwandt werden kann, neue Produktionsmittel im Konsumptions- und im Produktionsgütersektor anzuschaffen, also die Masse der im vorangegangenen Zyklus produzierten Produktionsgüter nachzufragen, d.h. wenn der überwiegende Anteil des produzierten Mehrwerts akkumuliert werden kann. Es stellt sich die Frage, wann dies der Fall ist und wann nicht. Davon ausgehend, daß der Kapitalist sein Kapital nur dann reinvestieren wird **und kann**, wenn eine **produktive Verwertung** zumindest in Aussicht steht, haben wir zu klären, was einer fortwährenden Akkumulation auf immer höherer Stufe im Weg stehen könnte. Dieser Suppressor besteht nach unserer Ansicht genau im prozessierenden Verhältnis von stofflicher Produktivität zur Steigerung der organischen Zusammensetzung. (Vergegenwärtigen wir uns, daß Kapitalakkumulation einerseits zu einer Steigerung der organischen Zusammensetzung führt, andererseits die stoffliche Produktivität erhöht!)

Kann nun aufgrund eines stark progressiven Wachstums der stofflichen Produktivität ( $I_R \gg 1$ )<sup>9</sup> ein zunehmender Teil des Kapitals nicht mehr produktiv reinvestiert werden, so schafft es vielleicht für den einzelnen Kapitaleigner Abhilfe, dieses in den tertiären Sektor zu investieren, für das gesamte Kapital aber nicht, da die vereinte Kaufkraft der Arbeiter nicht gestiegen ist, daher nur umverteilt werden kann und mit ihr die Probleme der Verwertung der einzelnen Kapitale. Die einzige Form von Dienstleistungsunternehmen, die hier noch Abhilfe schaffen könnte, wäre die massenhafte Gründung von Spielkasinos, Golfplätzen und anderen Luxus-Kapitalvernichtungsinstitutionen.

### 3.

In einer nachkapitalistischen Gesellschaft, die, nach einer gewissen Übergangsphase für Wiederaufbau, Umbau und Ausbau der Produktionsmittel, zwar keinen gesellschaftlichen Mangel mehr erzeugt aber dennoch um eine gesellschaftliche Arbeitsteilung nicht herkommt, besitzt der Begriff der abstrakten Arbeit (und zwar sowohl hinsichtlich seiner qualitativen Seite, also der Unterscheidbarkeit einzelner konkreter Arbeitstätigkeiten, als noch viel mehr hinsichtlich seiner quantitativen Seite, seinem zeitlichen Aspekt, und zwar in der Form einer Ökonomie der Zeit im Sinne der Ausweitung der *disposable time*) weiterhin entscheidende Bedeutung<sup>10</sup>.

Hierzu folgende Überlegungen:

– Der Kapitalismus entwickelt potentiell die Möglichkeit der Beendigung der Produktion gesellschaftlichen Mangels durch seine hohe Entwicklung der Produktivkräfte.

– Aufgrund der Vereinheitlichung der Wissenschaften, der zunehmenden globalen Vernetzung von Informations-, Stoff- und Güteraus-tausch, der Verwissenschaftlichung und Automatisierung der Produktion schafft der Kapitalismus auch das Fundament für ein Ende der Notwendigkeit der gesellschaftlichen Arbeitstei-

<sup>9</sup> Gemeint ist hier der Rentabilitätsindex, den wir in unserem „Papier ohne Titel“ (Juni 1993) entwickelt haben.

<sup>10</sup> Begriffe wandeln ihre Bedeutung mit der Entwicklung der gesellschaftlichen Realität. Diese Eigenschaft teilen selbstverständlich auch ökonomische Begriffe. Z.B. tritt der Aspekt der *abstrakten Arbeit*, von der konkreten gesellschaftlichen Nützlichkeit der Arbeit abzusehen, zurück, während der zeitliche Aspekt der abstrakten Arbeit in der Ökonomie der Zeit aufgeht und hier eine neue Blüte erfährt.

lung. Setzte ein Handwerk wie z.B. das des Schreiners oder Schmieds einst noch jahrelange Lehre und ein hohes Maß an Geschick und langjähriger Erfahrung voraus, so ist es heute gesellschaftliche Normalität (allerdings unter dem Druck drohender Arbeitslosigkeit), von einem Beruf zum anderen umzuschulen. Dennoch ist es auf absehbare Zeit nicht vorstellbar, daß es den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern möglich sein wird, quasi simultan (also ohne zeitintensive Umschulungsmaßnahmen oder dergleichen) jede produktive Tätigkeit innerhalb der Gesellschaft auszuüben. Die Vollentwicklung der dazu notwendigen Voraussetzungen ist vom Kapitalismus auch kaum zu erwarten, zumindest aus dem einfachen Grunde nicht, weil er bis dahin die Welt längst zugrunde gerichtet hätte.

– Aus oben Gesagtem läßt sich eine nachkapitalistische Gesellschaft postulieren, die zwar im Gegensatz zum Kapitalismus die Verausgabung gesellschaftlicher Arbeit bewußt plant, aber eben zur Ermittlung der Zweckmäßigkeit der Einführung einer neuen Produktionsmethode gerade auf den Inhalt des Begriffs *abstrakte Arbeit* zurückgreift. Wenn wir nämlich als Mitglieder einer frei assoziierten Gemeinschaft von Produzenten darüber entscheiden wollen, ob es sinnvoller ist, in unserer alten Schuhfabrik, in der in a Arbeitsstunden an den (Näh-, Stanz-, Kleb-) Maschinen unter Verbrauch von b (mit Aufwand von b' Arbeitsstunden hergestelltem) Material (Leder, Garn, Gummi, Kleber ... ) sowie einem Aufwand von c Arbeitsstunden für die Wartung und Instandhaltung der alten Maschinen einen Output von d Schuhen herzustellen, oder unter Verbrauch von (anteilig) e Arbeitsstunden für Entwicklung, Produktion und Einrichtung (Installation und Programmierung) neuer Maschinen<sup>11</sup>, die dann aber nur noch a\* Arbeitsstunden an den neuen Maschinen, c\* Arbeitsstunden für deren Wartung und

b\* Ausgangsmaterial erfordern, um den gleichen Output von d Schuhen zu erreichen, so setzen wir die Äquivalenz der völlig verschiedenen (und von verschiedenen Mitgliedern unserer Gesellschaft ausgeführten) Arbeiten in ihrem zeitlichen Aufwand voraus. (Damit soll natürlich nicht gesagt werden 1h Stanzen = 1h Programmieren, sondern daß sich beide gleichermaßen auf ein bestimmtes Quantum einfacher menschlicher Arbeit reduzieren lassen.)

Und wenn wir dies auf höherer Ebene nicht nur für eine konkrete Fabrik, sondern für die regionale oder gar globale Einführung eines ganz neuen Produktionsverfahrens oder ganzer Produktionsaggregate tun, so werden wir nicht umhin kommen, mit durchschnittlichen gesellschaftlichen Produktivitäten bei der Dimensionierung und Berechnung der Zweckmäßigkeit seiner Einführung umzugehen.

Eine Vorgehensweise, die dem Kapitalisten völlig fremd ist, da ihn primär der Profit und nicht eine Rationalität der gesellschaftlich verausgabten Arbeit interessiert. Dennoch ist es in beiden Fällen abstrakte menschliche Arbeit, die hier zur Taxierung der Zweckmäßigkeit eines neuen Verfahrens, dort zur Konstitution des Werts der vom Kapitalisten hergestellten Waren, die entscheidende Rolle spielt. Letzteres geschieht natürlich ohne sein bewußtes Zutun, quasi hinter seinem Rücken.

#### 4.

Da die Fähigkeit der Mitglieder einer Gesellschaft, prinzipiell jede der innerhalb der gesellschaftlichen Produktion anfallenden Tätigkeiten auszuüben, weitaus höhere Voraussetzungen an individuellen Bildungsgrad, globale Vernetzung und Automation der Produktion sowie deren Ausrichtung auf menschliche Bedürfnisse stellt, ergibt sich daraus eine mögliche Abgrenzung der Begriffe Sozialismus und Kommunismus hinsichtlich der Existenz abstrakter menschlicher Arbeit. Die Überwindung der Voraussetzung für deren Existenz wird erst infolge der bewußten Planung und Entwicklung der Produktionsmittel entlang den Erfordernissen menschlicher Bedürfnisbefriedigung in Produktion und Konsumtion in einer nachkapitalistischen, sozialistischen Gesellschaft bewerkstelligt. Erst in dieser, vom Standpunkt des heutigen Niveaus der Produktivkraftentwicklung noch utopisch anmutenden, Phase verliert die *abstrakte Arbeit* sowohl ihren quantitativen wie auch ihren qualitativen begrifflichen Inhalt. Hierher gehört auch der von R. Kurz geprägte Begriff des *produktiven Müßiggangs*. Es ist

<sup>11</sup> Von zwei weiteren wichtigen Aspekten unseres Beispiels können wir hier absehen:

1. Der Anteil e' für die Planung und Programmierung der neuen Maschinen an der Gesamtarbeit zur Herstellung von d Schuhen erhöht sich nicht, wenn wir statt d Schuhe eine Menge von 10d oder 100d Schuhen herstellen.

2. Den Kapitalismus bringt der zunehmende Anteil wissenschaftlicher Arbeit an der Produktion arg in Bedrängnis, da wissenschaftliche Arbeit nicht wertbildend ist, andererseits innerhalb der Warengesellschaft aber doch wertförmig erscheinen muß. In einer nachkapitalistischen Gesellschaft stellt dies hingegen kein Problem dar, da der gesellschaftliche Bedarf an einem bestimmten Gebrauchsgut zumindest prinzipiell ermittelbar ist und somit z.B. der Aufwand für die Programmierung neuer Maschinen auf den Produktionsbedarf umgelegt werden kann, selbstverständlich nicht im Sinne der Wiedereinführung des Werts durchs Hintertürchen, sondern um einer zeitökonomischen Berechnung der disposable time willen. Allgemeine wissenschaftliche Arbeit (z.B. Grundlagenforschung) muß dann aufgrund unbestreitbarer gesellschaftlicher Notwendigkeit nicht mehr verrechnet werden.

sofort ersichtlich, daß es nicht sehr sinnvoll ist, eine vollautomatische Produktion, die sich selbst regelt (z.B. Produktion in biologischen/ökologischen Regelzyklen<sup>12</sup>) oder mit

wenigen Kommandos aus dem Strandkorb oder vom Frühstückstisch per Daten-Fernübertragung auskommt, hinsichtlich der in ihr verausgabten Arbeitszeit taxieren zu wollen. <>

---

<sup>12</sup> Hiermit ist eine, zugegebenermaßen bislang utopische, der Funktion des Stoffwechsels lebender Organismen nachempfundene Produktionsform gemeint, deren Output sich am Bedarf relativ zu einem bestimmten Pegel via Rückwirkung des Produkts auf die Quantität der Produktion von selbst regelt. Zumindest für die Zukunft der chemischen, biochemischen und pharmazeutischen Industrie ist diese Form der Produktion durchaus denkbar. Ganz nebenbei erfordert eine solche Produktion selbstverständlich, ebenfalls analog zur be-

---

lebten Natur, einen integralen Stoffwechselzyklus, der mit dem heute in aller Munde geführten *Recycling* (dem kläglichen Versuch einer nachträglich aufgepfropften Beseitigung der verheerendsten Schäden einer allein auf den Markt ausgerichteten, gesellschaftlich unkontrolliert / unbewußten Produktion) nichts gemeinsam hat. Der Begriff *Recycling* deutet ja treffend bereits an, daß während oder im Gefolge der Produktion anfallende Abfälle nachträglich und künstlich wieder in einen Kreislauf zurückgeführt werden sollen.

Matthias Grewe

## Einwände und Fragen

### Ein Brief zu den Karlsruher „Thesen zur Arbeit“

Hamburg, den 1.5.1994

Liebe Leute aus Karlsruhe,

verzeiht mir bitte dieses etwas verspätete Eingehen auf eure ‚Thesen zur Arbeit‘. Zur Kenntnis genommen habe ich sie schon länger. Vor allen Dingen, die ersten Seiten direkt zum Arbeitsbegriff gefallen mir gut. Es zeichnet sich sowieso ab – in mehreren Papieren, sowohl solchen, die hervorgehen aus unserem ‚Kasseler Arbeitszusammenhang‘, als auch anderen Texten für die ‚Übergänge‘ –, daß so etwas ähnliches wie eine ‚Ehrenrettung‘ des Marxschen Arbeitsbegriffs stattfindet. Nicht in einem dogmatisch-katechistischen Sinne, daß nicht sein kann, was nicht sein darf, sondern in einer ersten, noch wie ein Gemurmel daherkommenen Aufhebung der abstrakten Negation der Theorieproduktion der ‚alten Arbeiterbewegung‘.<sup>1</sup>

Gleichzeitig besteht hierin aber auch schon der Pferdefuß eures Papiers, übernehmt ihr doch – nachdem ihr eine Zentralkategorie der Krisis kritisch reflektiert und damit eigentlich den Zugang zum gesamten Marxschen Werk in seinem Gesamtzusammenhang wieder freilegt – zu vorschnell bestimmte Resultate der Krisis, die m. E. zu eurer anderen Fassung des Arbeitsbegriffs so nicht mehr passen. Ohne hier jetzt in die Probleme selbst hineingehen zu können, möchte ich trotzdem zwei Beispiele nennen.

1. Ich halte es für überaus fragwürdig, Überproduktions-, Unterkonsumtions- und Überakkumulationsmodelle vorschnell über Bord zu werfen. Steht doch das krisentheoretische Konstrukt der Krisis auf recht wackeligen – will heißen – abstrakten Füßen. Natürlich ist die Tendenz zur zunehmenden Herausnahme lebendiger Arbeit aus dem Produktionsprozeß ebenso wenig zu bestreiten, wie die stetige Zunahme der Verwissenschaftlichung der Produktion. Aus dieser Grundannahme allerdings nähere Bestimmungen z.B. bezüglich des aktuellen Krisenverlaufs, dessen Dauer, der Verwobenheit von struktureller und zyklischer Krise zu machen, dürfte schwer sein.

Nur ein Hinweis: Entgegen der scheinbar auf der Hand liegenden Wirkung obiger Tendenz, daß die absolute Masse lohnabhängiger Arbeit im gleichen Maße zurückgeht, wie die Masse der Arbeitslosen anschwillt, haben wir, zumindest in der BRD, auf der empirischen Oberfläche einen widersprüchlich verlaufenden Prozeß.

Die absolute Zahl der erwerbstätigen Bevölkerung steigt stetig an. Ein nicht gering zu schätzender Anteil der heutigen Arbeitslosigkeit ist auf die wesentlich höhere Zahl von Leuten zurückzuführen, die dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen (zur Lohnarbeit freigesetzt sind), als dies früher der Fall war – ein Propagandaargument der bestehenden Bundesregierung zwar (und sicherlich auch der nächsten), aber nicht ohne Wahrheit. Es sind also in den letzten zehn Jahren in absoluten Zahlen durchaus Arbeitsplätze geschaffen worden.

Gleichwohl existiert ein zunehmendes Mißverhältnis zwischen auf dem Arbeitsmarkt angebotener Arbeitskraft und notwendiger Arbeitskraft, um auf dem bestehenden – und sich momentan rasch entwickelnden – Produktivkraftniveau kapitalistische Mehrwertproduktion als gesellschaftliches Verhältnis ohne wesentliche gesellschaftliche Friktionen ablaufen zu lassen. Der angehäufte gesellschaftliche Reichtum ausgedrückt in den Produktivkräften, der der Sache nach disponible Zeit auf hohem Niveau für viele bedeuten könnte, drückt sich unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen in einem raschen Anwachsen der ‚relativen Überbevölkerung‘ (im Verhältnis zur Zahl der fürs Kapital brauchbaren Menschen) aus. Überflüssige Zeit umgewandelt in überflüssige Menschen.

Was ich damit nur sagen will ist, daß abstrakteste Aussagen in ihrer reinen Form nicht hinreichen, die konkrete Vielfalt heutiger Wirklichkeit adäquat zu erfassen, ohne sie zu vergewaltigen. Es bedarf also der bestimmten theoretischen Übergänge hin zur empirischen Oberfläche, u. a. also auch der kritischen Auseinandersetzung z.B. mit Überproduktionsmodellen. (s.a. MEW 26.2 S. 497 ff.)

Ohne hier jetzt das Angerissene weiter ausführen zu können,<sup>2</sup> kann ich mir einen eurer mögli-

<sup>1</sup> Diese Wortprägung ‚alte Arbeiterbewegung‘ benutze ich hier einmal als Hilfskrücke. Vielleicht kommen wir ja im Laufe unseres weiteren Durchgangs zu einer besseren Charakterisierung dieser Epoche.

<sup>2</sup> Übrigens nicht nur hier. Dieser Problemzusammenhang, wie viele andere auch, befindet sich momentan nicht in dem Reflexionskontext kritischer Theoriebildung und letztlich damit auch nicht in meinem.

chen Einwände gegen die absolute Zunahme der Erwerbstätigen schon vorstellen.

Ihr könntet einwenden, daß ja ein zunehmend größerer Teil der erwerbstätigen Bevölkerung im ‚Dienstleistungsbereich‘ bzw. ‚tertiären Sektor‘ arbeitet und deshalb unproduktiv ist. Wobei wir dann schon bei Punkt 2 meiner Kritik wären.

2. Um ehrlich zu sein, ich halte ‚Begriffe‘ wie ‚Dienstleistungsbereich‘ oder ‚tertiärer Sektor‘ für Namen einer Erscheinung, die, weil diese nicht wirklich begriffen ist, Schein- oder Möchtegernplausibilität suggerieren. Ich kann natürlich auch hier das Problem selber nicht anfassen, nur einige Anmerkungen und Fragen dazu.

– Ist die Ware ein Ding, im Sinne von unmittelbar handgreiflicher Sache, oder ein Ding im Sinne von Verhältnissen (Hegel)?

– Dazu auch Marx: „Nur der Arbeiter ist produktiv, der Mehrwert für den Kapitalisten produziert oder zur Selbstverwertung des Kapitals dient. Steht es frei, ein Beispiel außerhalb der Sphäre der materiellen Produktion zu wählen, so ist ein Schulmeister produktiver Arbeiter, wenn er nicht nur Kinderköpfe bearbeitet, sondern sich selbst abarbeitet zur Bereicherung des Unternehmers. Daß letzterer sein Kapital in einer Lehrfabrik angelegt hat, statt in einer Wurstfabrik, ändert nichts an dem Verhältnis.“ (MEW 23, S. 532)

– Oder in den Theorien über den Mehrwert, zu produktiver und unproduktiver Arbeit (MEW 26.1).

– Im zweiten Band des Kapitals, ‚Der Zirkulationsprozeß‘ (wohl nicht ganz unwichtig hinsichtlich der Frage, welche Tätigkeiten der Produktion des Mehrwerts vorausgesetzt sind oder seiner Realisierung dienen, daher aus ihm bezahlt werden, und welche selbst mehrwertschöpfend sind.), wird zum Beispiel der Transportsektor eindeutig als mehrwertschaffender Produktionssektor charakterisiert. (MEW 24 S. 60f)

Überhaupt erscheint mir hier der ‚Arbeiterbewegungsmarxismus‘ z. B. auch bei der Krisis noch im Kopf herumzuspukeln. Mehrwertproduktive Sektoren werden ‚instinktiv‘ gleich gesetzt mit auf fordistischer Grundlage ablaufender industrieller Arbeit bzw. Produktion, in der ein bestimmter Arbeitertypus mit Blaumann und Schwielen an den Händen herumläuft und bestimmte handgreifliche ‚Dinge‘ produziert. Wenn eine geschichtlich bestimmte Erscheinungsform kapitalistischer Produktion aber sukzessive abschmilzt, aufgrund eines gewalti-

gen Produktivkraftsprunges, sagt das erst mal wenig über das Abschmelzen wertproduktiver Arbeit als vielmehr über deren Formwandel. Auch hier wieder das unvermittelte Hinundherspringen zwischen Theorie und Empirie.

Produktives Kapital als einzige mehrwertschöpfende Kapitalform ist bei Marx aber anders bestimmt, wie auch der Begriff des industriellen Kapitals, der alle drei Formen – Geldkapital, produktives Kapital und Warenkapital –, die es durchlaufen muß, um sich zu realisieren, bezeichnet. (s. MEW 24, S. 56 )

Um aus der Zirkulation der Produktion von Schnellschüssen und Verkürzungen – in der auch ich noch kreise – herauszukommen, würde ich mir mittelfristig schon eine solche Debatte über den ‚Rest‘ des Ersten, den Zweiten und Dritten Band des Kapitals wünschen, wie sie momentan hauptsächlich über die sog. ‚Basiskategorien‘ geführt wird. Wobei sich mir an dieser Stelle die Frage stellt, ob die kategoriale Arbeit eine Einbahnstraße ist. Vom Wert zum Kapital. Nach dem Motto, erst die Fundamente richtig fassen und dann voran schreiten. Ist nicht Marx umgekehrt über seine Kritik der realen Verhältnisse und der ganzen Totalität erst zu einer genaueren Bestimmung verständiger und auch historisch übergreifender Abstraktionen gekommen?

Versteht mich bitte nicht falsch. Ich kann selbst nicht sagen, auf welcher Ebene der Darstellung die von mir erwähnten Probleme anzusiedeln sind, es ist ihnen aber m.E. nur beizukommen, wenn man sich den Gesamtzusammenhang des Marxschen Denkens zu vergegenwärtigen versucht. Zu mehr als dieser Aufforderung: ERNEUT, ABER RICHTIG, ZURÜCK ZU MARX! sollten sie auch nicht dienen.

Bevor ich zum Schluß komme, möchte ich noch einige kleine Spiegelstrichanmerkungen machen, die mir beim Lesen eures Papiers durch den Kopf gingen.

– Warum benennt ihr das Aus-Dem-Ärmel-Schütteln ‚stets neuer Kategorien und Theoreme der Krisisredakteure‘ als ‚Ableitungswut‘? Zum einen ist es ja gerade das Ärgerliche, daß da überhaupt nichts mehr abgeleitet ist, zumindest für Außenstehende nicht nachvollziehbar, und zum anderen wird das Ressentiment bezüglich des Begriffs der Ableitung verstärkt. Laßt uns lieber versuchen, Klarheit über den Vorgang der Ableitung, seine Notwendigkeit und seine allzu leicht falsche Handhabung zu schaffen.

– Zu eurer Feststellung: „Mit der Erwirtschaftung erster Überschüsse über das zum unmittelbaren Verzehr notwendige Maß hinaus (zunächst auf Basis des Zufalls oder überdurchschnittlicher individueller Geschicklichkeit)

Es ist aber eines meiner Anliegen, dorthin (wieder) zu kommen, und insofern halte ich ein ad-acta-Legen bestimmter Problemstellungen für verfehlt.

gewinnen die menschlichen Produkte eine neue Bedeutung“.

Dazu Marx: „Von der mehr oder minder entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Produktion abgesehen, bleibt die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen gebunden. Sie sind alle rückführbar auf die Natur des Menschen selbst, wie Race usw., und die ihn umgebende Natur.“ Der Abschnitt aus dem dieses Zitat stammt, scheint mir, nebenbei bemerkt, auch interessant hinsichtlich der ‚Türcke-

Debatte‘ und auch der ontologischen Lesart von Marx durch Lukács. (s. MEW 23, S. 534 letzter Absatz ff.)

So, an dieser Stelle will ich erstmal schließen, und hoffe, daß eine Diskussion beginnt über diese – aber auch andere – Fragen, auf die ich ebenso wenig Antworten habe wie ihr und die wir deshalb gemeinsam angehen sollten.

Mit herzlichen Grüßen aus Hamburg

## „Von der Großen Methode“

„Meister Hegel lehrte: Alles was ist, ist nur dadurch, daß es auch nicht ist, d.h. dadurch, daß es wird oder vergeht. Im Werden ist *Sein* und *Nichtsein*, ebenso im Vergehen. Das *Werden* geht über in ein *Vergehen* und das *Vergehen* in ein *Werden*. Aus dem vergehenden Ding wird ein anderes Ding, in dem werdenden Ding vergeht ein anderes. So ist keine Ruhe in den Dingen, noch im Betrachtenden. Schon im Reden änderst du, Redender, dich und ändert sich das, worüber du redest. Aber wenn auch in jedem Ding etwas Altes ist, so kann man doch ganz gut von neuen und alten Dingen reden. Nicht unbestimmter wird die Redeweise derer, die die *große Methode* richtig anwenden, sondern bestimmter.

Meister Hegel sagte: Dinge sind Vorkommnisse. Zustände sind Prozesse. Vorgänge sind Übergänge.“

*Bertolt Brecht, Me-ti, Buch der Wendungen*